This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49572.11

Harvard College
Library

FROM THE FUND BEQUEATHED BY
Archibald Cary Coolidge
Class of 1887
PROFESSOR OF HISTORY
1908–1928
DIRECTOR OF THE UNIVERSITY LIBRARY
1910–1928

In gleichem Verlage sind erschienen:

Riehl, W. H., musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. 1r Band. 3te Auflage. 8.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

—— —— Zweite Folge.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

—— **Culturstudien aus drei Jahrhunderten.** 2r unveränderter Abdruck. gr. 8.
Rthlr. 2. — oder fl. 3. 24 kr.

—— **Hausmusik.** Fünfzig Lieder deutscher Dichter in Musik gesetzt. gr. 4. 2te Auflage. cartonnirt.
Rthlr. 2. 21 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

—— **die Naturgeschichte des Volkes** als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. 3 Bände. gr. 8.
Rthlr. 4. 21 Ngr. oder fl. 7. 54 kr.

1r Band. Land und Leute. 5te Auflage.
Rthlr. 1. 18 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

2r Band. Die bürgerliche Gesellschaft. 5r unveränderter Abdruck.
Rthlr. 1. 18 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

3r Band. Die Familie. 5r unveränderter Abdruck.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

—— **culturgeschichtliche Novellen.** 2r unveränderter Abdruck. 8.
Rthlr. 1. 24 Ngr. oder fl. 3. —

—— **die Pfälzer.** Ein rheinisches Volksbild. 2r unveränderter Abdruck. gr. 8.
Rthlr. 1. 27 Ngr. oder fl. 3. 12 kr.

Die deutsche Arbeit.

Von

W. H. Riehl.

Zweiter unveränderter Abdruck.

N. 2515.

ERFURT

Stuttgart.
Cotta'scher Verlag.
1862.

49572.11
✓
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 3 1942
Coolidge Fund

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Seiner Majestät

dem Könige

Maximilian II.

von Bayern

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom Verfasser.

Allerdurchlauchtigſter Großmächtigſter König!
Allergnädigſter König und Herr!

Euere Majeſtät weckten in mir den Keimgedanken dieſes Buches, und aus befruchtenden Geſprächen erwuchs mir der Plan, Studien über deutſchen Arbeitsgeiſt und deutſches Arbeitsideal zu ſchreiben, zugleich als eine Predigt der Arbeit: denn nichts mag überall den thatkräftigen Geiſt der Arbeit leuchtender entfachen, als die Erkenntniß dieſes Geiſtes. Angeſichts einer ſo gewaltigen Grundidee erſcheint meine Ausführung freilich nur als Verſuch und Stückwerk, und ich beſcheide mich gern, blos angeregt zu haben, wo beſſere Männer vollenden mögen.

Nicht im engen Zimmer, ſondern auf dem fröhlichen Reiterzuge durch's Hochgebirg im Sommer 1858

war es, wo Euere Majestät zwischen Fels und Wald mich für das Thema von der deutschen Arbeit begeisterten. Dieser heitere Ursprung blieb mir unvergessen, und eingedenk desselben war es mir oft, als ziehe frische, gesunde Bergluft durch die Studirstube, wenn ich das Manuscript der deutschen Arbeit zurecht legte. Vielleicht, daß der Leser in Form und Gedanken auch des gedruckten Buches noch einen leisen Hauch solcher Bergluft spürt.

Dichter haben es leicht, wenn sie Fürsten ihre Werke widmen. Sie können im freiesten Gedankenfluge des Verses sagen, wie es ihnen um's Herz ist, ungebunden in „gebundener Rede." Dem Prosaworte

ziemt hier nur der gemeſſene Ton. Und doch darf wohl auch der Proſaiker ſchlicht und ehrlich mit dem Geſtändniſſe vor ſeinen König treten, daß ein rein innerlicher Beweggrund ihn antrieb, dieſe Schrift Euerer Majeſtät öffentlich darzubringen, nämlich das Gefühl aufrichtigſter Dankbarkeit. Euere Majeſtät haben vor ſieben Jahren mein Lebensſchickſal bedeutſam gewendet, meinem Wirken eine freiere Bahn eröffnet; Euere Majeſtät haben ſeitdem mit wahrhaft väterlicher Güte und Nachſicht an all meinem Streben und Schaffen theilgenommen: und ſo ſind Euere Majeſtät ja wohl ſelber die Urſache, daß ich dieſes beſcheidene Zeichen des Dankes nicht blos in tiefſter

Ehrfurcht, als vor meinem Könige und Herren, sondern zugleich menschlich bewegt und vollen Herzens, als vor dem väterlich treuesten Gönner und Förderer, in Dero Hand niederlege.

In tiefster Ehrfurcht verharrt

Euerer Majestät

treugehorsamster

W. H. Riehl.

Inhalt.

I. Zur Einleitung.

Seite

Der Inhalt des Buches in der Geschichte seines Titels 3

II. Arbeitsehre in alter und neuer Zeit.

Erstes Kapitel. Von der Natur der Ehre 15
Zweites Kapitel. Allerlei Ehrgeiz des Arbeiters 19
Drittes Kapitel. Mittelalterliche Schranken der Arbeitsehre . 23
Viertes Kapitel. Die Würde der Arbeit mißt sich nach der Natur der Arbeit 30
Fünftes Kapitel. Zunftgeist und Zunftehre 37

III. Die nationale Arbeit.

Erstes Kapitel. Die persönliche Arbeit und die Volkspersönlichkeit 55
Zweites Kapitel. Die Völker legitimiren sich durch ihre Arbeit . 61
Drittes Kapitel. Steigende Scheidung der nationalen Arbeit . 65
Viertes Kapitel. Das Gleichgewicht der Arbeit 69
Fünftes Kapitel. Die Form des Bodenbaues und die Bauernsitte 75
Sechstes Kapitel. Das Arbeitsproduct der bürgerlichen Berufe und die städtische Gesittung. Natur der Geistesarbeit . . . 84
Siebentes Kapitel. Der Zusammenhang zwischen Volksgeist und Arbeitsproduct wird am klarsten in der Geistesarbeit . . . 90
Achtes Kapitel. Die Geistesarbeit sondert und eint die Völker . 96
Neuntes Kapitel. Vom Schutz der nationalen Arbeit . . . 99
Zehntes Kapitel. Die nationale Arbeit im gesammten Volksbewußtseyn 104

IV. Die Arbeit in Lied und Spruch.

Erstes Kapitel. Der Humor der Faulheit 111
Zweites Kapitel. Das Lob der Armuth 117
Drittes Kapitel. Spott und Prahlerei der Berufslieder . . . 124
Viertes Kapitel. Der Schlüssel dieser Räthsel 129
Fünftes Kapitel. Wie das Sprüchwort die frische That ehrt . 136
Sechstes Kapitel. Wie das Sprüchwort den Geiz geißelt . . 141

V. Die Arbeit in Sitte und Sage.

Seite
Erſtes Kapitel. Allgemeine Züge 149
Zweites Kapitel. Die Arbeitsſymbolik der Thierwelt 154
Drittes Kapitel. Teufelsarbeit; Schatzgräberei und Glücksſpiel 159
Viertes Kapitel. Beten und Arbeiten 164
Fünftes Kapitel. Die wilde Jagd der Arbeit 170

VI. Die Arbeit und die Bibel.

Erſtes Kapitel. Arbeitsſprüche des alten Teſtaments 177
Zweites Kapitel. Neuteſtamentliche Arbeitsmoral 192

VII. Wie das Volk den Fleiß werthet.

Erſtes Kapitel. Gangbare Vorurtheile 201
Zweites Kapitel. Maßſtäbe des Fleißes 206

VIII. Erfolg, Gewinn und Profit.

Erſtes Kapitel. Scheidung der drei Begriffe 221
Zweites Kapitel. Standpunkt verſchiedener Arbeiterkreiſe . . . 228
Drittes Kapitel. Gerechte Wage 233
Viertes Kapitel. Der Gewinn als Regulator des Fleißes . . 236
Fünftes Kapitel. Moraliſt, Volkswirth und Socialpolitiker . . 239

IX. Spitzbubenarbeit.

Erſtes Kapitel. Die Gaunerei als negative Arbeit 245
Zweites Kapitel. Sociale Charakterzüge. Die Arbeitskur im Zuchthauſe 250

X. Die Arbeiter.

Eine Volksrede aus dem Jahre 1848 257

XI. Poeſie der Arbeit.

Erſtes Kapitel. Der erſte Wurf 279
Zweites Kapitel. Erlebte Werke 283
Drittes Kapitel. Mühſal und Genuß des Schaffens 289
Viertes Kapitel. Ideelle Theilung der Arbeit 295
Fünftes Kapitel. Die letzte Hand 298

XII. Arbeitsſchule im großen Styl.

Erſtes Kapitel. Hiſtoriſche Schule 303
Zweites Kapitel. Sociale Schule 315

I.

Zur Einleitung.

Der Inhalt des Buchs in der Geſchichte ſeines Titels.

Jedes Volk arbeitet nach ſeiner Art. Der Griff, womit es die Arbeit anfaßt, der Blick, mit dem es das Weſen der Arbeit erkennt, das Maß, nach welchem es Fleiß, Talent und Erfolg werthet, ſind Urkunden ſeiner tiefſten Charakterzüge. Die Seele des Volkes ſpringt aus ſeiner Idee der Arbeit hervor, wie aus ſeiner Praxis der Arbeit. Darum kann man ebenſo gut Volkskunde im Erforſchen der Volksarbeit ſtudiren, wie die Lehre und Geſchichte der Arbeit in der Volkskunde neue und reiche Quellen ſuchen muß.

Dieſer Gedanke begeiſterte und leitete mich bei der vorliegenden Schrift. Ich wollte zeigen, wie ſich deutſcher Geiſt in deutſcher Arbeit kundgibt. Und wie das Ausſinnen und Abfaſſen des Buches mich ſelbſt erhob und tröſtete in dieſer für jedes deutſche Gemüth ſo niederdrückenden Zeit, ſo hoffte ich, ſollte ſich auch der Leſer erfriſcht und gehoben fühlen, wenn ihm die ſittliche Hoheit der deutſchen Arbeitsidee recht lebendig vor die Seele träte. Tagesgemäß iſt gegenwärtig ja blos die große Politik; zeitgemäß aber iſt, glaube ich, Alles, was dazu beitragen mag, unſer nationales Selbſtgefühl zu heben und unſere Thatkraft zu ſpannen. In dieſem Sinne wünſchte ich, mein friedliches Thema als ein für dieſe kriegeriſchen Tage zeitgemäßes behandelt zu haben.

Die Einleitung soll jedoch Inhalt und Absicht des Buches genauer aus einander legen, als es in solchen allgemeinen Sätzen geschehen kann. Zu diesem Zwecke schlage ich einen etwas ungewohnten Weg ein, der mitten durch die schriftstellerische Werkstatt führt.

Wer je ein Buch geschrieben, der weiß, wie schwer es ist, einen richtigen und handlichen Titel zu finden. Schon bei dem ersten Keimgedanken eines Werkes geben wir, fast unbewußt, dem ungeborenen Kinde einen Namen; denn wenn wir auch keinem Menschen davon erzählen, so wollen wir es doch im Stillen bei uns selbst zu benennen wissen. In seltenen Fällen bleibt dieser mit der Idee des Buches auf Einen Schlag entsprungene Titel stehen. In der Regel dagegen ändert er sich gleichen Schrittes mit den Hauptstufen der Ausarbeitung des Buchs. Denn unter der gestaltenden Hand wird uns der Stoff immer in vielen Stücken ein anderer werden als wir vorgedacht, und gerade dies gibt den schärfsten Sporn des Schreibens, daß uns im Schreiben neue Stoffe und neue Gedanken aufgehen. Darum *denkt* man sich wohl von Anbeginn den Titel eines Buches, allein man schreibt ihn nicht nieder; das Niederschreiben desselben soll umgekehrt von Rechtswegen der letzte Federzug seyn. Und da der Titel nicht blos den materiellen Inhalt des Buches, sondern auch Geist und Tendenz desselben in knappem Schlagwort andeuten soll, so werden uns die im Laufe der Arbeit entstandenen *Varianten* des Titels zugleich als *Wegweiser der inneren Entstehungsgeschichte* des Buches erscheinen. Diese Wegweiser möchte ich hier aufstellen, um dem Leser anzudeuten, was ich in das nachfolgende Buch hinein gearbeitet habe.

Anfangs gedachte ich dasselbe kurzweg „Die Arbeit“ zu überschreiben. Allein dies nackte Wort deckt nachgerade einen wahren Abgrund von Begriffen; es ist ein überdefinirtes Wort, in welches man so vielerlei Sinn hinein geschoben, daß es schier gar keinen besonderen Sinn mehr hat. Der Volkswirth, der Moralphilosoph, der Socialist, Jeder denkt sich etwas anderes unter diesem Wort, und wenn alle Drei ein Buch über die Arbeit schreiben, so würden sie nicht etwa denselben Gegenstand aus drei verschiedenen Gesichtspunkten, sondern drei verschiedene Gegenstände behandeln. Gerade die gangbarsten und ältesten Wörter sind oft die vieldeutigsten. Denn lange bevor man sie wissenschaftlich an einen klaren Begriff zu ketten suchte, hat der Volksmund sie zu den verschiedensten Werthen in Umlauf gesetzt. Neugeprägte Schulwörter dagegen decken viel sicherer und dauernder ihren Begriff; darum sind sie den Gelehrten so bequem, mögen sie gleich noch so fremd und häßlich klingen.

Nun kam mir freilich bei meinem Sinne des Wortes „Arbeit“ der verbreitetste Sprachgebrauch stark zu Hülfe. Ließe sich's nur mit Einem Wort auf's Titelblatt werfen, daß man gerade diesen volksgeläufigsten Redebrauch meine! Wo das Volk schlechthin von Arbeit spricht, da faßt es dieselbe immer in einer engeren Bedeutung. Es denkt an eine aus sittlichen Motiven entspringende, nach sittlichem Ziele ringende That, die mit dem Nutzen für uns selbst zugleich den Nutzen für andere Leute verbindet. Nur drückt es sich nicht so vornehm aus, sondern es definirt negativ wie die Kinder; es veranschaulicht uns einen Begriff, indem es uns alles das aufzählt, was dieser Begriff nicht ist.

Der Volksmund sagt also: die Arbeit ist kein Spiel, das heißt, keine Kraftentfaltung zum Scheine ohne sittlichen Zweck, zum bloßen Ergötzen, ohne daß ein positiver Gewinn und Erfolg für uns und Andere errungen werde. Spielen heißt die Zeit vertreiben, Arbeiten die Zeit festhalten. Als einen deutschen Kernspruch hat darum Zinkgref mit Recht das satyrische Wort jenes Leydener Professors aufgezeichnet, der, gefragt, wie hoch man spielen solle, erwiderte: „Zum mindesten Satz um einen Rosenobel, denn die Zeit ist kostbar."

Definiren wir, wie's im Wörterbuche steht: „Arbeit ist eine freiwillige Kraftäußerung, die um eines bestimmten Erfolges willen unternommen wird," dann wäre Essen auch Arbeit. Das Volk weiß aber schon aus der Geschichte vom Schlossergesellen, der so langsam gefeilt und so geschwind gegessen hat, daß arbeiten und essen zweierlei ist, und kaum leuchtet dem Mutterwitz des gemeinen Mannes ein Gegensatz deutlicher ein, als der im Bibelwort gesetzte: „Wer nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen." Denn wenn das Essen auch jeden Zug der Arbeit hat, wie er im Buche steht, so fehlt ihm doch das sittliche Motiv und Ziel. Das kann das Volk nicht sagen, es ahnt es aber um so tiefer.

Unser negativ definirender Feld- und Waldphilosoph spricht dann weiter: auch Stehlen und Betrügen ist nicht Arbeit. Denn wenn der Dieb gleich Alles thut, was der ehrliche Arbeiter, und im Schweiße seines Angesichtes sein Brod stiehlt, so stellt er doch die Arbeit auf den Kopf, weil er statt sittlicher Motive und Ziele gegentheils geradezu unsittliche setzt. Darum kann auch der Dieb, mag er sich gleich noch so rührig tummeln in seinem Gewerb, niemals fleißig seyn. Denn

Fleiß ist wie Arbeit ein geweihetes Wort und allezeit ehrlich. Fleiß ist jener Kraftaufwand des Arbeiters, der da wächst und fällt mit den Hindernissen, welche die Natur der freien menschlichen That entgegen stellt, jener Kraftaufwand, der um der Selbstbezwingung der Trägheit unsers Fleisches willen an sich schon einen sittlichen Gehalt hat, aber voraussetzt, daß auch das Ziel dieser Selbstbezwingung ein sittliches sey.

Andererseits nennt der Sprachgebrauch eine sehr sittliche That, sofern sie nur ein Proceß in unserm eigenen Innern ist und sich lediglich auf uns selbst bezieht, höchstens bildlich eine Arbeit, und setzt darum dem Arbeiten das Beten sogar stracks entgegen. Dabei kann jedoch der Philosoph aus dem Volke in allerlei Verlegenheit kommen. Denn wenn z. B. der Bettler in katholischen Landen für den Sechser, welchen ich ihm schenke, sechs Paternoster zum Heil meiner Seele zu beten verspricht, so wäre das freilich Arbeit in aller Form. Der Protestant wird nur bezweifeln, daß es noch ein wirkliches Beten sey. Ein Katholik kann darauf erwidern: Wenn der protestantische Pfarrer auf der Kanzel für die Gemeinde und gleichsam als die Stimme der Gemeinde das Vaterunser betet, so ist dies auch Arbeit in aller Form und zwar sogar ein Stück Berufsarbeit. So wie sich eben die inwendige Erbauung nach Außen kehrt und für Andere wirkt, gewinnt sie jenen einzigen Zug, welcher dem rein subjectiven Gebete fehlte, um es zur Arbeit zu machen.

Da nun aber das Volk vor allen Dingen die Arbeit als sittliche That faßt, und dieser tiefsinnige, ächt deutsche Gebrauch des Wortes „Arbeit“ so ganz mit der in diesem Buche zu entwickelnden Idee der Arbeit stimmte, so fiel mir

inmitten dieser Untersuchungen ein zweiter, verbesserter Titel von selber in die Hand: „Die Arbeit als sittliche That.“

Es kam ein weiterer Grund hinzu, der mir diese Aufschrift besonders passend erscheinen ließ. Das Buch hat einen polemischen Zug, welchen man in den Abschnitten von der Arbeit in Sitte und Sage, Lied und Spruch, dann von Erfolg, Gewinn und Profit ziemlich scharf ausgeprägt finden wird. Derselbe ist wider jenen modernen Materialismus gemünzt, der keinen Unterschied mehr kennt zwischen einem Schaffen und Raffen blos um eigennützigen Gewinnes willen und der Arbeit, welche in aufopferungsfreudiger Begeisterung um des idealen Erfolges willen unternommen wird. Dieser Materialismus schätzt den Werth der nationalen Arbeit lediglich nach der Summe der alljährlich erzeugten marktfähigen Güter; Reichthum und Wohlstand ist ihm die wahre Grundlage aller Volkssittlichkeit, und undenkbar erscheint es ihm, daß im bloßen Jagen nach Wohlstand Einzelne und ganze Völker sich moralisch auf den Hund arbeiten und in Folge dessen zuletzt dann doch auch wieder wirthschaftlich zu Grunde richten können. Gegen solchen Mammonsgeist der Arbeit sträubt sich der Mutterwitz wie der sittliche Ernst des deutschen Volkes. Gar oft liegen jedoch in einem scheinbar ausschließenden Ringen nach Erwerb sittliche Motive und Ziele verhüllt, und mit der allgemeinen Phrase wider den Materialismus schüttet man leicht das Kind mit dem Bade aus. Wenn ich mir nun bei diesem Buche die Doppelaufgabe stellte, einerseits die volkserziehende Kraft der Arbeit, dann aber auch die volksverderbende Macht der ruhelos raffenden Geldgier klar zu legen, so konnte nur aus ganz concreten Beobachtungen über Geist und Wesen der

Arbeit ein gerechtes Maß des Urtheils nach beiden Seiten erwachsen.

Dieser Gedanke barg zugleich einen dritten, tiefer greifenden Titel, den ich lange festhielt: „Der Geist der Arbeit."

Die Vorrede hätte dann bequem etwa in folgenden Worten anheben können: „Mit zweierlei Gedankenaccent läßt sich der Titel dieses Buches lesen. Entweder man betont das Wort Geist, oder das Wort Arbeit. Beides rechtfertigt sich durch den Inhalt des Buches, und die Aufschrift ist in der That doppelsinnig gedacht. Sie deutet die theoretische Tendenz des Buches an, wenn man das erste Hauptwort unterstreicht, und die praktische, unterstreicht man das zweite. „„Der Geist der Arbeit"" läßt eine Untersuchung über Wesen und Natur und die inneren Gesetze der Arbeit erwarten, und zwar nicht blos jener materiellen Arbeit, deren Gesetze der Nationalökonom erforscht, sondern auch der Arbeit des Geistes, die so vielfach ihre noch selten beschriebenen eigenen Wege geht. „„Der Geist der Arbeit"" dagegen könnte die Aufschrift einer Volksrede, einer Predigt, eines Tendenzbuches seyn, welches Begeisterung für die Ehren der Arbeit, heiligen Eifer für die sittliche Weihe des Fleißes entzünden möchte und in Bild und Beispiel darthun, wie die Kraft und Würde der Einzelnen und der Völker steigt und fällt mit der Kraft und Würde ihrer Arbeit."

Insoweit sollte dieser Titel mit zweierlei Accent wohl dem zwiefachen Grundzuge des Buches entsprechen. Schließlich aber erschien er doch wieder zu allgemein und abstract für die sehr concreten Abschnitte, welche folgen.

Der Boden, von dem ich überall ausgegangen, ist unser deutsches Vaterland, und wo ich auch von der Arbeit schlecht-

weg zu reden beginne, da komme ich doch allemal rasch wieder auf die deutsche Arbeit zurück.

Der Rechtsgelehrte spürt den Urkunden des deutschen Rechtes nicht blos in alten Gesetzen nach, sondern auch in alten Volkssitten und Sprüchen. Er weiß, der Geist unseres Rechtes ist ein Stück Volksgeist. Dieser Volksgeist aber ist nicht etwa ein nebliges Gespenst, über das man gut Worte machen kann, weil es doch noch Niemand gesehen hat: er läßt sich leibhaft citiren, wenn Einer nur die rechte Beschwörungsformel weiß. Der Jurist citirt ihn, indem er alte und neue Rechtsgewohnheiten an's Licht zieht und sie vergleicht mit den daraus erwachsenen Gesetzen, indem er die Rechtssprüchwörter des Volkes zusammenstellt und deutet und selbst jene Sagenkreise durchforscht, darin das sittliche Bewußtseyn des Volkes in seinen besondern Localtönen gespiegelt erscheint.

Sollte man nicht die Arbeitsidee eines Volkes in ähnlicher Weise festhalten können? Freilich stehen wir hier auf einem noch viel minder angebauten Land. Die Rechtsgeschichte der einzelnen großen Culturvölker ist ein breit und reich durchforschter, längst als zunftfähig anerkannter Wissenszweig. Die Geschichte der Volkswirthschaft dagegen wurde vor noch nicht langer Zeit als ein wissenschaftliches Unding, als ein nutzloses Register von Irrgängen und Mißgriffen angesehen; sie begann sich erst seit wenigen Jahrzehnten zum Gehalt und der Würde einer wirklichen Wissenschaft aufzuringen. Und doch gibt auch die Geschichte der Volkswirthschaft nur einen Theil der Geschichte der Arbeit und überläßt das große eigenartige Gebiet der Geistesarbeit der allgemeinen Culturgeschichte. Vollends neu aber ist es, den Volksgeist zu beschwören, daß

er in den Sitten und Sagen, Liedern und Sprüchen des Volkes uns Rede stehe über die Weise, in welcher das Volk wirthschaftliche Grundgedanken begreift und ahnt, versteht und mißversteht. Wir fanden keine Zeit dazu im Wirbel des nationalökonomischen Umschwunges, der mit einer neuen Welt der Arbeit zugleich eine neue Wissenschaft der Arbeit an's Licht rief; wir fanden keine Zeit im Wirbel des socialen Umschwunges, der wohl zu himmelstürmenden Lehren über Natur und Gesetz der Arbeit lockte, aber den beschaulichen Einblick in die ökonomischen Culturalterthümer unseres Volksgeistes vielmehr wie eine romantische Spielerei erscheinen ließ. Das ist jedoch ein flaches und ungerechtes Urtheil. Keiner wird dem Volke in's Herz blicken und eine wahrhafte Volkskunde schreiben, der nicht den Arbeitsgeist des Volkes zu erkennen und nach seinen positiven Charakterzügen zu zeichnen weiß. Und andererseits wird die historische Behandlung der Nationalökonomie immer eine tiefe Lücke zeigen, wenn sie nicht die in Sitte und Spruch, in Brauch und Aberglauben überlieferte Wirthschaftsweisheit des gemeinen Mannes als Wahrzeichen des Volksgeistes neben die buchgelehrte Theorie zu stellen versteht.

Fast auf jedem Blatte dieser Schrift ging ich den Gedanken und Ahnungen des deutschen Volkes von der Arbeit nach und suchte sie mit meinen eigenen Analysen zu verbinden. Und wie mir diese scharfen, kecken Blitze unseres Volksgeistes erst recht Lust und Muth zum Werke gaben, so sollen sie, hoffe ich, auch auf den Leser zündend wirken. Dadurch aber war zugleich dem Buch eine Farbe gegeben, die auch aus dem Titel hervorschimmern mußte. Wäre ich ein Freund von absonderlichen aber schlagenden Titeln, so würde ich kurzweg

die Aufschrift gewählt haben: „Die Arbeit auf deutsch.“ Buchmäßiger klänge schon: „Die Arbeit im deutschen Volksgeiste;“ etwas dunkel, doch aber gut zu deuten, nachdem man das Buch gelesen: „Deutsche Arbeit und deutscher Geist.“

Ich schrieb zuletzt kurzweg: „Die deutsche Arbeit.“ Da der Leser nun die Geschichte dieses Titels kennt, so weiß er ihn auch auszulegen und ist orientirt über den Inhalt des Buchs. Nicht was das deutsche Volk arbeitet, soll erzählt werden, sondern wie es arbeitet, wie es über die Arbeit denkt, und wie es sich selber zu einem immer reineren Ideale der Arbeit erzogen hat. Von der Arbeit schlechtweg ging der Verfasser aus und kam am Schlusse zum deutschen Geiste der Arbeit. Er glaubt aber mit diesem Ende dennoch dem Anfang nicht untreu geworden zu seyn. Denn der deutsche Arbeitsgeist zeichnet sich in zwei Punkten ganz besonders aus und führt uns dadurch nahe dem Ideal der Arbeit, nämlich durch die sittliche Hoheit, mit welcher er Motiv und Ziel der Arbeit faßt und durch den Universalismus, kraft dessen er alle Zweige der Arbeit gleichmäßiger als irgend eine andere Nation durchgebildet und zur eigenthümlichsten Entwicklung geführt hat. Darum schließt der scheinbar engere Titel: „die deutsche Arbeit“ dennoch in sich die vorerwähnten zwei scheinbar weiteren Titel: „die Arbeit als sittliche That“ und „der Geist der Arbeit;“ er schließt sie darum ein, weil der deutsche Geist in der That die Arbeit in ihrer lautersten sittlichen Größe und in ihrer reichsten und bestgegliederten Stufenfülle erfaßt und verwirklicht.

II.

Arbeitslehre in alter und neuer Zeit.

Erstes Kapitel.

Von der Natur der Ehre.

Als im sechzehnten Jahrhundert mit dem neu erwachenden deutschen Nationalbewußtseyn auch eine kindlich treuherzige Freude über die Kraft und Milde des deutschen Wortes die Geister unserer Altvordern durchleuchtete, da nannten sie unsere Muttersprache nicht selten „die holdselige deutsche Sprache.“ Dieser Ausdruck liegt mir auf der Zunge, wenn mich fort und fort der Tiefsinn unserer Redebilder überrascht.

Wer da fragt: was ist Ehre? und auf die kurze Frage kurzen Bescheid begehrt, den möchte ich zunächst an die Redebilder der „holdseligen deutschen Sprache“ verweisen. Sie sagt: „der Mann hat Ehre im Leib,“ gleich als sey die Ehre ein Lebensorgan unsers Wesens; sie spricht vom „Ehrabschneiden,“ als sey die Ehre wie ein Glied mit unserm Körper verwachsen; sie sagt, man muß den Menschen „an der Ehre kitzeln,“ als sey die Ehre das Nervengeflecht unseres Geistes. Ja man sollte meinen, die Ehre käme mit uns leiblich zur Welt, denn ein uneheliches Kind, in Schanden gezeugt und in Unehren geboren, galt den hartgesitteten Vorfahren für unehrlich sein Lebenlang.

Die Ehre leibt und lebt in uns; denn sie ist das Wahrzeichen unserer freien Menschenwürde. Wir haben Ehre,

indem wir uns selbst als eine sittliche Persönlichkeit wissen und fühlen; wir zeigen uns ehrenhaft, indem wir das in uns erkannte Urbild unserer sittlichen Persönlichkeit zum Richter unserer Thaten machen. Ehrenhaftigkeit fällt darum in ihrem Ziele allerdings zusammen mit Gottesfurcht und Sittlichkeit, keineswegs aber in ihren Motiven. Der Religiöse ist sittlich um Gottes willen, der Ehrenhafte um seiner selbst, ja wohl gar um des Urtheils anderer Leute willen. „Ehre will geehrt seyn." Darum ist Ehrenhaftigkeit eine weltliche Tugend, die zunächst ächte Selbsterkenntniß voraussetzt, und die Kirche predigt nicht das Evangelium der Ehre. Insofern aber die Selbsterkenntniß gleichen Schrittes wächst mit der Gotteserkenntniß, ist allerdings auch die Idee der Ehre durch das Christenthum gefestet und vertieft worden. Die Erkenntniß des in uns ruhenden göttlichen Urbildes unserer sittlichen Persönlichkeit, d. h. auch die Prüfung unserer Ehre führt zur Gotteserkenntniß.

Es genügt uns aber nicht, daß wir uns in unserer persönlichen Ehre begreifen und ehrenhaft handeln: wir wollen auch von Andern in Beidem erkannt seyn. Diese Anerkennung unserer Ehre ist nichts Anderes als die Anerkennung des Rechtes unserer Persönlichkeit, worauf alles menschliche Gemeinleben ruht. Wir fordern aber solche Anerkennung Dritter nicht blos für unsere Person schlechthin, sondern auch für einzelne Handlungen und ganz besonders für dasjenige Wirken, welches uns den bestimmten Platz in der bürgerlichen Gesellschaft anweist. In diesem Sinne nun sprechen wir von der Ehre des Berufes und der Arbeit. Wir wollen unser eigenstes, persönlichstes Wesen in unserer Arbeit

geehrt sehen, und aus diesem Drang nach persönlicher Ehre der Arbeit, der um so mächtiger in allen Volkskreisen erwacht, je höher die Gesittung steigt, kann man schon schließen, daß die persönlichste Arbeit die menschenwürdigste sey. Die verkannte und mißachtete Arbeitsehre des gemeinen Mannes weckte socialistische Wühlereien; die Idee der Ehre der Arbeit selber fällt aber wieder zermalmend dem Socialismus auf den Kopf; denn sie setzt die persönliche Arbeit voraus, und diese taugt den Socialisten ganz und gar nicht.

Es ist ein wunderlich Ding um diese Ehre der Arbeit! Können wir uns doch selbst den persönlichen Gott nicht denken, ohne ihm die Ehre der Arbeit zu geben. Es klänge uns frivol, zu sagen, unser Herrgott habe Ehre im Leibe, aber es erscheint uns fromm, mit dem Psalmisten zu rufen: „Die Himmel rühmen die Ehre Gottes und die Veste verkündet seiner Hände Werk.“ Unser Bedürfniß nach Arbeitsehre ist so groß, daß wir sie selbst dem lieben Gott schenken zu müssen glauben. Und wenn der Mensch nach der höchsten, persönlichsten Ehre der Arbeit ringt, so sagt er in stolzer Demuth, er arbeite zur Ehre Gottes!

Um der alten Standesehre willen schießt zuweilen noch Einer den Andern todt. Aber um der modernen Arbeitsehre willen entbrennen sociale Revolutionen der Völker. Suchen wir dieser riesenstarken, dämonischen Idee der Ehre gründlich und schrittweise nahe zu kommen.

Schon das Bedürfniß der Anerkennung unterscheidet die Ehre im Allgemeinen sehr klar von der religiösen Sittlichkeit. Wer betet, soll in sein Kämmerlein gehen, und wer gute Werke übt, soll die Linke nicht wissen lassen, was die Rechte

thut. Es genügt, daß Gott unſern Kampf um ſittliche Heiligung ſieht; unſere Ehre dagegen ſoll die Welt kennen. Ehrgeiz mag uns verderben, aber er beſchimpft uns nicht; dagegen hat die Sprache nicht umſonſt ſo viel ſcharfe Schimpfwörter wider die Frömmler und Betbrüder gemünzt, welche ſich den Menſchenruhm der Gottesfurcht auf den Knieen errutſchen wollen. Von der religiöſen Weihe der Arbeit, die nur den Menſchen vorausſetzt, predigen die älteſten Propheten; die Ehre der Arbeit aber iſt zu einem modernen Begriff ausgewachſen, der erſt vollgültig wird in einer hochentwickelten bürgerlichen Geſellſchaft.

Wir wünſchen jedoch nicht blos äußere Anerkennung unſerer Ehre: wir machen ſogar den Vollbeſtand der Ehre abhängig von jener. Mag Einer noch ſo viel Ehre im Leib haben und deſſen gewiß ſeyn: das genügt ihm nicht. Wenn er ſeine Ehre unerkannt ſieht oder gar geläugnet von Andern, ſo achtet er damit dieſe Ehre ſelbſt für tödtlich verletzt. Darum iſt Ehre nicht blos das Selbſtbewußtſeyn unſerer ſittlichen Perſönlichkeit, noch blos die Kundgabe deſſelben in ehrenhaften Thaten, ſondern auch die Anerkennung alles dieſen von der bürgerlichen Geſellſchaft. Der ſittlich ſelbſtbewußte Mann beanſprucht bei Dritten ein Recht auf Ehre; ſo fordert auch das Volk, welches ſich der ſittlichen Kraft ſeiner Arbeit bewußt geworden, die Ehre dieſer Arbeit als ein Recht.

Zweites Kapitel.

Allerlei Ehrgeiz des Arbeiters.

Es erſchien uns die Ehre in dreifacher Geſtalt: wir ſollen ehrenhaft *handeln*, wir ſollen uns des Vollgehaltes unſerer ſittlichen Würde in dieſer Handlungsweiſe *bewußt werden*, und wir ſollen die *Anerkennung* unſerer Ehre von Andern fordern.

In verſchiedenen Zeitläuften tritt nun eines und das andere jener drei Momente der Ehre entſchiedener, oft einſeitig beſtimmend, hervor. So meint man zum Beiſpiel, im Mittelalter ſey die Idee der Ehre beſonders kräftig entfaltet geweſen, obgleich dieſe Zeit doch gewiß nicht ſittlich höher ſtand als die Gegenwart. Allein die herrſchenden Stände des Mittelalters forderten die *Anerkennung* der Ehre von jedem Dritten ſo nachdrücklich, ſie formulirten die äußeren Merkzeichen dieſer Anerkennung ſo ſorgſam und ſpitzig, ſie pochten ſo derb auf ihre Ehre und ſagten und ſangen ſo fein von derſelben, daß Ehre in der That niemals ſchärfer gefordert und vertheidigt worden iſt. Allein es war doch vorwiegend eine äußerliche, ſtandesmäßig beſchränkte Ehre, die man verfocht, und die Idee der ſittlichen und ehrenhaften That iſt ſeitdem gar viel voller und reicher allem Volke aufgeblüht. Wir *fordern* weniger Ehre, weil wir mehr Ehre *haben*.

In der Jugend der Völker sucht man die Ehre überhaupt zunächst in dem Trutz und der Energie, womit der Mann sein äußeres Recht auf Ehre behauptet, im persönlichen Muth und Uebermuth. Die Schulknaben machen's ebenso, und Volksgruppen, welche noch in den Flegeljahren leben, verfahren in diesem Stück genau wie weiland die vornehmen Leute in einer noch vorwiegend ritterlichen Zeit. Wenn man unsern Proletariern in aufgeregten Tagen von der Ehre jeglicher Arbeit predigte, dann wollten sie allemal diese Ehre gleich für sich mit Händen greifen und meinten, daß man Geistesarbeit höher lohne als Handarbeit, das sey auch eine Arbeitsehre, die man ihnen entrissen, und daß die Genüsse des Lebens ungleich ausgetheilt sind in der Gesellschaft, das sey ein Betrug, den man an ihnen und ihren Rechten als Arbeitern begangen. In dem Eifer die Ehre der Arbeit zu verfechten, schwingen diese Proletarier den Prügel auch gleich für eine Hand voll anderer Dinge, die gar nicht zur Arbeitsehre gehören. Das ist ächt mittelalterlich. Die Arbeit ehren, heißt nichts weiter, als die in ihr entwickelte sittliche Thatkraft anerkennen. Und dies thun wir jetzt bei jeder Arbeit, während man es früher aus äußeren Gründen nicht überall that. Wer aber Lohn und Genuß mit dieser rein sittlichen Werthung seines Schaffens vermengt, der hat schon darum die rechte Ehre der Arbeit bei sich selbst verwirkt.

Wenn es eine Schwäche jugendlicher Culturstufen ist, daß der Mann die Ehre seiner Arbeit allzu trutzig anerkannt wissen will, so zeigt sich in schlaffer, ausgelebter Zeit oft das Gegentheil: man dünkt sich erhaben über die Arbeitsehre. So galt es im vorigen Jahrhundert für ganz besonders adelig,

nichts zu thun, arbeitlos von seinem Gelde zu leben. Die bürgerliche Canaille sollte arbeiten, nicht der Edelmann. Ich weiß nicht, ob es damals Touche gewesen, wenn man einen Baron einen „Faullenzer" gescholten hätte, und ob er für dieses Wort seinen Degen hätte ziehen müssen. In unsern Tagen sucht der großstädtische Speculant möglichst rasch so viel Geld zusammen zu raffen, daß er in voller Manneskraft bereits nichts mehr zu arbeiten braucht und von seinen Zinsen leben kann. Daß der wahrhaft gebildete und sittliche Mensch ein Bedürfniß nach Arbeit hat und daß es seine Ehre und Freude ist, so lange zu arbeiten als die Kraft des Leibes und Geistes widerhält, davon haben jene Geld- und Genußsüchtigen keine Ahnung mehr. Nichtsthuerisch von seinem Gelde leben, ist ihnen ein Zauberwort, welches die feinste, parfümirteste sociale Stellung ausspricht, und der Stolz, zahllose Coupons allmonatlich abschneiden zu können, steht ihnen über aller Arbeitsehre. Wie vor hundert Jahren dem Geschlechtsadel die Ehre der Arbeit in nichts zerrann, darum weil der Stand damals ganz besonders entartet war, so geht es heutzutage ähnlich bei der großstädtischen Geldaristokratie, eben weil sie die zahlreichsten socialen Krankheitsformen in sich hegt.

Die alten Zünfte gingen oft bis zur lächerlichen Spielerei in den Formen der äußeren Anerkennung der Arbeitsehre. Gar mancher heutige Handwerker macht's umgekehrt: er möchte sein Geschäft am liebsten incognito betreiben; begegnet man ihm auswärts, so bringt man oft mit aller List nicht aus ihm heraus, welches Zeichens er ist. Hat der Mann einen Sohn, so darf sich dieser beileibe nicht in den Beruf seines Vaters setzen; denn es gilt für vornehm, über den

eigenen Beruf als einen erbärmlichen zu räſonniren und die Kinder wo möglich etliche Stufen höher zu treiben. Man möchte überhaupt nicht gerne angeſehen ſeyn, als ob man arbeiten müſſe; man treibt's aus Liebhaberei, man ſetzt das Geſchäft fort, weil man's einmal hat und vorzeitige Penſionäre ſich gewöhnlich dem Trunk und andern Laſtern ergeben. Im Uebrigen könnte man eigentlich arbeitslos von ſeinem Gelde leben, und das dünkt dem modernen Philiſter doch immer das wahrhaft himmliſche Leben auf Erden.

Von einem Pochen auf die Anerkennung der Arbeitsehre iſt alſo hier nicht entfernt die Rede; im Gegentheil, man ſchämt ſich wohl gar der Arbeit.

Mag nun aber auch dieſer Rückſchlag vorkommen, daß einzelne Ungebildete ſich der Arbeit ſchämen (denn wer das arbeitsloſe Genießen höher ſtellt als den der Arbeit entquollenen Genuß, iſt immer ein ungebildeter Menſch) — ſo müſſen wir doch im Ganzen anerkennen, daß ſich die Ehre der Arbeit im öffentlichen Bewußtſeyn unendlich vertieft und geläutert hat.

Drittes Kapitel.

Mittelalterliche Schranken der Arbeitsehre.

Im Mittelalter war die Ehre der Arbeit ein Ausfluß der Standesehre; die persönliche Ehre, und also auch die Ehre der persönlichen Arbeit, war in der genossenschaftlichen vorbedingt, während wir umgekehrt immer geneigter werden, auf Grund der sittlichen Würde der individuellen Arbeit erst die Ehre einer ganzen Arbeitergenossenschaft zu schätzen. Der geniale Meister eines bürgerlichen Berufes wird leicht selbst gesellschaftlich höher gewerthet als ein vornehmer Schwachkopf, der an den höchsten Arbeitsproblemen herumpfuscht.

Die Untersuchung über jene mittelaltrige Ehre der Arbeit als Standesehre ist eine Aufgabe für den Rechtshistoriker, während die moderne Ehre der Arbeit ein Stoff für den Nationalökonomen ist, dazu für den Moralphilosophen und Volksforscher.

Die alten Stände umschlossen eine höhere und niedere Rechtsfähigkeit; ein Ausfluß dieser socialen Rechtsfähigkeit war aber die persönliche Ehre der Standesgenossen und damit zugleich die Ehre ihres mit dem Stande enge verwachsenen Berufs. Bürger- und Bauernarbeit war nicht ehrenhaft für den Ritter, obgleich sie an sich durchaus nicht für unehrenhaft galt. Die Ehre des Handwerks stieg, als es aus den Händen

der Unfreien in die Hände freier, also mit höherer Rechtsfähigkeit ausgerüsteter Städtebürger überging. Diese aber suchten ihre Berufsehre sofort wieder auf einem eigenen Rechtsboden als Zunftehre abzugrenzen. Zunftlieder, Zunftfeste und Bräuche feiern scheinbar oft die Ehre der Arbeit, während sie in der That vielmehr den Rechten des Standes die Ehre geben. Ja die Zunftehre konnte in Tagen des Verfalles sogar geradezu ein Vorwand der Faulheit werden und war also gar nicht gleichbedeutend mit der Ehre der Arbeit. Unehrlich Geborene konnten aus äußeren Rechtsgründen nicht zur Ehre der Arbeit kommen, wenn sie auch noch so stark der Kraft und Pflicht zu solcher Arbeit sich bewußt waren. Und wenn das Mittelalter die Ehre der Arbeit in diesem Sinn der Standesehre faßte, dann durfte es auch sehr wohl von „unehrlicher Arbeit" reden und nahm nicht, gleich uns, eine Tautologie in den Mund.

Hans Lang von Lantzke in Pommern hatte dem Herzog Bogislaw das Leben gerettet. Da nun der Herzog diesen Bauer zum Danke reich begnadete, wollte er ihm auch für seine Nachkommen die Freiheit schenken, daß sie nicht mehr zu frohnden und zu zinsen brauchten, wie es die Vorfahren gethan. Hans aber nahm diese Gnade nicht an, sondern sprach: „Einem Bauern dienet nicht frei zu seyn; denn er weiß der Freiheit nicht zu gebrauchen und wird entweder faul und zuletzt ein Bettler, oder er wird übermüthig und bauernstolz und kommt auch so zu Fall." (Wie es auch Sprüche Salom. 29, 21 heißt: „Wenn ein Knecht von Jugend auf zärtlich gehalten wird, so will er darnach ein Junker seyn.") Der Bauer war sich so klar bewußt, daß seine Kinder nur

in den örtlich herkömmlichen Rechtsschranken des Standes ordentlich als Bauern arbeiten würden, daß er in der Freiheit der Arbeit nicht die Ehre der Arbeit, sondern nur die Schande der Faulheit und des Uebermuthes voraussah.

Bekanntlich gehen die Bauern sehr langsam und arbeiten folgerecht auch langsam. Das mag zum Theil mit der behäbigen herkömmlichen Form des Bodenbaues zusammenhängen. Allein der ächte Bauer hält den langsamen Gang auch für ein besonders treu zu bewahrendes Standesabzeichen. Dem vornehmen Mann geziemt der rasche Ritt und Schritt, dem Bauern der langsame; die Götter und Helden des deutschen Alterthums durchschneiden im sausenden Schnellschritt die Luft, sie mögen auch rasch arbeiten; beides ziemt sich für den Bauer nicht, es wäre so wenig standesgemäß als wenn er Wildpret und Fisch auf eine Hochzeittafel bringen wollte. „Wildpret und Fisch gehören auf der Herren Tisch," wie der oberbayerische Bauer sagt. Denn wenn er auch alle Tage wilderte, so hielte er es doch für unstandesgemäß Wildpret zur Hochzeit aufzutischen, weil die Jagd und Fischerei das Standesvorrecht der vornehmen Herren ist.

Das Alles sind mittelalterliche Nachklänge, an denen wir das Denken und Fühlen einer Zeit erkennen mögen, welche die Arbeit nach dem Stande würdigte und nicht, gleich uns, den Stand nach der Arbeit. Es handelte sich um die äußere, rechtlich formulirte Anerkennung der Arbeitsehre. Die Ueberlieferungen der Sitte und des Rechtes entschieden dabei, nicht der innere Gehalt der Arbeit selber.

Als Bischöfe und Königstöchter noch allerlei Handwerk betrieben, war dies vornehme Arbeit; sowie derselbe Beruf in

die Hände geringer Zünftler überging, ward er gering. Drei Stände des Mittelalters üben nach einander kunſtgerecht die Poeſie: zuerſt die Geiſtlichen, dann die Ritter, zuletzt die Bürger. Allein Niemand tritt dadurch aus ſeinem Standeskreis, daß er ein namhafter Dichter wird, und der ritterliche Dichter ſpricht es oft und klar genug aus, daß das Dichten eigentlich ein Standesvorrecht des Adels ſey. Als ſich die Handwerker dann auch das Dichten anmaßten, ſchloſſen ſie ihre Poeſie zugleich auf's beſtimmteſte in Geiſt und Form ihres Standes ein. So kann der Literarhiſtoriker überhaupt nach Standesgruppen die Perioden der mittelaltrigen Poeſie ordnen.

Je breiter aber die nationale Arbeit emporwuchs, je reicher und vielfarbiger ſie aufblühte, indeß ein Stand dem andern den beſtimmenden Einfluß in unſerer Kulturgeſchichte abnahm, um ſo univerſeller mußte man auch allmählich die Ehre der Arbeit faſſen. Adel, Klerus und Bürgerthum herrſchten ja in dieſem Sinne nacheinander, und zuletzt ahnte ſelbſt der „vielgeplagte Bauernſtand," daß er doch „der beſte in dem Land" ſey. Was man dämmernd geahnt, das ward zuletzt zur Ueberzeugung in allen Ständen: daß der Werth und alſo auch die Würde der Arbeit nicht nach der zufälligen ſocialen Stellung des Arbeitenden zu meſſen ſey, ſondern nach dem in der Arbeit ſelbſt ruhenden Gehalte der Thatkraft und des Erfolges. Dieſer große Gedanke hat nicht blos die Arbeit frei und reich gemacht, er hat zugleich die mittelaltrigen Stände als ſociale Rechtskreiſe gebrochen. Im Zeitalter der Reformation keimt das moderne Bewußtſeyn der

Ehre der Arbeit und zugleich beginnt das mittelaltrige Ständewesen abzuwelken.

Dieser Umschwung kam aber nicht von ungefähr, sondern er wurde in klarer Erkenntniß hervorgerufen durch Denker und Forscher, durch Männer der Geistesarbeit, die seit dem sechzehnten Jahrhundert fort und fort die Verhältnisse von Stand und Beruf erörterten. So haben auch im achtzehnten Jahrhundert nicht die Zünfte das Zunftwesen unterwühlt, es thaten's auch nicht die unter dem Druck der Zünfte leidenden Consumenten, sondern zunächst Denker und Schriftsteller, welche diese Frage im Zusammenhange mit den herrschenden Zeitideen behandelten. Nicht der Instinkt des Volkes, sondern die bewußte Bildung verwirklichte uns die Thatsache der freien Arbeit und der Ehre jeglicher Arbeit.

Gerade der bildungslose Mann stemmt sich darum noch oft genug gegen diese Gedanken. Einrichtungen, die längst nicht mehr zu Recht bestehen, Anschauungen, die auf längst versunkenen Thatsachen fußen, fristen sich im Fühlen und Meinen des Volkes noch durch Jahrhunderte ein Schattendaseyn. Auch die sittliche Welt hat ihre uralten Volkssagen, ihren uralten Volksaberglauben. Gar mancher Bauer sähe seine Standesehre hart gekränkt, wenn sein Sohn ein Schneider würde. Daß der Schinder und Wasenmeister — vom Henker gar nicht zu reden — eine ehrliche Arbeit übe, will selbst dem Gebildeten schwer in den Sinn. Vielerlei sonst bürgerliche Berufe werden jetzt vom Adel unbedenklich betrieben, während andere gleich würdige für nicht edelmännisch gelten. Warum schickt es sich nicht für einen protestantischen Adeligen, Pfarrer zu werden, während es sich doch für einen katholischen schickt?

Warum ziemt es ſich für einen Freiherrn, Jura zu ſtudiren, nicht aber Medicin? Es iſt mir aus früherer Zeit ein Fall gegenwärtig, wo ein Vater aus altem Hauſe ſeinen Sohn, der die Rechtsſtudien ſo glänzend vollendet hatte, daß er den Ruf zu einer Univerſitäts-Profeſſur erhielt, darum verſtieß, weil er dieſen Ruf annahm. Denn Profeſſor und Baron reimen ſich noch immer nicht. Hätte jener junge Mann die unterſte Acceſſiſtenſtelle am letzten Landgericht angenommen, ſo würde ſein Vater nichts dagegen eingewendet haben. Die Gründe zu alle dieſen Wunderlichkeiten liegen nahe. Der katholiſche Prieſter aus adeligem Hauſe konnte es weiland bis zum geiſtlichen Reichsfürſten bringen und es ſtehen ihm heute noch Prälatenwürden aller Art offen; der proteſtantiſche Pfarrer dagegen hat eine gar viel beſcheidenere Laufbahn vor ſich, und wie die Reformation überhaupt bürgerlichen Urſprunges, ſo ſind auch die höchſten proteſtantiſchen Kirchenwürden niemals dem Adel vorwiegend offen gehalten, folglich auch nicht von ihm geſucht worden. Die Arbeit des proteſtantiſchen und katholiſchen Geiſtlichen iſt weſentlich gleichartig, aber weil dieſe zu äußeren Standesehren führte, welche jener fremd blieben, ſo erſcheint heute noch die eine als ein des Adels würdiger Beruf, die andere als nicht beſonders ſchicklich für guten alten Adel. Aehnlich ſteht es mit der Heilkunſt und dem Lehramt gegenüber der bureaukratiſchen Juriſtenlaufbahn. In der Erinnerung an jene Zeit, wo die höchſten Staatswürden noch reſervirte Plätze für den Adel waren und der adelige Studioſus juris die Geheimeraths-beſtallung gleichſam in der Collegienmappe trug, iſt dem Beamtenberuf hier ein beſonderer Nimbus verblieben, der nicht

aus der Natur der Arbeit ausſtrahlt, ſondern aus längſt veralteten Standesvorrechten, die ſich an dieſelbe knüpften. Daher rührt es wohl auch, daß in einigen deutſchen Ländern das Halten eines offenen Ladens den Verluſt des Adels nach ſich zieht, während der unterſte Tageſchreiberdienſt den Adelstitel nicht wegäzt.

Viertes Kapitel.

Die Würde der Arbeit mißt sich nach der Natur der Arbeit.

Die moderne Welt hat jede Arbeit frei gemacht und ehrt jede Arbeit. Aber freilich ist die Ehre der Arbeit für uns keineswegs gleichheitlich und wird es niemals werden. Wir unterscheiden mit Recht zwischen höherer und niederer Arbeit je nach der Größe des dazu vorbedingten sittlichen intellectuellen und materiellen Kapitals und je nach der Tragweite ihres Erfolgs, und messen demgemäß auch der höhern Arbeit höhere Ehre zu als der niedern. Dies ist aber eine aus dem Begriff der Arbeit selbst fließende Unterscheidung, nicht von außen hereingetragen, wie wenn man vordem nach dem äußeren Maßstab der Standesehre die Arbeit werthete. Es widerspricht auch keineswegs den von mir vorangestellten Begriffen der Ehre und Arbeit, wenn ich von höheren und niederen Stufen Beider rede; denn namentlich in der Tragweite des Erfolgs der Arbeit ist, wie wir weiter unten sehen werden, zugleich der sittliche Zielpunkt derselben beschlossen. Der moderne Mann muß also sagen, im Gegensatz zu unsern Voreltern: Jede Arbeit hat ihre Ehre, aber nicht jede Arbeit hat die gleiche Ehre; die Ehre der Arbeit aber mißt sich lediglich nach der Natur der Arbeit selber.

Man kann noch sehr wohl von Mißheirathen sprechen, auch wenn man keine Ebenbürtigkeit der Ehen mehr fordert. Denn wer eine Frau heimführt, die an Bildung und Sittlichkeit tief unter ihm steht, der schließt eine Mißheirath. So kann das Kind einer hochgebildeten Familie allerdings die Ehre der Arbeit zu tief greifen, wenn es sich dem niedersten Tagelöhner- und Handlangerdienste widmen wollte, nicht aus äußeren Gründen, die in der Standesehre, sondern aus Gründen, die in der Natur der Arbeit und ihrem Zusammenhang mit unserer geistigen, durch Familie und Erziehung bedingten Persönlichkeit liegen.

Der Bildungskreis, dem wir durch unsere Geburt angehören, zeigt uns in seinem Ring auch gewöhnlich das Ziel des Ehrgeizes, dem unsere Arbeit zustrebt. Einzelne Hochbegabte durchbrechen wohl diesen Ring. Wenn aber die Masse der Kinder über den Beruf der Eltern weit hinausstrebt oder unter demselben weit zurückbleibt, so ist beides ein sociales Krankheitszeichen. In mehreren deutschen Ländern zeigt sich z. B. seit Jahren die auffallende Thatsache, daß unverhältnißmäßig viele Söhne von Kleinbauern, Kleinhandwerkern und Proletariern den Universitätsstudien zuströmen, während sich die Söhne der höher gebildeten Gesellschaft vergleichsweise häufig den technischen Fächern widmen. Nun ist es kein Zweifel, daß ausgezeichnete Geister, auch wenn sie aus der ärmsten Hütte hervorgehen, das Höchste in der Wissenschaft leisten können. In der Regel jedoch wirkt die geistige Luft, welche wir von Kindesbeinen an eingeathmet, entscheidend auf unsere Empfänglichkeit für die reine Geistesarbeit und nur in den seltensten Fällen wird das Kind des Proletariers trotz aller Schule, nach-

gehends so geschmeidigen Geistes im wissenschaftlichen Berufe werden als das Kind gebildeter Eltern. Die Arbeit ist nicht mehr kastenmäßig ausgemessen: aber daß trotzdem höhere und niedere Arbeit selbst nicht außer allem Zusammenhange mit Geburt und Familie steht, wird wohl kein ruhiger Beobachter bezweifeln.

Bazard, der Ordner und Fortbilder der Lehre St. Simons, wollte in seiner Idealgesellschaft den obersten Grundsatz aufstellen: Jeder soll nach seiner Fähigkeit, jede Fähigkeit nach ihrer Arbeit belohnt werden. Das klingt recht schön. Allein wer will denn die Fähigkeiten und die daraus entsprungenen Arbeiten abschätzen und classificiren? Gelänge es auch irgend einem socialistischen Hexenmeister, jede Arbeit nach dem Maße des Fleißes und Talentes, welches darin steckt, ganz gerecht in Geld abzulohnen, so würde diese Gerechtigkeit doch Niemand befriedigen. Denn die Arbeit will nicht blos gelohnt, sie will auch geehrt seyn. Es kann ein Werk nach den Gesetzen des Marktes seinem Urheber sehr wenig Geld eintragen, aber sehr viel Ehre, und umgekehrt. Je persönlicher und geistiger eine Arbeit ist, und je weitragender ihr ideeller Erfolg, um so höher ehren wir sie. Vielleicht lassen wir den Schöpfer einer solchen Arbeit verhungern, blos um zu zeigen, daß die Ehre der Arbeit weit jenseit der Grenzpfähle der Nationalökonomie liegt. Wenn sich heutzutage die Gesellschaft mehr und mehr in zwei große alle Stände durchkreuzende Gruppen scheidet, in die höhere Gruppe der Gebildeten und in die niedere der Halb- uud Ungebildeten, so besagt dies nichts weiter, als daß wir nach dem Maßstabe der Geistesarbeit eine neue innere Rangstellung innerhalb der Gesellschaft abstufen. Manche Socialisten haben es gar wohl empfunden,

daß die Werke des ſchaffenden Genies und Talentes doch allezeit höher würden geehrt bleiben, als die Werke der bloßen Nachahmung oder der Handfertigkeit. Sie glaubten darum wohl gar, man müſſe das Genie bis auf einen gewiſſen Grad dumm und die angeborene Dummheit bis auf einen gewiſſen Grad geſcheidt machen, ſo daß ſich beide halbwegs die Hände reichten zur Herſtellung der allgemeinen Gleichheit der Arbeit. In der That, ſo wunderlich ſolche Erzieher ſeyn mögen, ſo haben ſie doch ſchärfer beobachtet, als mancher ſonſt klügere Mann, der da meint, die Ungleichheit des Lohnes und der Gegenſatz von Kapital und Arbeit erzeuge allein den Neid der niederen Arbeiterklaſſen gegen die höheren! Die ungleich vertheilte Ehre der Arbeit wirkt oft noch viel aufregender. Und wenn der gemeine Mann den Organismus unſerer Wirthſchaft nicht begreift und die Nothwendigkeit des unterſchiedenen Lohnes der Arbeit und die Unantaſtbarkeit der Naturgeſetze, nach denen ſich Lohn und Gewinn ſo ungleich ausmißt, dann begreift er noch viel weniger, daß in Folge der Natur der Arbeit die Ehre der Arbeit ſo verſchieden abgeſtuft ſeyn muß, obgleich jede Arbeit ihre Ehre hat. Der Scribent ärgert ſich vielleicht weit weniger darüber, daß er nicht die Beſoldung des Miniſters theilt, als daß er nicht, da er doch gleich fleißig am Staate arbeitet, die Ehren des Miniſters theilen darf. Die Herrſchaft des Geiſtes in der Arbeit iſt maßgebend für die moderne Abſtufung der Arbeitsehre. Als Geiſtesarbeiter ſteht der Unternehmer, Leiter, Erfinder der großen Induſtrie ſo weit über dem bloßen Handarbeiter der Fabrik, wie niemals der Handwerksmeiſter über dem Geſellen ſtand. Mancher glaubt ſich

daher gegen die Herrſchaft des Kapitales zu empören und empört ſich doch eigentlich nur wider die Herrſchaft der Geiſtesarbeit. Wie thöricht waren alſo jene Projektenmacher, welche Gleichheit der Arbeit durch Gleichheit des Lohnes herſtellen zu können glaubten! Die empfindlichſte Ungleichheit der Arbeit iſt eine blos eingebildete — die ungleiche Ehre der Arbeit. Und doch iſt ſie ſo naturnothwendig, wie der ungleiche Beſitz und Lohn. Und gerade jetzt, wo alle Arbeit frei geworden, wo jede Arbeit ihre Ehre hat, wo dieſe Ehre nicht mehr von außen her, ſondern aus der Natur der Arbeit ſelbſt beſtimmt wird, iſt dieſe höhere und niedere Ehre ſo klar und nothwendig an's Licht getreten, denn ſie mißt ſich eben auch nach der innerſten Natur der Arbeit.

In revolutionärer Zeit, wo man gern den Mund etwas voll nimmt, ſprachen die Stimmführer des Proletariats wohl auch von der „Heiligkeit" jeder Arbeit. Soll das Wort heilig hier nur beſagen, daß jede Arbeit eine ſittliche That, folglich ehrlich und ehrenvoll iſt, dann erſcheint es als eine redneriſche Hyperbel, gegen deren nüchternen Sinn nichts zu erinnern iſt. Allein ſo unſchuldig meinte man's in der Regel nicht mit dieſer Heiligkeit. Die heilige Arbeit ſoll der einzige wahre Cultus ſeyn; wir ſollen nicht mehr, wie die altfränkiſchen Leute, beten und arbeiten, ſondern wir ſollen arbeiten ſtatt zu beten. Der Arbeiter iſt der einzig wahre Prieſter, welcher das Evangelium des ſchrankenloſen Fortſchrittes, des Wohlſtandes, des Reichthums, der Bildung nicht mit Worten, ſondern mit der That verkündet und erfüllt. Allein mit tiefer Weisheit ſtellt die Sprache dem Arbeitstage den Feiertag gegenüber und faßt „feiern" hier in dem Doppelſinne des

Ruhens und des im Gebete sich in sich selbst und in Gott Versenkens. Gebet und Gottesdienst setzen Ruhe voraus und erscheinen darum dem Volke mit Recht als ein ergänzender Gegensatz der Arbeit. Diese wendet uns mit unserer vollen sittlichen Thatkraft nach Außen, das Gebet führt uns in uns selbst zurück. Bei den höchsten Aufgaben der reinen Geistesarbeit mag in einzelnen Fällen jene Einkehr in uns mit dem Schaffen und Bilden nach Außen zusammenfallen, und der Denker und Künstler mag Augenblicke haben, von denen er sagen kann, sie führten ihm Gebet und Arbeit in Eins zusammen. Je mehr sich aber die Arbeit von der freiesten geistigen Schöpferthat entfernt, um so bestimmter wird sich dem Akte der Arbeit der Akt der religiösen Einkehr bei sich selbst als etwas Anderes gegenüberstellen. Deßwegen brauchen diese beiden Akte nicht immer zeitlich aus einander zu liegen. Der Bauer kann sich in seinem stillen Sinne heiligen, während er Mist auflädt, aber darum ist dann doch das Mistaufladen keine heilige oder heiligende Arbeit. Im Grunde ist diese materialistische Lehre, welche die Arbeit schlechtweg zum Gottesdienste machen will, nichts weiter als eine neue Auflage jener alten Rationalistenweisheit, die statt der Religion nur die Moral wollte gelten lassen. Die „heilige Arbeit" ist die angewandte Moral als Cichoriensurrogat der Religion. Die Halbbildung mag dafür schwärmen; die wahrhafte Bildung wie der Mutterwitz des Volkes sträubt sich gegen ein so vernüchterndes und beschränkendes Erfassen unserer sittlichen Lebensfülle und unserer sittlichen und religiösen Bedürfnisse.

Die moderne Zeit erkennt jede wahre Arbeit als eine

ſittliche, den Arbeiter veredelnde That, ſie gibt darum jeder Arbeit ihre Ehre; ſie mißt dieſe Ehre nicht nach dem äußeren Maße von Standesvorrechten u. dgl., ſondern nach der Natur der Arbeit und ihrem ideellen Erfolg. Allein die Arbeit iſt nur eine Seite unſerer ſittlichen Selbſtveredlung; die Ruhe und die Einkehr in uns ſelbſt muß ſich ergänzend dem Wirken nach Außen geſellen. Je mechaniſcher die Arbeit, um ſo ſchärfer und tiefer iſt dieſer Gegenſatz; darum wird die Predigt von der „heiligen“ Arbeit dem gemeinen Manne immer ſpaniſch bleiben.

Fünftes Kapitel.

Zunftgeist und Zunftehre.

Der Zünftler fragt nicht blos, was Einer arbeiten kann, sondern auch, wo und wie er es erlernt hat. Er will Lehrbriefe und Gesellen- und Meisterstücke sehen, und nur wer zunftgerecht seine Schule gemacht, darf die wahre Zunftehre für seine Arbeit fordern. Leistete er noch so bedeutendes und hätte es auf eigene Faust außerhalb der Zunft erlernt, so wäre er doch nur ein geschickter Pfuscher.

Man sieht, die Ehre der Arbeit geht hier von der Genossenschaft aus, sie quillt nicht aus der freien Thatkraft des Arbeiters.

Wo aber die Arbeit an eine gewisse Schule gebunden ist, da wird sie sich auch in stehenden Formen, in Styl, Manier und Handgriff dieser Schule bewegen und nur sehr langsam und unmerklich zu neuen Gebilden vorschreiten. Die Zunft sieht dies mit Behagen; der oberste Maßstab für die Tüchtigkeit eines Werkes liegt ihr wohl gar in der Uebereinstimmung desselben mit den herkömmlichen Zunft- und Schulformen, während sie individuellen Versuchen und dem wahrhaft neu Erfundenen nicht gerecht zu werden vermag. Herkömmliche gattungsmäßige Schule und daraus quellend herkömmliche gattungsmäßige Form der Arbeit sind die innersten Wahrzeichen der Zunft.

Hiergegen empört sich nun das moderne Bewußtseyn. Je höher die Arbeit, um so persönlicher wird sie seyn. Aber wie kann die Arbeit frei und persönlich sich entwickeln, wenn sie nur im Bann der Zunft und Schule zur vollen Ehre zu kommen vermag! Die Qualität und der Erfolg der Arbeit allein soll uns ohne jede äußere Rücksicht den inneren Werth und die Ehre der Arbeit bestimmen. Und wenn Einer, seine Schule aus sich selbst schöpfend und aus vorhandenen Muster- und Meisterwerken, unbekümmert um den Lehrgang der Zunft, Tüchtiges leistet, so zeugt dies unstreitig von festerer Willenskraft und frischerem Talent, als wenn er sich nach gangbarer Methode von schulgerechten Lehrmeistern zu dem gleichen Resultate sicher und schrittweise abrichten läßt. Ehren wir heutzutage die Arbeit so ganz besonders als freie persönliche That, dann müßten wir folgerecht den Autodidakten, bei sonst gleichem Verhältniß, über jeden andern Arbeiter stellen. Was dann vollends das Werk selber betrifft, so ist uns Modernen ja nichts verhaßter, als die „Schablone", das blinde Festhalten und Nachbilden gegebener Form. Bei allen Arbeitsproducten, die über die unterste Handwerks- und Fabrikwaare aufsteigen, fordern wir vor Allem Neuheit, persönliche Originalität; in Kunst und Literatur sind wir geradezu originalitätssüchtig geworden, wir verzeihen es bereitwillig, wenn hier ein Stümper Wahrheit und Schönheit der Originalität zum Opfer bringt; und es liegt das traurige Beispiel mehr als eines Talentes vor, welches solange ruhelos nach Originalität jagte, bis es zuletzt an der Thüre des Irrenhauses ankam.

Nach alle diesem sollte man glauben, der Zunftgeist sey vollständig von uns gewichen, und wir beurtheilten jedes

Werk nur nach seinem innern Werthe, nicht nach dem Zunftmodell; nach dem Meisterbrief, den der Arbeiter im Kopfe und nicht nach dem Meisterbrief, welchen er in der Tasche trägt.

Allein soweit sind wir noch lange nicht, und das fortschreitende Europa wird bei unsern Lebzeiten auch schwerlich soweit fortschreiten. Der alten Zunftformen mag es sich entledigen, der Zunftgeist wird sich dafür vielleicht nur um so fester setzen.

Diesen Gegensatz möge ein sehr nahe liegendes Beispiel erläutern. Wer streitet eifriger für unbedingte Gewerbefreiheit als hunderte von gelehrten Professoren? Sie erklären es für höchst unbillig, daß man von dem Handwerker den Nachweis bestimmter Lehr- und Wanderjahre fordert, machen aber ein sehr schiefes Gesicht, wenn man einem Manne, der nicht den geregelten Schulgang des Gymnasiums und der Hochschule durchgemacht, blos um seiner autodidaktisch errungenen Wissenschaft willen, die volle Arbeitsehre des Fachgelehrten zugestehen wollte. Ein solcher Mann bleibt ihnen in alle Ewigkeit ein Dilettant, gerade wie dem alten Zünftler der nicht schulgerechte Handwerker ein Pfuscher blieb. Sie erklären Meisterstücke und Meisterprüfungen für höchst überflüssig, würden aber in großen Zorn gerathen, wenn man Doktordissertationen und Promotionen für ebenso überflüssig erklären wollte. Und doch ist die Promotion im würdigsten Sinne nichts weiter als das Meisterstück des der Lossprechung harrenden gelehrten Gesellen. Gleichviel ob sich eine Berufsbefugniß daran knüpft oder nicht: eine besondere Ehre des Berufes knüpft sich so gewiß daran wie an das zunftgemäß ertheilte Meisterrecht der alten Handwerke.

Damit Ehre und Vortheil der einzelnen altbevorrechteten Gewerbe sattsam gewahrt werden könne, hält der Zünftler an einer Gliederung der Berufe fest, die thatsächlich durch das Aufblühen einer großen Zahl neuer Gewerbe und durch den Uebergang so manches alten Handwerkszweiges in die moderne Fabrikindustrie längst nichtssagend geworden ist. Allein ganz das Gleiche gilt auch von den herkömmlichen Wissenschaftsgruppen. Die vier oder fünf Fakultäten sind ein längst verwachsener Rock, und wenn man die Wissenschaft unserer Zeit dennoch hineinzwängen will, so platzen alle Nähte, und die Arme schauen schier bis zum Ellenbogen aus den Aermeln hervor. Trotzdem würde es derselbe Gelehrte, welcher die alte Zunftgliederung des Handwerks für ganz veraltet und unhaltbar erklärt, als ein wahres Majestätsverbrechen achten, wenn man das gleiche Wort wider seine Fakultäten schleudern wollte.

Dieser Doppelzug ist gewiß mehr als eine bloße Satyre des Zeitgeistes auf sich selber. Er muß nach beiden Seiten ein positives Recht haben und er ist in der That seit alter Zeit als ein nothwendiger, stets lebendiger Gegensatz hervorgetreten.

Jede Arbeit ist die persönliche That eines oder mehrerer Individuen. Aber der Arbeiter schafft niemals blos für sich selbst, sondern mittelbar oder unmittelbar zugleich zum Nutzen Anderer, der Familie, der Gemeinde, der Gesellschaft, der Nation. Darum sagte ich auch oben, nicht blos Talent und sittliche Thatkraft, sondern *mit diesem* der Erfolg der Arbeit, die Wirkung auf's Allgemeine, gibt uns den wahren Maßstab für die Ehre der Arbeit. Die vereinsamte Arbeit kann aber auch an sich schon nicht sonderlich gedeihen. Getheilte

Arbeit ist verdoppelte Arbeit; Arbeitstheilung setzt aber eine Genossenschaft voraus. Die Schule faßt den zeitlich nacheinander entwickelten Arbeitsfortschritt zusammen und erspart so dem Einzelnen die fruchtlose Mühe, ohne Kenntniß der Arbeit der Vorgänger immer wieder von vorn anzufangen. Was Wunder also, daß man der in der Genossenschaft gewurzelten und geschulten Arbeit von vornherein mehr Vertrauen schenkt, als der vereinsamten, wenn diese auch noch so sehr Urkunde geben sollte von der Kraft des Talentes und Willens! Die aber in den Ehren der Fachgenossen und der Schule bereits feststehen, werden den neuen Mann, der sich zu ihnen gesellen will, allezeit schärfer auf die äußere als die innere Signatur seines Berufes fragen. Denn daß ein Anderer uns gleichkomme, ertragen wir wohl, nicht aber, daß er dabei einen neuen Weg eingeschlagen hat. So wird der Zunftgeist immer lebendig bleiben, auch wenn die Zunft längst schon eine bloße geschichtliche Reliquie ist, und das Recht der individuellen, freien Arbeit wird stets in Fehde liegen mit den Ansprüchen der Fachgenossenschaft und der Schule. Und weil wir Deutschen es so ernst nehmen mit der Ehre der Arbeit und des Gemeinlebens und andererseits wieder so trutzig persönlichen Geistes in unserer Arbeit sind, werden wir gerade diesen Gegensatz fort und fort auf's tiefste durchzukämpfen haben.

Die Idee der mittelalterigen Zunft läßt sich nicht trennen von der Idee der mittelalterigen Stadtgemeinde. Der Bauer hat keine Zunft. Die Stadt beschloß eine kleine Welt, und der Gedanke der Gemeinde war die lichtspendende Sonne dieser Welt. Alles Recht des Bürgers geht von der Gemeinde aus und zielt auf diese zurück, also auch das Recht einer

bestimmten Berufsarbeit. Die Gemeinde gibt den Zünften gleichsam die verschiedenen Berufskreise zu Lehen, die Zünfte belehnen den einzelnen Meister wieder mit seinem besondern Meisterrecht. Nur wer zur Gemeinde gehört, kann Meister werden. Nur innerhalb der Gemeinde gewinnt man die verbriefte Ehre der Arbeit; denn wie das Recht des Bürgers in der Gemeinde wurzelt, so wurzelt auch seine Ehre in der Gemeinde. Die Gemeinde grenzt die einzelnen Arbeitskreise gegen einander ab, sie sorgt für „unverkümmerten Nahrungsstand" derselben, sie sichert ihre Arbeitergruppen gegenüber der auswärtigen Concurrenz und konnte dies solange thun, als sie eben eine annähernd abgeschlossene Welt für sich bildete. Sie verknüpft politische Rechte und Ehren mit den Arbeitsrechten und Ehren, welche sie den Bürgern zu Lehen gegeben. Dafür verlangt sie dann auch, daß die Arbeit zunftgerecht erlernt und geübt werde, und die Zünfte hatten doppelte Ursache auch ihrerseits eifersüchtig darüber zu wachen. So rein und ideal hat zwar das Zunftwesen nirgends bestanden; dennoch ist es diese mehr oder minder verhüllte Idee, welche ihm weiland Lebenskraft und sittliche Würde gegeben hat. Und der Gedanke, daß der Bürger erst in der Gemeinde auch mit seiner Arbeit ein ganzer Mann wird, ist in der That ein großer Gedanke, zu eng zwar für unser modernes Bewußtseyn und doch der Keimgedanke unserer Begeisterung für eine Arbeit zu Ehren und Frommen der Gesellschaft, der Nation und der Menschheit. Als die Stadtgemeinde den Kern ihres selbstherrlichen Bestandes an den Staat hingeben mußte, als die Welt wirthschaftlich immer größer wurde und die Gewerbe- und Handelsschranken der Städte und Landgebiete fielen, da

verloren auch die Zünfte ihren idealen Urgrund und mußten, sofern man die todte Form eigensinnig festhalten wollte, zu Hegestätten des Eigennutzes und der Beschränktheit herabsinken.

Einen grundverschiedenen Gang nahm die Zunft in den geistigen Berufen. Und doch wurde auch sie von einer großartigen Idee getragen. Die reine Geistesarbeit knüpft sich an gewisse umfassende Culturinstitute, welche sich im Laufe der Zeit erstaunlich vermehrt und erweitert haben. Zunächst sammelte im früheren Mittelalter die Kirche die Geistesarbeiter vom Fach und gab ihnen ungetheilt die verschiedenartigsten Berufe. Dann war die Schule ein selbständiger Mittelpunkt der Geistesarbeit in den Universitäten, Gelehrtenschulen und Akademien. Auch die Kunst machte sich los von der Kirche, stellte sich auf die eigenen Beine und bildete Schulen und Genossenschaften für sich. Mit der neuern Zeit trat der Staat hinzu; die Bureaukratie mit ihren hundert Armen griff in jegliche Wissenschaft und schuf einen neuen Sammelplatz für Geistesarbeiter aller Art mit eigenen Zunftehren und Zunftgraden, mit besonderen Lehr- und Gesellenjahren. Zuletzt aber erschien ein ganz modernes Culturinstitut. Die Literatur stellte neben den gebundenen Brod- und Fachgelehrten den vogelfreien Schriftsteller und rief tausende bis dahin ungeahnte Existenzen der Geistesarbeiter an's Licht, die nicht mehr, wie vordem, bei einer bestimmten Körperschaft, sondern beim großen Publikum Brod und Ehre suchten und Brief und Siegel ihres Berufes blos in ihrem Talente fanden und in ihrem Glück.

Man sieht, die Berufe theilten sich mehr und mehr und wurden schrittweise freier. Den größten Umschwung aber

wirkte abgesehen von der Gegenwart mit ihrer freien Literatur: die Zeit der Humanisten, der künstlerischen Renaissance und der Reformation. Denn damals brachen Kunst und Wissen den äußeren Zunftbann, der sie bis dahin namentlich an die Kirche gefesselt, und es blitzte der Gedanke auf, daß Beide um ihrer selbst willen vorhanden seyen und gehegt werden müßten, und daß Kunst und Wissenschaft frei und rein zu bewahren der feinste Ehrenpunkt des Künstlers und Gelehrten sey. Nun ward man zünftlerisch abschließend, nicht um des Interesses der Gemeinde willen wie bei den Handwerkern und Kaufleuten, sondern zu Ehren der Reinheit und Freiheit des eigenen geistigen Berufes. Man unterschied also nicht den Zunftbürger von dem Fremden, sondern den Fachmann vom Dilettanten. Dilettant ist Jeder, der mit der Geistesarbeit blos spielt und sich ergötzt, der sie nicht zum Lebensberuf, sondern zur Mußearbeit sich erkor, der also nicht fachgemäß durchgeschult ist und den Ernst und die Strenge der Berufsarbeit niemals sich gewinnen wird.

Gerade am Ausgang des Mittelalters und in der Reformationszeit, wo die Geistesarbeit sich so selbständig zu stellen begann, entbrennt auch das heißeste Spott- nnd Hohngefecht der Fachleute gegen die Dilettanten. Es hat bis zur Gegenwart manchen Waffenstillstand gegeben, aber keinen Frieden. Ganz besonders reizte es den zornigen Witz unserer gemessenen Vorfahren, wenn Einer in zweierlei Beruf zugleich arbeiten wollte. Wer zwei Hasen auf einmal jagen will, der kriegt gar keinen. „Gar oft verdirbt ein Handwerksmann, der viel Gewerb und Handwerk kann," wie Brant im Narrenschiff sagt. Dagegen: „wer Einem dient und dient ihm recht, den halt'

man für ein' treuen Knecht." Oder wie Freidank spricht: „Wer zween Weg' zumal will gahn, der muß lange Schenkel han." „Wer zwei Werk' miteinander thut, die werden selten beide gut." Oder Agricola: „Vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück;" oder Sebastian Frank: „Viel Handwerk, Betteln das best'." Der Kavalier nennt den Professor, der schlecht zu Pferde sitzt, einen „lateinischen Reiter;" dieser aber zahlt es ihm heim und nennt das schlechte Latein, welches der Kavalier schreibt, „Reiterlatein." „Wenn die Bischöfe Jäger werden, dann müssen die Hunde die Messen singen." Der gelehrte Dilettant hat zwar auch im Stillen „seinen Schulsack gefressen, aber das Latein wieder vergessen." Er studirt besonders gerne das Naturrecht, aber in einem ganz eigenen Buch, nämlich, wie weiland Tartüffe, in dem Busentuch einer schönen Dirne. Den politischen Dilettanten zeichnet Thomas Murner in der „Schelmenzunft" schon mit ganz ähnlichen derben Strichen, wie später Holberg seinen politischen Kannengießer:

„Der Tag und Nacht hat große Sorgen,
Wem die Venediger Geld erborgen,
Wie sie es wöllen wiedergeben
Und wie der Papst halt Haus darneben!
Und wie des römischen Königs Bund
Der Franzos nit halten kunnt — ꝛc."
„Die Reichsstädt' müssen auch daran,
Die hant uns dies und das gethan,
Wir wölln's nit ungerochen lan:
Lieber Schelm, schüfst du das dein'
Und ließ't die Reichsstädt' Reichsstädt' seyn

Und trünkeſt guten Wein dafür,
Das Reich darum kein Stadt verlür'." —
„Du magſt wohl Land und Leut' verlieren,
So du dein Haus nit kannſt regieren;
Ein Schelm des Reichs ſich unterſtund,
Der doch die Schwein' nit hüten kunnt" ꝛc.

Seltſam genug aber war es trotz ſolchen Spottes damals wie ſpäter ein alltäglich Ding, daß gerade die größten Künſtler und Gelehrten mehrere Haſen zumal jagten und auch fingen. Wie viele der großen italieniſchen Maler waren zugleich Bildhauer, Baumeiſter und Dichter! Wie vielerlei Wege iſt nicht Albrecht Dürer gegangen, und hat freilich, nach Freidank's Bild, lange Schenkel gehabt; die muß aber ein bahnbrechender Mann immer haben. Luther war nicht blos Theolog und Prediger und Volksſchriftſteller; er griff auch zur Muſik und Poeſie und regte hier Bedeutenderes an, als gar mancher Mann der ausſchließenden Zunft. Ja ging nicht unſere dichteriſche Literatur des Mittelalters fortwährend von einer Dilettantenhand zur andern, von den Geiſtlichen zu den Rittern, von dieſen zu den Schmieden und Schuſtern und wurde eben dadurch erſt recht lebendig und frei, während ſie gegentheils in den Händen der zunftgerecht promovirten und gekrönten Hof- und Stadtpoeten erſtarrte?

In der That, man wird ſehr nachdenklich, wenn man die ſchöpferiſchen Geiſtesarbeiter der ganzen neueren Zeit auf den Dilettantismus prüft; denn man ſieht ſich da auf einmal umringt von faſt lauter Dilettanten. Schiller war der Schule nach ein Arzt; allein er ſprang aus der angeſchulten Zunft und ward Dichter, Philoſoph und Geſchichtſchreiber. Dieſe

drei Hasen jagte er zugleich mit großem Erfolg, nur der medicinische lief ihm davon. Man nannte Goethe einen Dilettanten in der bildenden Kunst und in der Naturwissenschaft, und doch ist uns Goethe in seiner eigenthümlichen Dichtergröße nicht denkbar ohne diesen Dilettantismus, und sicher hat er sogar auf bildende Kunst und Naturforschung befruchtender eingewirkt als mancher zunftgesessene Fachpedant, der gar vornehm die Nase über den Dilettanten rümpfte. Nennt doch mancher Naturforscher auch A. v. Humboldt einen Dilettanten, weil dieses Mannes Arbeit zu weit griff, als daß man sie genau in eine einzige Zunft einhegen könnte. So geht es durch alle Zweige der Geistesarbeit. Ein Musiker zeigte mir eine eigenhändige Partitur Karl Maria v. Webers. Auf meine Bemerkung, wie diese Handschrift fast ängstlich rein und klar geschrieben sey, erwiderte er mir rasch: „Ja, es ist eben die Hand eines Dilettanten!" Denn weil Weber nicht blos Noten schreiben konnte, sondern auch eine gute, druckbare Prosa und ganz nette Verse, weil er obendrein den zunft- und schulgerechten Lehrgang des Musikers nicht so ausschließend wie die alten Meister durchgemacht hatte, so ist und bleibt er dem reinen Fachmusiker ein halber Dilettant und wenn er zwanzigmal der größte deutsche Opernsetzer der modernen Epoche wäre.

Um nun in dieses Wirrsal einige Klarheit zu bringen, müssen wir wohl den Gegensatz von Berufsarbeit und Liebhaberarbeit tiefer und innerlicher feststellen, als es nach den gangbaren blos außen anklebenden Merkmalen zu geschehen pflegt.

Sehen wir zunächst, was es mit dem zunftgerechten Erlernen auf sich hat.

Je mechaniſcher eine Arbeit iſt, um ſo weniger wird man ſie nach bloßer Beſchreibung vollendet nachmachen können. Handgriffe muß man ſehen, und wo es ſich vollends um irgend verfeinerte oder zuſammengeſetzte Werke handelt, da iſt Lehre und Beiſpiel eines guten Meiſters gar nicht zu entbehren. Durch Bücherleſen und eigenes Nachſinnen wird kein Menſch ein fertiger Schloſſer oder Schreiner oder Mechaniker. Zwei Jahre in der Werkſtatt fördern hier mehr als zwanzig Jahre einſamen Studiums.

Je geiſtiger dagegen die Arbeit, um ſo mehr ſetzt ſie beim Lehrling eigenes Forſchen voraus. Der Philoſoph kann einem Dritten gar nicht unmittelbar zeigen, wie man philoſophirt, der Dichter, wie man dichtet. Er kann dem Schüler nur mittelbar Winke geben, durch welche dieſer das Geheimniß zuletzt ſelber findet. Daher lernt der Jünger des Handwerks, d. h. er eignet ſich an, was ihm der Meiſter vormacht; der Jünger der Wiſſenſchaft ſtudirt, d. h. er erforſcht aus ſich heraus die Wege ſeines Meiſters. So hülfreich hierbei nun deſſen perſönliche Gegenwart ſeyn kann, ſo iſt ſie bei den rein geiſtigen Berufen doch keineswegs unentbehrlich. Niemand geht zu einem großen Dichter in die Lehre, um dichten zu lernen. Er hat die großen Dichter daheim in ſeiner Bibliothek, und die todten werden ihm meiſt beſſere Lehrmeiſter ſeyn als die lebenden. Was techniſch erlernbar iſt an der Dichtkunſt, das findet man im Gymnaſialunterricht und in hundert Lehrbüchern der Poetik und Aeſthetik. Talent und Fleiß entſcheidet das Weitere. Eine zunftgerechte Schule iſt hier gar nicht menſchenmöglich. Aehnlich kann ein guter Kopf durch bloße Lectüre und eigenes Denken ein

durchgebildeter Philoſoph werden, ohne jemals einen Profeſſor der Philoſophie gehört zu haben. Vielleicht auch ein wiſſenſchaftlicher Hiſtoriker. Je mehr Handwerk aber in einem geiſtigen Beruf auftritt, um ſo mißlicher wird es mit dem bloßen Selbſtſtudium. Schwer wird ſich ſchon Einer zum ordentlichen Juriſten bilden, der nicht die Hörſäle der Rechtslehrer abgeſeſſen hat, noch ſchwerer zum Chemiker oder Phyſiker. Ein Arzt vollends, der ſich blos aus Büchern unterrichtet hätte, ohne in Anatomien und Kliniken unter den Augen des Meiſters gearbeitet zu haben, wäre höchſtens ein ſogenannter lateiniſcher Doctor, vor deſſen Weisheit man großen Reſpect haben mag, dem aber kein Menſch auch nur einen Hund zur Kur anvertraut.

Ganz die gleiche Scala zeigt ſich bei der Schule der Künſte. Die Poeſie, als die geiſtigſte Kunſt, hat gar keine Zunftſchule. Geſchichte und Theorie der Muſik mag Einer autodidaktiſch aus Büchern und Notenwerken lernen, er kann auch auf dieſem Wege ein durchgebildeter Tonſetzer werden in den einfacheren Gattungen der Kunſt, aber ein Virtuos des Spieles und Geſangs wird er gewiß nicht ohne perſönliche, zunftgerechte Schule. Denn hier überwiegt das Handwerk, welches unter den Augen des Meiſters gelernt ſeyn will.

Wir ſehen alſo, es iſt nicht Willkür, ſondern es liegt in der Natur der Sache, daß gerade in den geiſtigſten Berufen die Schule auch am freieſten geworden iſt.

Wenn nun ein ſchöpferiſcher Geiſt aus fremdem Gebiete in einen dieſer Arbeitskreiſe herübergreift, ſo wird er um ſo leichter neue Geſichtspunkte eröffnen, neue Formen, neue Verbindungen. Ohne ſein philologiſches Wiſſen wäre Leſſing nicht

der ſcharfe Kunſtkritiker geworden, ohne ſeine Philoſophie hätte der Hiſtoriker Schiller den Zuſammenhang der Thatſachen nicht ſo tiefſinnig zu ahnen vermocht. Gerade der ſcheinbar dilettantiſche Doppelberuf gar vieler unſerer größten Geiſter wies ihnen erſt den wahrhaft epochemachenden Standpunkt an. In dieſem Sinne haben die meiſten bahnbrechenden, neubildenden, anregenden Meiſter der geiſtigſten Wiſſenſchaften und Künſte etwas Dilettantiſches, und man ehrt ſie in der Regel auch bei Lebzeiten nur als glänzende Dilettanten. Nach ihrem Tode werden ſie dann Männer von Fach. Die ruhigeren Leute dagegen, welche keine neue Epoche anbahnen, ſondern in dem gegebenen Kreiſe vertiefend, fortbildend, feſtigend, erweiternd arbeiten, kommen gleich als fertige Fachmänner aus der Schule, halten feſt bei Einer Stange, werden als Männer, die man doch jederzeit genau zu claſſificiren weiß, und außerhalb allen Geruchs des Dilettantismus ſtehend, mit Ehren, Aemtern, Würden und Orden regelrecht bedacht, um nach dem Tode wieder vergeſſen zu werden, wo die großen Dilettanten eben anfangen, zu richtigen Fachmännern ſich auszuwachſen.

Die Schule unterſcheidet alſo durchaus nicht ſchlechtweg den Dilettanten vom Fachmann; es kann auch Einer in mehreren Gebieten der Geiſtesarbeit ſchaffend auftreten und braucht doch in keinem derſelben ein Dilettant zu ſeyn. Nur ſey ihm jede ſolche unterſchiedene Arbeit ein Lebensberuf. Aber was iſt hier Lebensberuf? Nicht der Beruf, *von* welchem man lebt, wie die recht verknöcherten Zunftmänner meinen, ſondern ein Beruf, *in* welchem man lebt, in deſſen Erfüllung man einen Hauptzweck ſeines Daſeyns ſieht. Es gibt Künſtler, die da

wähnen, sie seyen gewiß die ächten gestempelten Künstler, weil sie lediglich von der Kunst leben; und doch sind sie darum just gar keine Künstler, weil sie von der Kunst lediglich leben wollen. Der Dilettant und der Fachmann sind innere Qualitäten, und nicht das äußere Merkmal der Schule, des einheitlichen Berufes u. dergl., sondern nur das innere des Werthes und Erfolges der Arbeit zeigt, ob man das Eine sey oder das Andere.

Da aber Werth und Erfolg wiederum schwankende Begriffe und nur nach subjectivem Urtheil und Vorurtheil zu messen sind, so wird gar oft ein ganz unlösbares Parteigezänk daraus, ob man Jemanden die Ehre des Fachmannes in einem geistigen Berufe gönnen dürfe oder nicht. Periodisch mildern oder schärfen sich dabei die Anforderungen nach dem Gesetze des Druckes und Gegendruckes. Nachdem z. B. die fachgelehrte Welt in den dreißiger und vierziger Jahren einigermaßen gelitten unter der Vielwisserei und dem berauschten Styl einer halb wissenschaftlichen, halb schöngeistigen Literatur, heischt sie jetzt doppelt streng zunftgerechte Methode, zunftgerechten Styl ꝛc. und drückt ihrerseits auf eine freiere, kunstgebildete wissenschaftliche Literatur.

Und so kommt es denn, daß in dieser selben Zeit, wo Alles sich vereint, den Zunftgeist aus den materiellen Berufen zu bannen, der Zunftgeist in den geistigen Berufen ganz besonders hoch in Ehren steht. Da er nun solchergestalt auf der einen Schale steigt, während er auf der andern fällt, so sollte man doch ernstlich darüber nachsinnen, ob uns nicht ein Stück dieses Zunftgeistes neben der individuellsten und freiesten Arbeit allerwege unentbehrlich ist.

Von Einzelnen wird dieſer Zunftgeiſt bei den Künſten und Wiſſenſchaften wie bei den Handwerken gar oft im Sinne des gemeinſten Neides und Eigennutzes entwickelt. Das darf uns aber nicht vergeſſen laſſen, welch hohen und edeln Urſprunges dieſer Geiſt iſt. Wie er bei den Gewerben aus der Hingabe des Bürgers mit aller ſeiner Arbeit an die Gemeinde hervorwuchs und aus dem Streben die Ehren der Arbeit in und mit dem bürgerlichen Gemeinleben zu feſtigen, ſo entſproßte der moderne Zunftgeiſt in den geiſtigen Berufen aus dem Gedanken, daß jede Kunſt und Wiſſenſchaft ſich in ſich ſelber rein und ſtreng bewahren müſſe, um der rechten Ehrenſtelle in der großen Republik der deutſchen Geiſtesarbeit würdig zu ſeyn.

Ueberall aber wurden edlere Geiſter um der Ehre ihres Berufes willen zünftleriſch, die unedeln um des Eigennutzes willen. Unſere beſten Männer aber litten oft viel bitterer unter dem Ehrgeiz jener Edeln als unter dem Eigennutz der Unedeln. Denn gerade das geiſtigſte und genialſte Schaffen läßt ſich nicht nach der Art der materiellen Arbeit zunftgerecht abwürdigen, ſondern lediglich nach dem Erfolg und aus einem Geſichtspunkt, welcher über allen Zünften ſteht. Und ſo muß es denn der ſchöpferiſche Geiſt ruhig entſagend mit anſehen, wie man für jeden Gang im ſicheren Geleis, für jede nachahmende Mittelmäßigkeit, für jeden wiſſenſchaftlichen Handwerksdienſt raſch und ſicher die rechte Zunftehre der Arbeit herausfindet, nur nicht für die ureigene, bahnbrechende That.

III.

Die nationale Arbeit.

Erstes Kapitel.

Die persönliche Arbeit und die Volkspersönlichkeit.

Wir erkannten die Arbeit als eine sittliche, folglich auch als eine persönliche That des Menschen. Aus der persönlichen Arbeit erwächst nothwendig der persönliche Besitz. Das sind Grundsätze, die heutzutage keines Beweises mehr bedürfen. Höchstens ein Communist könnte sie antasten; diesen aber würde man durch Beweise, die auf den klarsten Thatsachen der Menschennatur beruhen, dennoch nicht erlösen von seiner fixen Idee.

Gar fein stuft der Sprachgebrauch den inneren Werth der Arbeit ab nach ihrem persönlichen Gepräge. Ein rohes Kunstwerk nennen wir „Handwerksarbeit", ein rohes Handwerksproduct „Fabrikarbeit"; denn die Maschine arbeitet unpersönlicher als die Menschenhand, der Handarbeiter minder persönlich als der Geistesarbeiter. Rohe Fabrikwaare heißt man „Bafel" — d. i. Pöbel, und der Pöbel ist der unpersönlichste Kreis des Volkes. So lehrt uns also schon die gemeine Sprache, die feine Lehrmeisterin, daß die persönliche Hand und der persönliche Geist die steigende Weihe der Arbeit bedinge.

Die persönliche Arbeit ist aber im Ringe Ursache und Wirkung zugleich. Sie ist eine persönliche That, die, fort

und fort geübt, uns selber immer persönlicher macht. Der Mann ist persönlicher als der Jüngling, weil er sein Wesen durcharbeitet hat. Ein durchgearbeitetes Gesicht, ein Originalkopf, zeigt uns die angeborenen gattungsmäßigen Mienen zu persönlichen Zügen hervorgebildet, ein durchgearbeiteter Charakter hat seinen Willen kraft persönlicher Arbeit in die eigenste feste Form geschmiedet.

Der Mensch ist jedoch nicht bloß persönlich als Einzelwesen; auch sein Gemeinleben in Familien, Ständen, Stämmen, Völkern gestaltet sich persönlich. Wir sind in Gruppe und Gattung doch wieder eine moralische Person, denn unsere freie That webt mit an der Entwickelung unseres Gemeinlebens.

Darum darf man von einer Volkspersönlichkeit reden, indem man sich das ganze Volk als Einen Charakter denkt. Je mehr sich ein Volk selbstbestimmend entwickelt, um so größeres Recht gewinnt es auf den Ehrentitel der Volkspersönlichkeit. Aber auch im rohesten Urvolke schlummert der Keim derselben. Die Volkspersönlichkeiten im weitesten, aber auch zugleich tiefsten und naturnothwendigsten Sinne sind die Nationen — die Stamm- und Naturvölker.

Nationalität ist der Gegenwart ein heiliges Wort, und gerade weil es uns so heilig ist, treibt andererseits jetzt auch der Teufel so bequem sein Spiel damit. Wer das Wort nicht begreift, der glaubt wenigstens daran. Und gewiß mit Recht. Denn wie der Mann sich selbst begreifen und an sich selber glauben soll, wenn er ein rechter Mann seyn will, so soll auch ein rechtes Volk sich selbst begreifen und an sich glauben. Das Selbsterfassen der angestammten Volkspersönlichkeit

ist Nationalbewußtseyn. Wenn ein Volk sich eins weiß in der Naturgrundlage seines Bestandes, in Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung, so erblüht ihm dieses Bewußtseyn und durchdringt all sein Denken, Empfinden und Handeln. Als Naturvolk sind wir Nation, wir wuchsen auf als Nation, während wir uns zum Staatsvolk bildeten. Unmittelbar nach den Befreiungskriegen sprach Hegel in seiner berühmten Heidelberger Antrittsrede: „Die deutsche Nation hat sich aus dem Gröbsten herausgehauen, da sie ihre Nationalität, den Grund alles lebendigen Lebens gerettet hat." Das sind die vier großen S: Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung, der Grund alles lebendigen Lebens, ein Urgrund, der das wandelbare Staatsleben der Völker weit überdauert und erst mit dem letzten Athemzuge des Volkes in Trümmer fällt.

Wenn aber der Arbeit die Segenskraft einwohnt, den Menschen immer persönlicher zu machen, so muß sie ähnlich bei den Persönlichkeiten der Menschheit, bei den Volkspersönlichkeiten wirken.

Im Dunkel vorgeschichtlicher Zeit ruhet das Geheimniß verhüllt, wie die Naturgrundlagen der Stämme und Völker entstanden sind, wie die Nationen sich geschieden haben. Aber wie die Scheidung sich steigend verpersönlicht, wie jene Naturgrundlagen sich festigen und erweitern, andererseits auch schwächen und zusammenstürzen, das sehen wir fort und fort im hellen Licht der Geschichte.

Mit andern Worten: Gottes Wille hat die Völker geschieden und ihnen den Grundcharakter ihres persönlichen Daseyns als eine Naturgabe eingebunden, aber der Völker freier

Wille hält dieſen Charakter bewußt und freudig feſt, er entwickelt und ſteigert ihn und macht ihn zum Quell alles höheren, freien Gemeinlebens.

Das iſt eine That und zwar eine perſönliche und ſittliche That, es iſt die nationale Arbeit, durch welche wir unſere Volksperſönlichkeit behaupten und fortbilden.

Dem Volksforſcher wie dem Volkslehrer und Sittenprediger iſt dieſe nationale Arbeit eine gemähte Wieſe. Der Letztere hält's mit Platon, welcher in ſeiner Republik ſpricht, es ſey leichter, groß geſchriebene Schrift zu leſen als kleine und ſo ſey es bequemer, den Begriff der Gerechtigkeit aus den großen Zügen des Staatslebens zu entziffern als aus den kleinen des Einzellebens. Aehnlich zeigt uns auch die Geſchichte der Nationen die Moral der Arbeit in Frakturbuchſtaben, und die Geſchicke der Völker predigen dieſe Moral erhabener als das kleine Schickſal des Individuums.

Der Volksforſcher vollends aber könnte das geiſtige Gepräge, den Charakter eines Volkes gar nicht wiſſenſchaftlich zergliedern, begründen und urkundlich beglaubigen ohne das Studium der nationalen Arbeit. Darum ſind Nationalökonomie und Arbeitsſtatiſtik rechte Zeughäuſer und Rüſtkammern für die Wiſſenſchaft vom Volke. Alle noch ſo ſcharfſinnigen Beobachtungen über Sitte und Charakter, über die Pſyche einer Nation ſtehen in der Luft ohne den feſten, thatſächlichen Boden einer genauen Kunde von ihrer Arbeit und ohne die Erkenntniß der Geſetze, darnach ſich die nationale Arbeit entwickelt.

Trotzdem bietet uns jedoch die Nationalökonomie nur eine einſeitige Hülfe. Sie befaßt ſich nur mit den Gütern,

welche man wägen, zählen und messen kann, und nur die materiellen Arbeiter, welche verkehrsfähige Werthe erzeugen, sind hoffähig in ihrem Herrscherhause. Die Arbeitslehre des Volkswirths ist nothwendig einseitig; denn sie handelt nicht von der ganzen Arbeit, sie streift höchstens Geistesarbeit und Geistesbesitz, sie hat nicht Raum, diesen Formen des Schaffens ebenso gerecht zu werden, wie dem materiellen Erwerb.

Das ist kein Vorwurf für die Nationalökonomen. Man müßte sonst auch dem Philosophen vorwerfen, daß er kein Theolog und dem Schuster, daß er kein Schneider sey. Denn das Reich des wirthschaftlichen Lebens ist so groß, daß es schon eine eigene Wissenschaft heischt, die darin gültigen Staatsgrundgesetze von Grund aus zu erkennen und zu deuten. Bei der modernen Uebermacht der Nationalökonomie sind wir aber in Folge der klugen Selbstbeschränkung dieses Wissenszweiges einseitig geworden in unserer Theorie der Arbeit. Jedermann denkt bei einem Buche über die Arbeit vorweg an Landbau und Gewerbe, an Waarenballen und Baumwollspindeln, wohl gar an socialistische Gedankenspiele über die Reform des Himmels und der Erde durch die „Organisation der Arbeit;" kaum wird es jedoch Einem beifallen, eine Theorie der Geistesarbeit oder auch nur eine Analyse des sittlichen Gehaltes der Arbeitsfrage zu erwarten. So blieb die Arbeitsforschung auf dieser Seite jung und klein, indeß die andere Hälfte breit und kräftig auswuchs.

Wenn ich nun hier von nationaler Arbeit rede, von dem Einflusse des Gesammtschaffens eines Volkes auf das Herausbilden seiner Volkspersönlichkeit, dann werde ich

natürlich auch die Geiſtesarbeit in's Auge faſſen müſſen, ja dieſe „perſönlichen Dienſte," wie der Nationalökonom die Geiſtesarbeit nennt, werden nicht bloß ſchüchtern hinter den materiellen Arbeitsgruppen einherſchleichen, ſondern vielmehr den Reigen eröffnen. Denn ſie ſind recht eigentlich Dienſte an der Perſönlichkeit der Nation und prägen vor Allen den Volkscharakter feſt und ſelbſtbewußt.

Zweites Kapitel.

Die Völker legitimiren ſich durch ihre Arbeit.

In jedem Volke ſchlummert die Ahnung, daß es mit eigenartigen, ihm allein zugehörenden Formen und Ergebniſſen der Arbeit ſich als perſönlich ausweiſen müſſe im Kreiſe der Nationen.

Die Beiſpiele laſſen ſich überall mit Händen greifen, ſelbſt aus der Geſchichte des Tages. Mit welcher Haſt und Angſt ſuchen die Magyaren darzuthun, daß auch ſie nationale Dichter, Künſtler und Gelehrte, daß ſie ſo gut wie Andere eine originale Volkswirthſchaft beſitzen! Sie wiſſen wohl, daß man nicht bloß uralte Naturgrundlagen eigenen Volksthums, ſondern auch eine fortwebende individuelle Cultur, gegenwärtige nationale Arbeit aufweiſen muß, um als vollgültige Nation zu zählen. Selbſt ſehr beſcheidene Geiſter werden da nachträglich zu Heroen der Geiſtesarbeit geſtempelt; man läßt die Arbeit des Einzelnen künſtlich wachſen, damit die Nation um einige Zoll größer werde.

Ja ſogar durch längſt vergangene nationale Arbeit ſuchen ſich die Völker zu legitimiren. Die Italiener ſprechen von ihren Großthaten in Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft zur Zeit der Medici, um ihre modernen Rechte als Nation zu bekräftigen! Mehr noch als bei den Individuen wird bei

den Nationen die Arbeit der Vorfahren zum Adelsbrief für kommende Geschlechter. So tiefer Zauber ruhet überall in der Ehre der Arbeit.

Faule Völker werden hinweggearbeitet von den fleißigeren, sie verschwinden auch ohne Gewaltthat, denn sie können ihre Persönlichkeit nicht behaupten. Die Geschichte der Völkerwanderung zeigt uns mehrfach das Beispiel, daß siegreiche Barbarenstämme sich unter einem besiegten Culturvolke niederließen und vollständig von demselben aufgesogen wurden. Die Sieger verloren ihr Volksthum, es wurde hinweggearbeitet von den Besiegten, und der bloß in der Kriegsarbeit, nicht aber in der höheren Friedensarbeit gewaltige Stamm versinkt spurlos, als hätte ihn die Erde verschlungen.

Im Kleinen können wir Aehnliches täglich noch bei uns selber beobachten. Strömt in herabgekommene Städte, deren Bürger durch Verkehrskrisen muthlos, durch Schlendrian träge, durch Abgeschlossenheit stumpf geworden sind, ein frischer Zufluß fleißigerer und gewürfelterer Einwanderer, so verschwinden die alten Familien allmählig. Sie verderben, sterben aus, ziehen hinweg; kurzum sie werden hinausgearbeitet, und nach hundert Jahren sind fast lauter neue Namen in der Stadt. Der „Hauch des weißen Mannes," welcher die Indianerstämme aussterben macht, ist häufig nichts anderes als der Hauch der persönlicheren Arbeit, ein Lebensodem für rührige mitwerbende Völker, ein tödtender Gifthauch für erschlaffte Nationen.

Neben den weggearbeiteten Völkern stehen in ergänzendem Gegenbild solche, die sich kraft ihrer persönlichen Arbeit flott erhalten haben trotz allen politischen Mißgeschickes. Hier

glänzt vorab das Volk Israel. Die Juden verloren Land und Staat und retteten dennoch ihren Volkscharakter, weil sie im Glauben und in der Arbeit persönlich original blieben. Man weiß nicht, was dem ächten Juden tiefer eingeboren ist, die Regeldetri oder das Gesetz Mosis; jedenfalls aber halten und tragen sich beide gegenseitig. Denn wenn der Jude durch mehrere Geschlechter nicht mehr handelt, so wird es zuletzt scheu aussehen mit dem Gesetz, und andererseits lassen sich die Nachkommen eines getauften Juden gar leicht auf Geistesarbeit und Gewerbe umtaufen, weil die Sippe den „Zaun des Gesetzes" durchbrochen hat. Glaube und Arbeit festete die Familie und den Stamm dergestalt, daß diese Ersatz boten für den Kitt der Staats- und Landesgemeinschaft. Es ist freilich nicht bloß die Arbeit schlechthin, sondern auch ein scharfer Unterschied in der Idee der Arbeitsehre und Arbeitssittlichkeit, der den Semiten vom Arier trennt, und namentlich vom Germanen des Mittelalters.

Die Juden waren längst unsere Handelslehrmeister gewesen; da erschien im Jahre 1180 die päpstliche Bulle, welche es für unchristlichen Wucher erklärte, Zins von einem Geldbarleihen zu nehmen. Ein Vergelt's-Gott sollte als ein sechsprocentiger Zinscoupon gelten, zahlbar in der Ewigkeit. Diese Coupons aber waren den Juden nicht cursmäßig, und schon damals hörte ihnen bei Geldsachen die Gemüthlichkeit auf. So wurde der Jude durch den Papst privilegirt zu „reellen" Geldgeschäften. Thatsächlich wetteiferten darin freilich auch die Christen mit ihm, offen und verstohlen aber grundsätzlich war doch für lange Zeit der Geldhandel gebrandmarkt. Die Kluft semitischer und arischer Arbeitsehre wurde erweitert zu

einer noch viel klaffenderen der jüdiſchen und chriſtlichen. Ausgeſchloſſen von Grundbeſitz und Gewerbe, verſchanzte ſich der Jude im Handel und vorab im Geldhandel als ſeiner eigenſten Burg und konnte nun hier ſeine Volksperſönlichkeit trotz aller Zerriſſenheit der Stammesgenoſſen erſt recht in Erz gießen. In manchen rheiniſchen Städten überwuchſen die arbeitsrührigen Juden das läſſigere Chriſtenvolk dergeſtalt, daß zu befürchten ſtand, ſie würden alle Bürger zuletzt aus der Stadt hinausarbeiten. Gegen dieſe Concurrenz half man ſich im Style des elften Jahrhunderts dadurch, daß man die Juden todtſchlug. Denn in manchen Städten war es gewiß nicht bloß der Glaubenshaß, ſondern zugleich eine barbariſche wirthſchaftliche Nothwehr, welche zu den Judenmorden trieb. Selbſt in unſern Tagen galt der gewaltthätige Judenhaß revolutionärer Bauern nicht dem Judenglauben und der Judenſitte, ſondern der Judenarbeit, dem Schacher, der ſchon ſo manchen Kleinbauer aus dem Lande hinausgearbeitet hat. Aehnlich fürchtet der Gebildete das nationale Gepräge der jüdiſchen Geiſtesarbeit als ein dem deutſchen Volkscharakter widerſtrebendes. Andererſeits emancipirte man die Juden, d. h. man machte ſie deutſch, indem man ihnen die nationalen Formen unſerer Arbeit erſchloß und damit zugleich deutſche Gedanken von Arbeitsehre und Arbeitsmoral einpflanzte. Der Jude hinterm Pfluge und in der Werkſtatt verliert ſein ſemitiſches und mittelaltriges Volksgepräge, weil er die theils angeſtammten, theils aufgezwungenen Schranken ſeiner Arbeit fallen läßt.

Drittes Kapitel.

Steigende Scheidung der nationalen Arbeit.

Oft genug hören wir die falsche Meinung, daß die Arbeit die Nationalitäten ausgleiche und verschmelze, d. h. die Völker unpersönlich mache. Aber jedes Blatt der neueren Geschichte widerspricht diesem unlogischen Satze, der im Grunde ja besagen würde: das Herausbilden der Persönlichkeit vernichtet die Persönlichkeit!

Im Mittelalter klären sich die neuen Nationalitäten erst sehr allmählig ab aus jenem trüben Gemisch, zu welchem die Völkerwanderung die alten Stämme zusammengegossen hatte. Die „abendländische Christenheit" umschließt die Nationen und verschließt sie zugleich. Und mit den Nationen war auch ihre Arbeit gebunden. Freilich brach die jugendliche Thatkraft der Völker oft sturmgewaltiger hervor als heutzutage und ihr Genie sprühete bald im Nord bald im Süd helle Blitze, allein der Beruf der Einzelnen zur Arbeit war noch standesmäßig gebannt, die Ehre der Arbeit nach fremden, privatrechtlichen Gesichtspunkten ausgemessen; in der Geistesarbeit borgte und nahm ein Volk die noch kaum individuell geprägten Schätze des andern und in Landbau und Gewerbe sah man vor lauter Stadtmauern und Gaugrenzen noch nicht die großen Grenzscheiden der Nationen.

Erſt mit der ſelbſtbewußten Kunſt und Wiſſenſchaft des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, mit den Erfindungen und Entdeckungen dieſer Zeit, mit dem rieſigen Aufſchwung einer neuen, nach Autonomie ringenden Arbeit, erwachte das helle Bewußtſeyn der neuen Volkscharaktere.

Die Schule lehrt: je höher die Arbeit entwickelt iſt, um ſo gründlicher wird die Theilung der Arbeit. Das gilt nicht blos von den Einzelnen, ſondern auch von den Völkern. Jede Culturgroßmacht Europas hat jetzt ihr eigen Theil an der Weltarbeit ergriffen, welches ſie bewußter, ſelbſtändiger, national charakteriſtiſcher durchführt als je zuvor.

Die Renaiſſance, die Mutter der modernen Zeit, zeigt die Scheidung der Berufe zwiſchen den damaligen zwei Hauptculturmächten, Deutſchland und Italien in faſt abenteuerlich grellen Zügen. Wie bei den Gegenfüßlern zur ſelben Stunde das Morgenroth aufdämmert, während bei uns die Abendſonne verglüht, ſo ſtehen mit einemmale dieſſeit und jenſeit der Alpen zwei ganz verſchiedene Zeiträume der Cultur gleichzeitig neben einander. Im dreizehnten Jahrhundert war dem noch nicht ſo; die Geiſtesarbeit des ganzen chriſtlichen Abendlandes bewegte ſich noch in ziemlich gleichem Gleiſe. Mit dem Anbruch des vierzehnten aber ſehen wir, wie Dante in denſelben Tagen die Italiener aus dem Mittelalter hinauszuſingen beginnt, wo die Deutſchen an den Domen von Köln und Straßburg ſich erſt noch einmal recht in's Mittelalter hineinbauen. Ein Jahr nach der Vollendung der göttlichen Komödie wird der Chor des Kölner Domes vollendet. Welche Gegenſätze der nun erſt national ſich löſenden Arbeit! Boccacio war ſchon zwei Jahre begraben, als

wir das Ulmer Münſter zu bauen begannen, und Brunelleschi, der Vater der italieniſchen Rennaiſſance, lag gar ſchon vierundzwanzig Jahre unter der Erde, als der Grundſtein der gothiſchen Frauenkirche in München gelegt wurde. Zu der Zeit, da Boccacio ſein ächt modernes Decamerone ſchrieb, war in Deutſchland die Schule Wolframs von Eſchenbach noch immer nicht ausgeſtorben, und als hundert Jahre ſpäter Lorenz von Medici und Ludwig Pulci mit literariſchem Bewußtſeyn künſtliche Volkspoeſie, Dialektgedichte machten, fanden wir Nordländer gerade in dem überreich ſtrömenden Quell des kunſtloſen Volksliedes Erſatz für das damalige Verſiegen der Kunſtpoeſie. Hans Sachs mit ſeinen Faſtnachtsſpielen und Triſſino mit ſeinen ariſtoteliſch ſchulgerechten Dramen waren Zeitgenoſſen; Donatello, der vollendet neu antike Bildhauer war ſchon todt, als Jörg Syrlin ſeine vollendet naiv mittelalterlichen Köpfe an den Ulmer Chorſtühlen zu ſchnitzen begann. In Summa, die Geiſtesarbeit der Italiener lebte und webte ſchon überall in der Renaiſſance, während die Deutſchen gerade das Mittelalter auf vielen Punkten zur höchſten Glorie führten. In der nun erſt vollauf entwickelten Theilung der nationalen Arbeit löst ſich der ſcheinbare Widerſinn, daß damals verſchiedene Zeiträume gleichzeitig neben einander liefen, zu einem guten Sinne.

Ich habe meinen Leſern ſo oft ſchon erläuternde Thatſachen vorgeführt, die ich im Spazierengehen an der Straße aufgeleſen; ich will auch einmal eine ſolche Thatſache bringen, die ich auf dem Katheder fand. Der Culturhiſtoriker kann ſich das abendländiſche Mittelalter ſehr bequem in Perioden zerfällen, die rein nach der Zeit geordnet ſind. Das kann

er aber seit dem fünfzehnten Jahrhundert nicht mehr. Er muß von da ab die Eintheilung seines Stoffes nach Nationen neben und oft genug über die Gliederung nach Zeitläuften setzen. Denn die nationale Arbeit unserer großen Culturvölker wird nun so unterschieden und persönlich, daß sie auch die allgemeinsten Zeitstufen hundertfach kreuzt und nur auf dem historischen Boden der einzelnen Nationen selbst wissenschaftlich erkannt zu werden vermag.

Viertes Kapitel.

Das Gleichgewicht der Arbeit.

Habe ich bisher nur davon geredet, daß die nationale Arbeit die Völker sondert und persönlich macht, so möchte ich nun auch deutlicher zeigen, wie dies geschieht, wie namentlich die verschiedenen Arten der Arbeit auf den Charakter von Stämmen und Nationen wirken.

Man kann die Arbeit nach vielerlei Gründen eintheilen. Für unsern Zweck genügen zwei Hauptgruppen: bäuerliche und bürgerliche Arbeit; die Rohproduktion des Ackerbaues stellen wir rechts auf und die lange Front der Gewerbe, des Handels und der Geistesarbeit zur Linken und kümmern uns vorderhand nicht weiter um andere subtilere Eintheilungen.

Die Schule fordert bei einem reich und lebenskräftig entwickelten Volke ein Gleichgewicht der großen Arbeitsgruppen. Eine Nation, die blos Ackerbau, oder Gewerbe und Handel oder Geistesarbeit einseitig überwiegend betriebe, würde ihre Persönlichkeit im Wettkampfe der Culturvölker nicht dauernd behaupten können. Große Nationen und große Männer müssen universell arbeiten, wenn beide auch nur auf Einem Punkt das Höchste und Eigenste zu leisten vermögen. Auch würde eine modern europäische Nation nicht einmal das Zeug zu einem ordentlichen Staat haben, wenn sie nicht alle

Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft voll und breit entfaltet in sich trägt. Die bürgerliche Gesellschaft ist aber nichts anderes als das Volk unter dem Gesichtspunkt eben jener großen Arbeitskreise und der aus dem Beruf erwachsenden Standessitten.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert dachten Minister und Gelehrte kaum an das Gleichgewicht der Arbeitskreise einer Nation; darum suchten sie das Heil einseitig bald im Schutze der Industrie, bald wieder blos in der Pflege des Ackerbaues. Man konnte nicht einmal die Arbeit eines Staatsvolkes als ein Ganzes fassen; kein Wunder, daß man für das persönliche Gesammtleben der Nation vollends gar kein Auge hatte, und daß Physiokraten und Merkantilisten zugleich im Weltbürgerthum schwärmten.

Auch der großen Masse des jetzigen deutschen Volkes ist der Gedanke vom Gleichgewicht der Arbeit noch keineswegs aufgegangen. Der Handwerker wünscht die Fabriken dahin wo der Pfeffer wächst, der Bauer hält die Mehrzahl der Geistesarbeiter für Drohnen, und die wenigsten Arbeiter vermögen über das Dach ihrer eigenen Werkstatt hinauszusehen. Nur der Gebildete erkennt die Arbeit des Volkes, das „Volk" selber sieht blos die nächstliegenden Bruchstücke. Man könnte weiter sagen, der Mann aus dem Volke sieht überhaupt das Volk nicht, nur die Gebildetsten sehen das Volk. Wir sind noch so jung in dem Selbstbewußtseyn eines großen Gemeinlebens, daß auch nur erst der Gebildetste daran denkt, seine Arbeit als einen Theil der Volksarbeit zu fassen. Wer Arbeitsmoral dem Volke recht handgreiflich predigen will, der greift nicht in die Culturgeschichte und zeichnet in großen

Zügen das harmonische Zusammenwirken der Kräfte in den Nationen und wie Blüthe und Sturz der Völker hervorwuchs aus der nationalen Arbeit. Er bedient sich nicht nach Platons Rath der großen Buchstaben, sondern winzig kleiner Schrift und malt vielmehr die Novelle des Einzellebens eines fleißigen oder faulen Mannes aus, statt daß er die Arbeitsmoral aus dem großen psychologischen Drama des Völkerlebens entwickelte. Eine wahrhaft selbstbewußte Nation dagegen wird leichter am Volksfleiße den Privatfleiß entzünden als umgekehrt, und wenn man dereinst einmal die Moral der Volksarbeit in den Dorfschulen lehren wird, dann wird auch der gemeine Mann die Nothwendigkeit des Gleichgewichtes der Arbeitsgruppen in einem gesunden Volksleben begreifen.

Es gibt aber eine Schule der Noth, in welcher das Volk oft in wenigen Jahren lernt, was es im Laufe geregelter Schulmeisterei kaum in einem Jahrtausend gelernt haben würde. Die Russen z. B. sinnen dermalen gar ernsthaft nach über das Gleichgewicht der Arbeit, weil sie nämlich inne werden, daß ihr ächtes Russenthum durch den verrückten Schwerpunkt der nationalen Arbeit in Trümmer zu gehen droht. In Rußland überwiegt einseitig die Bodenproduktion. Nach Tegoborski ward 1852 das Volkseinkommen aus den Gewerben ꝛc. nur auf 375 Mill. Silberrubel im Jahre geschätzt, während die Urproduktion 2044 Mill. eintrug. Vor anderthalb Jahrhunderten, als Rußland in den Kreis der europäischen Culturmächte einzutreten begann, war dieses Mißverhältniß natürlich noch viel greller. Peter I. mußte Gewerbe, Handel und Geistesarbeit von Außen in's Land ziehen, um wenigstens den ersten Grund zu legen zu einem Gleichgewicht der Arbeitsgruppen,

welches das Volk erſt befähigen konnte, den Wettkampf mit abendländiſcher Cultur zu beſtehen. Allein dieſe importirte bürgerliche Arbeit war und blieb unnational; ſie fand in Land und Volk zu wenig Wurzel, als daß ſie zur Gleichmacht mit der Bodenproduktion hätte aufwachſen können, ſtörte aber zugleich auch unmittelbar die innere Harmonie des ruſſiſchen Volksthums, indem nun weſteuropäiſches Städteleben übergangslos mitten in halbaſiatiſche Bauernzuſtände hineingeſtellt war. Der gemeine Mann blieb ein ganzer Ruſſe, der Gebildetere ward, wenn's hoch kam, ein halber Ruſſe, die Gebildetſten verausländerten vollends. Nun erwachte aber in unſern Tagen, wo alle Nationen ſo viel ſelbſtbewußter geworden, auch das altruſſiſche Nationalgefühl, und der Moskowiter ergrimmte, daß nicht einmal die Hauptſtadt des Ruſſenreiches einen ruſſiſchen Namen führe und Petersburg auch auf ruſſiſch Petersburg heiße. Die Moskowiter begreifen aber auch, daß Rußland nur dann wieder ruſſiſch werden kann, wenn ein Gleichgewicht der nationalen Arbeit hergeſtellt wird, wenn ruſſiſche Kunſt und Wiſſenſchaft und Induſtrie und Handwerk wieder mit ruſſiſchem Geiſte ſich erfüllt, dadurch überall Wurzel im Volke ſchlägt und zuletzt zu einer Gleichmacht mit der ächt ruſſiſchen Bodenproduktion aufwächst. So lehrte die Noth auch hier raſch die Wucht dieſer Gleichgewichtsfrage der nationalen Arbeit erkennen, und der Parteikampf der Moskowiter und Petersburger wird ſich zuletzt in dieſer Frage entſcheiden müſſen.

Der Nationalökonom ſpricht vom Gleichgewicht der Arbeit als der Grundlage der wirthſchaftlichen Kraft höher geſitteter Völker; der Socialpolitiker geht noch einen Schritt weiter und

erkennt in jenem Gleichgewicht zugleich den Urgrund einer sich rastlos aus sich selbst verjüngenden Volksgesittung. Mehr in Thatsachen als in Begriffen redend, habe ich den letztern Gedanken in meinem Buch von „Land und Leuten" vielfach ausgeführt, indem ich zeigte, daß unser Volk jugendfrisch und original bleibt, solange es hier zu Land neben dem Felde auch noch Wald gibt, neben dem hochgesitteten Städter auch noch naturwüchsige Gebirgsbauern, ja sogar noch Altbayern neben den Berlinern. So leicht es aber ist, die Wirkung des Gleichgewichtes der Arbeit darzuthun, so schwer läßt es sich nachweisen, wie weit dieses Gleichgewicht bei einer Nation vorhanden sey. Schon dem Nationalökonomen wird es sauer, obgleich er doch nur mit materieller Arbeit zu schaffen hat, deren Früchte sich zählen und wägen lassen. Denn weder indem er die Zahl der Arbeiter der einzelnen Berufskreise neben einander stellt, noch indem er den Beitrag dieser Kreise zu dem Volkseinkommen gegen einander abwägt, erhält er ein vollkommen reines und gerechtes Ergebniß. Auch in der materiellen Arbeit steckt nämlich ein gutes Bruchtheil geistiger Cultur, welches schwer in die Wagschale der einzelnen Arbeitsgruppen fällt, entscheidend für die wirthschaftliche Macht dieser Gruppen, und nicht in Procenten oder Decimalbrüchen sich ausdrücken läßt. Der sociale Volksforscher vollends bewegt sich im Gebiete geistiger Statistik, die kein Hexenmeister in Ziffern bannen kann, er hat nicht nur die materielle, sondern auch die Geistesarbeit auf ihr Gleichgewicht zu prüfen, und soll dabei entscheiden über eine Blüthe geistiger Gesittung, die sich nur in Thatsachen schildern, nicht aber kraft der vier Species beweisen läßt. Dennoch sollen beide nicht ermüden

in ihrer ſchweren Aufgabe, begeiſtert durch den Gedanken, daß es gilt, in der Lehre vom Gleichgewicht der Arbeit nicht blos die Geſetze der Wirthſchaft und des Völkerlebens zu erkennen, ſondern auch dem Volke die Moral der Arbeit im großen Style zu predigen und als Sittenlehrer der Nationen zugleich, nach dem Bilde Plato's, die rechte Sitte der harmoniſchen Arbeit wach zu rufen in jedem Einzelnen.

Fünftes Kapitel.

Die Form des Bodenbaues und die Bauernsitte.

Ich unterschied zwischen Land- und Stadtarbeit, zwischen Rohproduktion auf der einen, Industrie, Gewerbe, Handel und Geistesarbeit auf der andern Seite, und stelle nun einen Doppelsatz an die Spitze, welchen ich als ein ehrlicher Musiker streng thematisch durchführen möchte.

Mein Grundthema lautet:

Beim Bodenbau übt die Form der Arbeit den entscheidenden Einfluß auf das Herausbilden des Nationalcharakters; bei der Geistesarbeit, den Gewerben 2c. hingegen das Arbeitsprodukt. Wie er arbeitet, bestimmt die Sitte des Bauern, was er arbeitet, die Gesittung des Bürgers. In beiden aber festet und bewegt sich die Volkspersönlichkeit.

Das Arbeitsprodukt des Bauern kann, eben weil es Rohstoff ist und jedes geistigen Inhaltes bar, unsern nationalen Geist nicht unmittelbar berühren. Wir werden nicht undeutsch, indem wir russisches Korn, ungarische Ochsen und italienischen Reis verspeisen, und in der begeistertsten Vorliebe für deutsche Kartoffeln hat sich noch kein Mensch einen besondern Patriotismus angegessen. Anders jedoch steht es mit den Erzeugnissen des städtischen Fleißes. Was uns von verarbeiteten Stoffen zum Nutzen und zum Schmucke des Lebens

umgibt, was von Werken der Geiſtesarbeit unſern inwendigen Menſchen hebt und trägt, das zeigt auch einen flacheren oder tieferen Stempel des nationalen Geiſtes, daraus es entſprungen, und wer ſich vorwiegend in fremdländiſches Gewand kleiden, mit fremdem Geräthe ausrüſten und nur an ausländiſcher Kunſt und Literatur erquicken wollte, der würde unverſehens auch in ſeiner ganzen Geſittung verausländern.

Die Form des Bodenbaues beſtimmt großentheils die Bauernſitte; dieſe aber iſt ein Schrein, worin gar viel uralte Heiligthümer des Volksthums geborgen liegen. Durch die Form ſeiner Arbeit bewahrt der Bauer den nur leiſe und unmerklich ſich verſchiebenden hiſtoriſchen Grund unſeres Volksgepräges und zahlt darum arbeitend ebenſo gut ſeine mittelbare Steuer zur perſönlichen Entfaltung der Nationalität, wie der Bürger ſeine unmittelbare.

Man hat geſagt, ich hätte in früheren Schriften die Poeſie der beharrenden Sitte des Bauern wohl recht idylliſch und verlockend geſchildert, allein beim Lichte beſehen, ſey dieſe Poeſie doch gar traurigen Urſprungs. Sie ſey ein Trümmerſtück, welches nur auf der Bauernſchinderei des Mittelalters ruhe und nur kraft der dadurch bis in unſere Tage hereinragenden Erbärmlichkeit, Gedrücktheit und Geiſtesfeſſelung des Landvolkes ſich habe erhalten können. Als ob aus Druck und Erbärmlichkeit jemals Poeſie aufwachſe! Nicht die politiſchen Zuſtände haben den deutſchen Bauer ſo beharrend bewahrt in der waldesfriſchen Poeſie nationaler Sitte; das that vielmehr die Form ſeiner Arbeit, welche nicht ſowohl vom feudalen Weſen getragen wurde, als ſie ſelber umgekehrt dieſes Weſen tragen half und die ſchließlich in der Natur

des Bodens und der urälteſten Art nationaler Siedelung gewurzelt ſteht.

Wäre jene Ketzerei richtig, welche die Poeſie nicht minder wie den deutſchen Bauer läſtert, dann müßten die im Mittelalter freieſten Bauern, alſo etwa jene trutzigen Niederſachſen an der Nordſee, die Schweizer und dazu das bayeriſche und öſterreichiſche Landvolk des ſüddeutſchen Hochgebirges die altväterliche Sitte am gründlichſten abgeſchworen haben. Jeder germaniſtiſche Forſcher weiß aber, daß hier gerade die reichſten Fundgruben unſerer früheſten nationalen Culturalterthümer heute noch zu ſuchen ſind. Dagegen waren umgekehrt die vordem meiſt ſo unfreien und gedrückten Bauerſchaften der mitteldeutſchen kleinen Herrſchergebiete ſeit alten Tagen höchſt wandelbar in ihrer Sitte, und viele rheiniſche Dörfer begannen mitten in der feudalen Zeit ſchon zu verſtädteln. Es ſcheint alſo faſt, man hätte eher ein Recht zu ſagen: je wohler und freier ſich der Bauer fühlt, um ſo feſter hängt er am Alten, je mehr man ihn dagegen drückt und ſchindet, um ſo neuerungsluſtiger macht man ihn. Allein dieſer Satz iſt gerade ſo viel werth, wie ſein vorher bekämpfter Gegenſatz, nämlich keinen Heller.

Der entſcheidende Grund der bäuerlichen Sittentreue und Sittenpoeſie liegt in der Form des Bodenbaues. Der mittelalterige Bauer hat ſeinen Beſtand im leiblichen Leben wie in der Sitte weſentlich auf die Dreifelderwirthſchaft gegründet. Dieſes Wirthſchaftsſyſtem beſteht bei Freiheit und Hörigkeit und iſt älter als das ausgebildete Lehnsweſen. Aber es diente dem Lehnsſtaat als ein trefflicher Grundbau und verwuchs mit ihm dergeſtalt, daß man zuletzt Urſache und

Wirkung nicht mehr unterscheiden kann. Der moderne deutsche Bauer im Großen und Ganzen ist politisch ein neuer Stand, der Stand der freien Kleingütler, und als solcher himmelweit verschieden von den bunten Bauerngruppen des Mittelalters. Insofern aber die Dreifelderwirthschaft jener Zeit bei einem sehr großen Theile des neuen Bauernstandes noch fortbesteht, blieben ihm trotz des politischen Umschwunges die fundamentalen mittelalterlichen Sitten. Politisch ward der Bauer ein neuer Mann, social blieb er der alte, d. h. in der Arbeit, und den daraus erwachsenen Sitten. Es gibt beiläufig bemerkt, drei Hauptquellen der ächtesten Bauernsitten: Religion, Familie und Arbeit. Religionssitten, Familiensitten und Arbeitssitten hielten selbst im beweglichen Bürgerthum am längsten Farbe, sie sind in der Wolle gefärbt.

Große Wirthschaftskrisen legen am gründlichsten Bresche in die Sitten des Bauern. Die Geschichte der ländlichen Tracht und des Häuserbaues folgt in neuerer Zeit sehr stätig der Geschichte der Kornpreise. Nicht schlechtweg darum weil der Bauer reicher wird mit dem steigenden Geldwerth des Getreides (denn wir sehen ja, der reichste Bauer ist oft der sittentreueste); sondern weil der Umschwung des Marktes ihn zwingt zur Steigerung, vielleicht zur völligen Reform seiner Wirthschaftsweise. Nothgedrungen unterwirft er das Weideland dem Pflug, vertheilt die Gemeindegüter, führt künstlichen Futterbau und Stallfütterung ein; die alten Geräthe, die alten Scheunen und Ställe genügen dann auch nicht mehr: der Mann wird unvermerkt in Feld und Haus und Hof ein Anderer und also schließlich auch in Tracht und Sitte, in Spruch und Lied und Sage. Namentlich das dauerhafteste Erbstück, das Haus,

ändert der ächte Bauer faſt nie, wenn ihn nicht ein Brand dazu zwingt, oder dauernd geſteigerte Kornpreiſe verlocken. Wer darum die Sitten des Bauern ändern will, muß bei der Arbeit anfangen. Politiſche und ſociale Fortſchrittsprediger, welche ſich vermaßen, dem Bauern ſtracks ſeine Sitten auszureden, haben ihn meiſt nur noch ſtarrköpfiger gemacht. Dagegen brachten die Klee- und Kartoffelapoſtel des achtzehnten Jahrhunderts und die landwirthſchaftlichen Vereine des neunzehnten eine Revolution in die Sitten des Landvolkes, welche viel tiefer an die Seele griff, als die gleichzeitige politiſche Neubildung des Bauernſtandes.

Uebrigens ſind gerade die vor Alters politiſch freieſten Bauern im Marſchland und den Alpen nicht einmal bis zur Dreifelderwirthſchaft aufgeſtiegen. Als Viehzüchter trieben ſie Weidewirthſchaft, höchſtens Egartenwirthſchaft und ſteckten wohl gar noch in dem halbbarbariſchen Herkommen der Moor- und Waldbrennerei. Das feſtete ihre Sitten trotz allen Freiſinnes. An der Meeresküſte ward der Bauer frühe ſchon in den ſittenverſchmelzenden Handel hineingezogen und erhob ſich dadurch an weltoffenem Geiſte weit über ſeine binnenländiſchen Genoſſen. Dennoch verſtädtelte er nicht: die Natur ſeines Bodens und die Form des Anbaues und der Siedelung hielt ihn im Bauernthum zurück. Der Marſchbauer ſchickt Dampfſchiffladungen voll Maſtvieh auf den Londoner Markt, treibt fabrikmäßig Ziegelbrennerei und wohnt dennoch ſtandhaft unter dem altſächſiſchen Rohrdach.

Hundert Geiſter uralter Bräuche gehen unter dieſem Dache um, obgleich man bei dem reicheren Hausmann durch den Kuhſtall und die Halle des Herdes vielleicht in ein Zimmer

tritt, welches eine ganz hübsche kleine Bibliothek auf Mahagonygestellen einschließt. Aber die Form des Bodenbaues siegt über alle Bücher. Kein Bauer führt ein idyllischeres, poesiegetränkteres, so fein in den ältesten Sitten begrenztes Leben als der freie, behäbige Viehzüchter des Hochgebirges. Wer da behaupten wollte, auf den großen Höfen und in den Sennhütten unserer Alpen habe Druck und Verkümmerung die altnationale Sitte so mauerfest gemacht, der kann doch höchstens nur einmal eine lithographirte Sennerin gesehen haben, nicht aber eine lebendige. Aber selbst die lithographirte Sennerin hätte ihm zeigen können, daß hier noch eine Naturkraft der Race herrscht, wie sie niemals aus dem Elend der Knechtschaft aufwachsen kann. Wenn der Marschbauer, obgleich vom Seehandel berührt, dennoch Stammesart und Sitte treu bewahrte, dann bestand der Hochgebirgsbauer vielfach die gleiche Probe gegenüber den Einflüssen von Kunst und Handwerk. Die Holzschnitzer und Geigenmacher der Voralpen sind Handwerker, zum Theil Kunsthandwerker, ja mitunter wirkliche Künstler; dennoch blieben sie im Ganzen Bauern: die Alpenweide und der Egarten siegte über die Werkstatt, und obgleich das Ammergauer Passionsspiel großentheils von Künstlern und Handwerkern gespielt wird, muß man es doch ein ächtes Bauernspiel nennen. Die Alpenmatten, welche mit dem blauen Himmel in die Scene hereinblicken, sagen dem Zuschauer, warum.

Es ist aber nicht menschliche Willkür, sondern die zwingende Natur des Bodens, welche die Grundformen des Anbaues noch immer so vielgestaltig neben einander bestehen läßt.

Die alte Dreifelderwirthſchaft, welche die Charakterfigur des mittelaltrigen Bauern am breiteſten ausprägte und feſtete, begünſtigt Gemeindebeſitz neben dem ausgetheilten Privatbeſitz. Ja ſie wächst zum Theil aus den Genoſſenſchaftsgütern der älteſten Zeit hervor. Je moderner wir wurden, deſto entſchiedener wich überall das Gemeindegut und Familiengut dem rein individuellen Eigenthum. Auch das alte Zunftweſen ruhte auf dem Gedanken, daß die Stadt im Gemeinbeſitz aller Gewerberechte ſey, welche ſie den Zünften gleichſam zu Lehen gab. Wie ſehr Genoſſenſchafts- und Familienbeſitz das hiſtoriſche Herkommen feſtigt, das lehrt jedes Blatt in der Geſchichte des Bauernthums wie des Adels. Mit der Fruchtwechſelwirthſchaft hingegen verſchwinden die Gemeindenutzungen und die bäuerlichen Familiengüter, der wechſelnde individuelle Beſitz wird Alleinherrſcher, und der Bauer moderniſirt ſich ſchon aus dieſem einzigen Grunde, ſo wie er vom Dreifelderſyſtem zur Fruchtwechſelwirthſchaft übergeht. Der Dreifelderbauer braucht nur geringe Theilung der Arbeit, Regeln und Handgriffe erben ſich vom Vater auf den Sohn, die Kinder bleiben daheim und lernen doch das Wenige, was ſie für ihre Arbeit zu wiſſen brauchen; es fliegt ihnen gleichſam von ſelber im älterlichen Hauſe an. Die Arbeitsform an ſich iſt ererbte Sitte und in und mit ihr vererben ſich auch die andern Sitten des Ortes, des Standes und des Hauſes. Der Fruchtwechſelbauer dagegen nützt ſeinen Boden viel durchtriebener, er baut rationell, er macht Schule außerhalb des Hauſes, er läßt ſeine Arbeit durch Gewerbe und Wiſſenſchaft befruchten, und theilt ſie immer gründlicher unter ſeine Mitarbeiter. Dadurch führt er die Bauernſitte ſchon in

der Arbeit über die Standes- und Familienschranken hinaus, fremde Sitten fallen bewegend und neubildend in sein Leben. Die Fruchtwechselwirthschaft ist aber alten Ursprunges in solchen Landstrichen, welche von Natur verkehrsoffen, schon frühe zur Städtegründung einluden, wie in Flandern, bei Paris, im Elsaß und der Pfalz, in der Nordschweiz und in Toscana. Sie setzt ein gut bevölkertes Gebiet voraus und steigert ihrerseits dann wieder die Volkszahl beträchtlich. Wo das Volk aber dicht gesäet ist, da hängt der Einzelne niemals so treu und trutzig an altväterlicher Art, als wo die einzelnen Familien zerstreuter oder gar einsam hausen. Auch dieser Umstand berief den abgelegeneren Dreifelderbauer zum Bewahrer unseres ursprünglichsten nationalen Herkommens. Aber selbst der rationelle Bauer, wenn schon der Stadt um so manchen Schritt näher gerückt, ist eben immer doch noch ein Bauer, der im Vergleich mit dem Bürger wieder eben so stark am örtlich Ueberlieferten festhängt, als er, gegen den Dreifelderbauer gehalten, bereits beweglicheren Sinnes geworden ist.

In Summa: der Bauer bewahrt durch die Form seiner Arbeit sich selber als einen Stammhalter unserer ächtesten nationalen Alterthümer in Stamm und Siedelung, Sitte und Sprache. Er zeigt uns die Grundzüge der Volkspersönlichkeit ruhend, gebunden, im naiven Instinkte waltend. Und diese Ruhe ist nicht todt; sie ist nur vergleichsweise Ruhe; denn unter der scheinbar erstarrten Hülle der Bauernsitte webt dennoch wiederum ein leises Leben, und schiebt ganz stille auch diese beharrende Volksgruppe vorwärts.

Bauernarbeit und Bauernsitte sind das Knochengerüste der Volkspersönlichkeit. Die Knochen sieht man nicht wachsen,

ſie wachſen aber doch. Das Verdienſt des Bauern, kraft der Form ſeiner Arbeit die beweglicheren Organe der Nation feſt zuſammen zu halten, erkennt der Sprachgebrauch ſo willig an, daß er Bauernſitte und Volksſitte, Bauernmundart und Volksmundart, Bauerntracht und Volkstracht ſogar ſchlechthin für gleichbedeutend nimmt.

Und nicht bloß dem Volksforſcher iſt dieſe beharrende Bauernart die leibhafte Urkunde unſerer eigenſten Culturalterthümer: die Bildungsmenſchen ſammt und ſonders erfriſchen und verjüngen ſich unbewußt in der Anſchauung des Landvolkes. Die Bauern *ſind*, was wir *waren*, wie Schiller von der Natur im Gegenſatze zur Cultur ſagt, und weil wir an ihnen meſſen können, was wir durch eine ganz anders entwickelte nationale Arbeit gewonnen und verloren haben, weil ſie uns zugleich ein im Kleinen abgeſchloſſenes, ſeiner ſelbſt gewiſſes Leben ſpiegeln, ſo hat der Anblick ihrer Arbeit und Sitte für uns den erquickenden und befruchtenden Reiz eines naiven Kunſtwerks.

Sechstes Kapitel.

Das Arbeitsproduct der bürgerlichen Berufe und die städtische Gesittung. Natur der Geistesarbeit.

Uns Städtebürgern zerrann die ererbte heimische Sitte vielfach unter den Händen, weil und während wir arbeiteten. Allein aus dem Verluste keimte ein neuer Gewinn. Die ruhende nationale Sitte vertauschten wir mit weltbürgerlichen Bräuchen, damit unsere im stäten Fluß sich erneuende Gesittung um so nationaler werde. In den rastlos wettkämpfenden Arbeitsresultaten der bürgerlichen Berufe ward der Geist der modernen Culturvölker erst vollauf selbstbewußt.

Ein Blick auf den Gegenpol des Bodenbaues, die Geistesarbeit, wird den Sinn dieses Satzes am klarsten erkennen lassen.

Sehen wir vorerst zu, was hinter dem Worte: Geistesarbeit steckt.

Im Grunde birgt jede Arbeit ein Stück Geistesarbeit. Denn insofern sie eine persönliche und sittliche That ist, muß sie ja in Plan, Ziel und Beweggrund dem Geiste entquellen.

Allein so weit gefaßt, besagt das Wort Alles und eben darum nichts besonderes, weshalb es auch kein Mensch in diesem Sinne gebraucht.

Es fragt ſich vielmehr, ob ein Werk *vorwiegend* ein Aufgebot leiblicher oder geiſtiger Kräfte und Fertigkeiten heiſcht. Mag Einer rein wirthſchaftliche Güter erzeugen und umſetzen, ſo nennen wir ihn doch ſchon einen Geiſtesarbeiter, wenn er dazu überwiegend mehr des Kopfes als der Hände bedarf. Der große Gutsbeſitzer tritt geradezu heraus aus der ſocialen Gruppe der Bauern, weil er viel mehr Geiſtesarbeiter als Handarbeiter iſt. Der vielbeſchrieene Gegenſatz von Kapital und Arbeit iſt häufig gar nichts anderes als die im Fabrikbetrieb weit ſchärfer als im Handwerk vollzogene Theilung zwiſchen Geiſtesarbeit und Handarbeit. Jeder Beruf ſtrebt raſtlos nach dem Ziele, den Factor der Geiſtesarbeit immer mehr Macht gewinnen zu laſſen über die bloße Handarbeit. Darum ſind die Grenzen der Geiſtesarbeit, ſofern ſie als ein bloßer Factor in den materiellen Berufen erſcheint, äußerſt dehnſam, und in tauſend Fällen mangelt aller Maßſtab, mit welchem man ausmeſſen könnte, wo der Kopf beſtimmend vorwiege und wo die Hand.

Viel klarer und begränzter erſcheint die Geiſtesarbeit da, wo ſie nicht blos als der hervorragende Factor in der materiellen Arbeit auftritt, ſondern auf die Erzeugung eines Geiſtesproducts, eines ideellen Werthes zielt. Dieſe will ich die *reine Geiſtesarbeit* nennen und ſie hier zunächſt in's Auge faſſen, wenn ich vom Gegenpol des Bodenbaues, der Bauernarbeit rede.

Die reine Geiſtesarbeit unterliegt eigenthümlichen Geſetzen, welche die Grundlinien, die der Nationalökonom ſo oft für die Arbeit ſchlechthin zieht, während er doch blos an das Erzeugen materieller Güter denkt, nicht ſelten auf's beſtimmteſte

durchkreuzen. Vom gemeinen Manne unverstanden, vom socialistischen Theoretiker mißverstanden, vom positiven Wirthschaftslehrer meist bei Seite geschoben, ist diese reine Geistesarbeit dennoch der Sauerteig, welcher unsere moderne Gesellschaft am kräftigsten in Gährung setzt.

Sie ist die persönlichste von allen Arbeitsformen. Sie heischt zumeist Character und Talent, wohl gar Genie, d. h. die selbstbewußteste, am reinsten durch sich selbst bestimmte Schöpferkraft. Darum durchbrach sie am frühesten die mittelaltrigen Arbeitsschranken der Familie, des Standes, der Gemeinde. Zu einer Zeit, wo man noch geboren werden mußte zum Bauern wie zum Handwerker, konnte Einer schon Papst werden, der nur zum Proletarier geboren war.

Die reine Geistesarbeit ist so persönlich, daß sie bei ihrem höchsten Schaffen jene Theilung gar nicht zuläßt, durch welche die Fabrik den Sieg über das Handwerk gewann. Sie verhält sich überhaupt zur materiellen Arbeit wie die Zeit zum Raume. Darum arbeitet wohl eine Periode der andern geistig in die Hand, nicht aber gleichzeitig der Handlanger dem Gesellen, der Gesell dem Meister. Wenigstens nicht bei den höchsten Schöpfungen des künstlerischen und wissenschaftlichen Genius. Homer und Sophokles und Shakespeare sind Mitarbeiter, Arbeitstheiler des modernen Dichters; ein gleichzeitiges, mechanisches Theilen der Arbeit, wie wenn der Meister die Gedanken machte, der Gesell die Verse hämmerte und der Lehrling die Reime daran löthete, gibt es hier nicht.

Schon durch dieses Gesetz der zeitlich, periodenweise getheilten Geistesarbeit führt sie, bewußt rück- und vorblickend,

die ganze Kette der Entwickelung der Nation ſtätig fort von einem Ring zum andern. Die Arbeitsproducte ſind Urkunden dieſes Ganges und wirken eben als ſolche mächtig dahin, das hiſtoriſche Selbſtbewußtſeyn des Volkes wach zu erhalten.

Auch wo die Geiſtesarbeit blos ein vorwiegender Factor zur Erzeugung wirthſchaftlicher Güter iſt, theilt ſie ſich zeitlich und ideell, nicht räumlich und mechaniſch. Der induſtrielle Erfinder nimmt aus den Händen ſeiner Vor-Erfinder halbgereifte Gedanken, um ſie weiter zu zeitigen, aber er verſchließt ſich dabei in ſeine einſame Werkſtatt.

Die reine Geiſtesarbeit iſt ſo perſönlich, daß wir aus ihr nicht blos einen perſönlichen Beſitz der materiellen Frucht der Arbeit herleiten, ſondern ſogar ein ideell perſönliches Anrecht *an den Beſitz der Arbeit ſelber*. Schöpferiſche Gedanken, welche individuelle Form in meinem Geiſte gewannen, gehören ſchon als Arbeit mir ſo perſönlich an, daß Einer mir dieſe Gedanken *ſtiehlt*, der ſie ſchlechtweg ſich aneignet und für ſelbſterarbeitete Gedanken ausgibt. Den Gedanken darf und ſoll er mir nehmen, nicht aber das Gepräge meiner perſönlichen Arbeit. In Zeiten, wo die Völker noch minder perſönlich ſind, und folglich auch die Arbeit minder perſönlich, gibt es kein Plagiat. Die Chroniſten des Mittelalters plündern einander luſtig aus und im beſten Glauben; allein ſie verbreiten dabei nur Gedanken und Kenntniſſe, ohne ſich dieſelben als perſönlich erarbeitet aneignen zu wollen. Erſt wo der *Styl*, als das Wahrzeichen der individuellſten Arbeit kommt, beginnt das Plagiat.

Vor Zeiten maß man die Kranken, um zu ſehen, ob die Krankheit wachſe. Aehnlich würde der verfahren, welcher

die Geistesarbeiter eines Volkes zählen wollte, um zu ergründen, ob die Macht der ideellen Arbeit im Steigen begriffen sey. Geistesarbeit läßt sich überhaupt nicht in Ziffern messen und schätzen. Je mechanischer hingegen die Arbeit, um so sicherer ist die Statistik. Bei der äußerlichsten Handarbeit stellt je ein Arbeiter eine durchschnittlich gleiche Arbeitskraft dar, und indem man die Arbeiterzahl addirt, kann man in ihrer Summe zugleich die Summe der Arbeitskraft lesen. Wissen wir, daß tausend Arbeiter in einer Baumwollspinnerei beschäftigt sind, so können wir Arbeitskraft und Production der Fabrik leicht berechnen. Wissen wir dagegen, daß hundert gedruckte und ungedruckte Dichter in einer Stadt Verse machen, so wissen wir gar nichts. Die Geistesarbeit ist so persönlich, daß sie aller Zahlenstatistik spottet. Man kann sie nur erkennen und schildern, d. h. man kann sie nur in einer geistigen Statistik fassen, die sich selber wieder als ein Product des persönlichsten wissenschaftlichen Forschens und Gestaltens darstellt.

Wie hat man sich nicht geplagt, die Spitzen der Geistesarbeiter als „Capacitäten" in feste Formeln eines Wahlgesetzes einzufangen! Man erklärte da wohl die promovirten Doctoren, dann Advocaten, Aerzte ꝛc. für „Capacitäten." Als ob alle Doctoren ꝛc. Capacitäten seyn müßten, und als ob nicht oft gerade die höchsten und arbeitsmächtigsten Capacitäten schlechthin gar nichts wären, weder Doctoren, noch Advocaten u. s. f. Eine Capacität ist eine ganz bestimmte Person, die man mit Namen nennt; je größer die Capacität, um so mehr ist sie für sich eine Gattung und paßt gar nicht in die gangbaren Zunft- und Berufskreise.

Obwohl nun aber die Geiſtesarbeit mit Händen ſo wenig zu greifen iſt, wie der Geiſt überhaupt, ſo iſt ſie doch die entſcheidenſte Macht für die bewußte Fortbildung der Volksperſönlichkeit, und wenn wir an den Gewerbeproducten ein Gepräge nationaler Arbeit erkennen, ſo geſchieht dies doch nur, inſoweit in dem veredelten und geformten Stoff ein Stück Geiſtesarbeit ruht.

Siebentes Kapitel.

Der Zuſammenhang zwiſchen Volksgeiſt und Arbeitsproduct wird am klarſten in der Geiſtesarbeit.

Es gab vor hundert und zweihundert Jahren ſchon Sittenprediger genug in Deutſchland, welche unſerm Volke das Entnervende der Ausländerei in den Moden des Tages zorneifrig zu Gemüth führten. Sie fanden auch allerlei Anhänger, und dieſe trugen oft abenteuerlich genug ihren patriotiſchen Reinigungseifer zur Schau. Allein ſie hinderten dennoch nicht, daß franzöſiſches Gewand und Geräth das Abzeichen der tonangebenden vornehmen Kreiſe blieb, daß fremde Baumeiſter unſere Paläſte bauten und fremde Tanzmeiſter unſerer Jugend Schick und Anſtand lehrten.

Die Zwingherrſchaft der fremden Arbeitsproducte jeglicher Art kam von oben, ſie entſprang aus den bewältigenden Einflüſſen der reinen Geiſtesarbeit; ſie ließ ſich darum nicht hinweg predigen, ſo lange Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft im großen Ganzen undeutſch blieb.

Paris hieß im Mittelalter die „philoſophiſche Stadt," und die Pariſer Univerſität war in der That durch Jahrhunderte die Metropole der abendländiſchen Philoſophie, wohin die großen deutſchen Scholaſtiker ſo gut wie ſpäter die Myſtiker und Humaniſten wallfahrteten, um für's gelehrte

Ringelrennen die große Schule reiten zu lernen. Zuerſt war Paris das Ziel der „Gelehrtentour," dann der „Künſtler- und Kavalierstour" und zuletzt machten ſich dann auch die Schneider, Kunſtſchreiner und Friſeure dorthin auf den Weg. Wären nicht Abälard und Gerſon die Pariſer Lichter der Welt geweſen, wer weiß, ob ſich nicht ſpäter die deutſchen Schneider ihr Licht anderswo angezündet hätten.

Die Herrſchaft der Moden, welche ein Volk über das andere übt, iſt nichts weiter als eine Herrſchaft der Arbeitsproducte, in welchen mit einem Stück Geiſtesarbeit zugleich ein Stück eigenthümlichen nationalen Geiſtes ſteckt. Darum iſt dieſe Herrſchaft ſo tiefgreifend, weil ſie beim Geiſte anfängt. Im ſechzehnten Jahrhundert herrſchten noch die Augsburger Moden in Oberdeutſchland, nicht zunächſt weil ſelbiger Zeit ſo große Modehandwerker in Augsburg arbeiteten, ſondern weil damals und vorher ſo große Gelehrte und Künſtler in der Stadt gewirkt haben und weil Augsburg nicht blos ein Stapelplatz des Handels war, ſondern auch jener neuen italieniſchen Kunſt und Wiſſenſchaft der Renaiſſance, welche das Mittelalter bezwang.

Ein deutſcher Elſäſſer erklärte mir einmal, er ſey kein Deutſcher. Auf meine Frage, warum er denn kein Deutſcher heißen wolle, da er doch durch Stamm und Sprache rein unſerm Volke angehöre, erwiderte er, weil er ſo lange keinen Reſpekt vor den Deutſchen haben könne, als dieſelben in ihren Moden und Bräuchen fort und fort bei den Franzoſen betteln gingen. Der Mann hatte nicht ganz unrecht; denn dieſe Bettelfahrt nach Pariſer Kleidern und Hausrath iſt die letzte Folge unſerer ehemaligen Abhängigkeit von franzöſiſcher Kunſt

und Literatur und Politik. Und so lange die Franzosen sehen, daß unser tägliches Leben vom Geist ihrer Arbeitsproducte erfüllt ist, werden sie auch meinen, wir beugten uns politisch dem Franzosenthum. Oder wollt ihr sie wirklich überzeugen, der Haß der Deutschen gegen die revolutionäre Despotie Bonapartes sey so glühend, wie es in den deutschen Zeitungen zu lesen steht, so lange die deutschen Frauen im Reifrock der Kaiserin Eugenie einhergehen?

Wie nun die Producte der reinen Geistesarbeit am frühesten und klarsten den Charakter eines Volkes spiegeln, so erkennen die Völker auch das Persönliche ihrer Arbeit zuerst in den Werken des Geistes. Lange bevor man von einer nationalen Industrie spricht, betont man den nationalen Gehalt der Literatur und Kunst. Früher auch als ein Volk das instinktive Weben und Spinnen seines eigensten Geistes in der Bauernsitte sich selber gegenständlich macht und um der nationalen Art willen liebt und studirt, faßt die gebildete Schicht der Nation ein Herz für die eigenen Geisteswerke. Die Erkenntniß geht auch hier von oben nach unten.

Die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts z. B. erkannten den Zauber der nationalen Arbeit bei Klopstock und Lessing lange bevor sie den Einfluß eines im nationalen Geiste entwickelten Gewerbes zu würdigen wußten. In der Poesie kehrte man damals früher zum rein deutschen Gepräge zurück als in der Tonkunst, in dieser wiederum früher als in der Architektur. Das heißt, je geistiger die Kunst, um so rascher zeigte sie den Zeitgenossen das nationale Gepräge. In denselben Tagen, wo wir wieder bewußt und eifrig nach einer neuen deutschen Nationalliteratur rangen, predigte Justus

Möſer begeiſternd von den Volksalterthümern, die ſich in Arbeit und Sitte des niederſächſiſchen Bauernvolkes bewahrt hatten, allein erſt dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, dieſe Ideen Möſers fortzubilden und den moraliſchen Beſitz ſolcher Schätze älteſter vaterländiſcher Geſittung in allen Gauen zum Gemeingut der gebildeten Deutſchen zu machen.

So geht die Erkenntniß der nationalen Arbeit von der Spitze abwärts, weil in den geiſtigſten Arbeitskreiſen überhaupt die Arbeit zur perſönlichſten That wird, und zwar nicht blos zur individuell perſönlichſten, ſondern auch zur volksperſönlichſten.

Darum bleiben uns in Tagen großen nationalen Unglücks die Geiſteswerke unſers Volkes der letzte Troſt und das Feuerzeichen der Hoffnung.

In ſchwerer Zeit ſoll man ſich ſammeln. Dieſes Sammeln iſt aber nichts anderes, als ſich wachrufen, was man rechtes und ſchlechtes gedacht und gethan, in ſich gehen, daß ſich uns der ganze inwendige Menſch nach außen kehrt und wir uns unſerer ſelbſt bewußt werden. So ſollen es auch die Völker machen. Meint man aber, es heiße ſich ſammeln, wenn man blos an die Noth der Stunde denkt, an den Schreckensſchritt des Krieges und das bleiche Angſtgeſicht der Börſe? All den ererbten Schatz großer nationaler Thaten ſollen wir uns aufſchließen und in doppelter Treue feſthalten, und zu dieſem Schatz gehören dem Deutſchen vor Andern auch die vielen ſtolzen Werke des Geiſtes. Ein Krieg, der zunächſt die reine Geiſtesarbeit lähmt und uns über der Noth des Augenblicks die Großmacht unſerer geiſtig-ſittlichen, unſerer idealen Cultur vergeſſen läßt, hat für uns mit einer

verlorenen Hauptschlacht begonnen, noch ehe die erste Kanone abgefeuert ist. Gerade in der Zeit der alten napoleonischen Demüthigungen erinnerten sich unsere besten Männer wieder alter und neuer deutscher Geistesarbeit in Kunst und Wissenschaft; man hielt Vorträge nicht blos über die Tagespolitik, sondern auch über die neu erstandenen Nibelungen und derlei unpolitische Dinge, man sammelte sich im Geiste der damaligen historischen und romantischen Schule, und diese Erhebung des Volksgeistes in den höchsten Schichten wirkte mit zur Erhebung des ganzen Volkes.

Dem entgegen sieht es schier traurig aus, daß in unsern Tagen, sowie nur Krieg und Aufruhr droht, die reine Geistesarbeit sofort in die Ecke geschoben wird. Man glaubt, Kanonengießern mache den ächten Patrioten, da doch nur das treue Festhalten am eigensten Beruf, der gesteigerte Ernst des Wirkens in jeglichem Kreise den ächten Patrioten macht. Tausende verlieren in bewegter Zeit stracks alles Organ für die Werke des Geistes, weil ihnen diese eben nur Spiel und Genuß waren; Jeder muß sparen, aber statt beim guten Essen und Trinken und leerem Vergnügen beginnt man das Sparsystem bei seiner inwendigen Erziehung und Erhebung, wohl gar beim Unterricht der Kinder. Wir Deutsche sind so stolz auf unsere geistige Macht und werfen unsere geistigen Bedürfnisse doch also rasch über Bord, wenn die Börsenkurse nur etliche starke Ohrfeigen erhalten. Wir haben es erlebt in den Jahren 48 und 49 und theilweise auch im Jahre 59: Wenn die Staatspapiere um 10 Procent fallen, dann gehen die Aktien der Literatur und Kunst sofort um 20 Procent zurück, die Aktien des sinnlichen Luxus und Genusses dagegen kaum um fünfe.

Nun ist es gegenwärtig ein Glaubenssatz, daß die Völker in Sachen der materiellen Wirthschaft eines unabsehbaren Fortschreitens fähig seyen. Es wäre dann aber arge Ketzerei, wenn wir das Gleiche nicht auch von der Geistesbildung annähmen. Und so dürfen wir immerhin auf eine Zukunft hoffen, in welcher wenigstens die gebildete Volksschicht erkennt, daß die Völker durch ihre nationale Arbeit sich als lebensfähig ausweisen, daß aber der Faktor der Geistesarbeit einem jeden Arbeitsproducte erst jenes nationale Gepräge gibt und daß folglich die Werke der reinen Geistesarbeit am klarsten jenen Ausweis liefern. Sind diese Sätze in's Gemeinbewußtseyn übergegangen, dann wird man es auch allgemein als eine Sünde an der Nation erkennen, wenn in bedrängter Zeit gerade die Reichsten und Vornehmsten zuerst die Producte der reinen Geistesarbeit als entbehrlich von ihrem Budget streichen und keine Bücher und Kunstwerke mehr kaufen, damit der Fonds für glänzende Küche und Garderobe nicht beschnitten zu werden braucht.

Achtes Kapitel.

Die Geiſtesarbeit ſondert und eint die Völker.

Der Meiſter der reinen Geiſtesarbeit hat keine Kundſchaft, ſondern ein Publikum. „Publikum" iſt das Volk, ſofern es Werke der Geiſtesarbeit in ſich aufnimmt; man gibt ihm aber in dieſem Sinne den lateiniſchen Namen, weil wir ja überhaupt ſo lange gewöhnt waren, uns den Geiſt nur lateiniſch zu denken. Sein Publikum haben, heißt ſoviel als ſeine ſtätige Gefolgſchaft und Jüngerſchaft beſitzen. Nicht weil dieſe Getreuen eines beſtimmten Geiſteswerkes augenblicklich bedürften, ſondern weil der Meiſter ein ſolches bietet, nehmen ſie es hin. Der reine Geiſtesarbeiter iſt nichts, ohne ein Publikum; aber er iſt noch weniger als nichts, nämlich eine erbärmliche Mittelmäßigkeit, wenn er dieſes ihm ſo nothwendige Publikum nicht beherrſcht, wenn er auf Beſtellung arbeitet wie der Handwerker oder auf Vorrath wie der Fabrikant.

Man ſagt, Nachfrage und Arbeit bedingen ſich gegenſeitig; je materieller aber das Arbeitsproduct, um ſo entſchiedener wird die Arbeit bedingt durch die Nachfrage, je geiſtiger, um ſo entſchiedener die Nachfrage durch die Arbeit.

Der ächt ſchöpferiſche Geiſt, das Genie der reinen Geiſtesarbeit läßt ſich nicht beſtimmen durch Nachfrage und Bedarf, die außer ihm liegen; es beſtimmt ſich durch ſich

ſelbſt, ſein eigenes Schaffensbedürfniß iſt ihm die einzig maßgebende Nachfrage und ſtatt ſich durch den Bedarf beſtimmen zu laſſen, beſtimmt es ſelber vielmehr tauſendfach neuen Bedarf auf Punkten, wo dergleichen kein Menſch ahnte. Darum geſchieht es auch wohl, daß ein frei geniales Geiſtesprodukt im Augenblicke ziemlich überflüſſig erſcheint, während es nach Jahrzehnten zu einem wahren Culturbedürfniß wird.

Obgleich nun aber der ächte Genius bloß ſchafft, weil er in ſich ſelber das Bedürfniß dieſes Schaffens trägt, ſo wird er doch erfolglos verderben, wenn die Selbſtbeſtimmung ſeines Schaffens nicht zuſammen trifft mit dem nationalen Bedürfniß und mit den Bedürfniſſen der Zeit. Ich meine bei dieſer „Zeit“ dann freilich nicht bloß den Augenblick, da das Product zu Markte kommt, ſondern die Epoche, das heißt einen Augenblick, der ſich nach Menſchenaltern mißt.

Wie aber der Meiſter der Geiſtesarbeit über dem Publikum und ſeinen Bedürfniſſen ſtehen und andererſeits doch auch wieder in dem Publikum und deſſen Bedürfniſſen gewurzelt ſeyn ſoll, ſo ſtehen die Großmeiſter des ſchaffenden Geiſtes auch über den Nationen, obgleich gerade ſie beſonders tief in ihrer Nation wurzeln. Nicht bloß die Scheidung der Nationen ſtellt ſich am klarſten dar in der Geiſtesarbeit, ſondern gegentheils auch die Einheit der Culturvölker. Wir ſprechen von einer Weltliteratur in der Nationalliteratur und denken dabei an Männer wie Homer und Sophokles, wie Dante, Shakeſpeare und Goethe; wir reden von Heroen der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Staatsleitung, welche der Welt angehören, nicht weil ſie flache Kosmopoliten geweſen wären, deren Werke des nationalen Gepräges entbehrten,

ſondern weil ſie umgekehrt ſo tief und rein national arbeiteten, daß wir im nationalen Geiſte bei ihnen nun erſt recht klar das ewig Menſchliche erkennen.

Wer war ein ächterer Grieche als Sophokles, ein ächterer Italiener als Dante, ein ächterer Britte als Shakeſpeare! Dennoch gehören ſie der Weltliteratur, ja wir Deutſche glauben oft die feinſten Züge unſerer nationalen Art in den Werken des Griechen, des Italieners und Britten wieder zu finden, wo dieſelben gerade am feſteſten in ihrem Volksgeiſte ſtehen. Nun fürchten wir wohl zu verausländern, wenn wir uns überwiegend oder gar ausſchließlich mit fremder Tagesliteratur und Modekunſt befaſſen, oder wenn wir ſolche fremde Geiſteswerke, die bloß einen gewiſſen nationalen Werth in ihrer Heimath haben, allzu reichlich der Jugend zum Studium darbieten. Kein Vernünftiger aber fürchtet dergleichen bei den Werken der Weltliteratur. Wir können ſogar literargeſchichtlich nachweiſen, daß das Studium der griechiſchen Weltpoeten und Shakeſpeare's uns Deutſche im vorigen Jahrhundert erſt wieder recht zu uns ſelbſt gebracht und uns deutſcher gemacht hat in unſerer Kunſtpoeſie als wir es ſeit langer Zeit geweſen.

Durch eigenartige Arbeit legitimirt ſich eine Nation als Nation; durch Werke der Geiſtesarbeit, welche zu weltgeſchichtlicher Bedeutung aufſteigen, erweiſt ſich ein Volk als eine Culturgroßmacht unter den Völkern. Und wie die perſönlichſte Arbeit, die reine Geiſtesarbeit, die Volkscharaktere am ſchärfſten ſcheidet, ſo erwächst aus ihr andererſeits auch die feſteſte, Völker und Zeiten verbindende Einigung der ganzen geſitteten Welt.

Neuntes Kapitel.

Vom Schutz der nationalen Arbeit.

Nun komme ich auf ein bei gar Vielen hoch verpöntes Wort; es ist aber doch ein gutes Wort, wenn man es nur recht gebraucht. Das Wort heißt: „Schutz der nationalen Arbeit.“ Daß ich in diesem Zusammenhange nicht an Schutz für inländisches Roheisen und Rübenzucker, an Schutz durch Prämien, Monopole und Zölle denke, liegt wohl auf der Hand. Aber Schlagwörter, welche andauernd einen solchen Zauber üben, wie ihn der Ruf nach „Schutz der nationalen Arbeit“ lange Zeit geübt hat, pflegen, wenn auch mißbraucht, eine tiefe und weitgreifende Wahrheit zu bergen, und es fragt sich, ob nicht jenes trefflich gemünzte Wort, da man es einseitig auf den Zollschutz der deutschen Fabrikindustrie anwandte, weit bestechender auf viele Leute gewirkt hat, als die daran geknüpften, oft viel weniger scharf gemünzten Beweisführungen.

Rohstoffe und Gewerbeproducte, welche gar kein oder nur ein ganz geringes Gepräge des persönlichen geistigen Schaffens zeigen, kauft man da, wo man sie am besten und billigsten bekommt. Die deutsche Hausfrau wird nicht undeutsch, wenn sie aus englischem Garn ihre Strümpfe strickt, und wem eine Havannahcigarre besser schmeckt als eine Pfälzer, der mag sie, wenn er sie bezahlen kann, unbeschadet seiner

patriotiſchen Geſinnung rauchen. Jedermann weiß, wie bedeutend gerade jene materiellſten Arbeitszweige zum Reichthum und zur wirthſchaftlichen Macht des Volkes beitragen, jeder brave Mann wünſcht auch, daß das Vaterland die andern Länder im Wettkampf ſolcher Arbeit erreiche und überflügle; allein jeder kluge Mann weiß auch, daß der beſte Schutz, den man ſolcher Arbeit gewährt, darin beſteht, ſie gar nicht zu ſchützen, ſondern recht frei gewähren zu laſſen.

Die Liſt'ſche Schule faßte ihre Idee des Schutzes der nationalen Arbeit beim falſchen Zipfel. Sie wollte gewiſſe Fabrikationszweige vor der Uebermacht des Auslandes ſchützen, damit die Fabrikanten erſtarken und zuletzt eben ſo reichlich und billig fabriciren könnten wie ihre fremden Nebenbuhler. Nicht wie er von der nationalen Arbeit ſprach, ſondern daß er aus vollem Herzen von der nationalen Arbeit zu ſprechen wagte, iſt der dauernde Ruhm Friedrich Liſt's. Die moderne hiſtoriſche Schule der Volkswirthſchaft, welche Wilhelm Roſcher ſo feſt und reich begründet hat, wußte die alten Irrgänge der ökonomiſchen Romantiker zu vermeiden, allein gerade in ſeinen feinen culturgeſchichtlichen Analyſen der wirthſchaftlichen Thatſachen geht auch Roſcher fort und fort von den hiſtoriſchen Perſönlichkeiten der Völker aus und gibt uns, ehe wir es ſelber merken, die ausgeführteſte Geſchichte der nationalen Arbeit.

Wenn man nun aber vordem vom „Schutze der nationalen Arbeit" ſprach, ſo griff man dabei nur drei Worte falſch. Das Wort „Schutz," indem man an Zwangsmaßregeln des Staates dachte, das Wort „national," indem man dabei nicht den Bezug der Arbeit zur Volksperſönlichkeit, ſondern

nur zum Volksreichthum im Sinne hielt, und endlich das Wort „Arbeit," denn man hing sich nur an eine enge Arbeitsgruppe. (Die Worte wechseln eben wunderbar ihren Kurs. Galt doch auch das Wort „national" zur Zeit des vormärzlichen Liberalismus als der Gegenpol des Wortes „liberal," und nicht mit Unrecht; denn es setzt als Parteiprädikat den Standpunkt des historisch erfaßten Volkslebens voraus!)

Allein der wahre Schutz der nationalen Arbeit gilt gar nicht zunächst den Producenten, sondern den Consumenten, er geht nicht vom Staate aus, sondern von den Consumenten selber, er kümmert sich gar nicht um Volkseinkommen und Geld und Erwerb, sondern lediglich um das luftige Gut des nationalen Geistes; es ist dieser Schutz auch nicht die Aufgabe einer Genossenschaft, sondern die Ehrensache jedes Gebildeten im Einzelnen, er braucht auch nicht erst herbeigewünscht zu werden, sondern ist vielfach schon vorhanden.

Wie wir bei den Werken der reinen Geistesarbeit uns zuerst bewußt wurden des nationalen Gepräges der Arbeit überhaupt, so ward es auch hier zuerst im Volksbewußtseyn als unsere verfluchte Schuldigkeit erkannt, daß wir die nationalen Werke der Geistesarbeit vor den fremden hegen und uns an ihnen erquicken und erbauen sollen. Unsere gesteigerte Bildung erkennt, daß die Werke unserer eigenen Meister für uns die nächsten und wichtigsten sind, nicht darum, weil sie überall schlechthin die besten wären, sondern weil sie uns eigen sind, unsere persönliche Arbeit, die uns selber auch wieder persönlicher machen wird und folglich auch mächtiger als Nation.

Die Bildung ist es, die solchergestalt einen ideellen Schutz der nationalen Arbeit zu schaffen beginnt, einen gewaltigen Schutz, weit über alle Monopolien und Schutzzölle.

Allein Geistesarbeit steckt nicht bloß in den reinen Werken des Geistes, sie ruht auch im Erzeugniß des Gewerbes und der Industrie. Und wenigstens bei den höheren Arbeitsproducten dieser Gruppen spricht sich ein persönlich nationales Gepräge bestimmt aus im Geschmack der Form, in praktischer Gediegenheit, im Tiefsinn der Erfindung. Da lugt überall das Wahrzeichen geistigen Schaffens hervor.

Schmücken und verbessern wir unser tägliches Leben vorwiegend mit Gewerbeerzeugnissen, die nach Form und Anlage aus dem Geschmack und den Sitten einer fremden Nation hervorgewachsen sind, dann wird der deutsche Geist in uns dadurch schwerlich besonders angeregt und gehoben werden. Für den wahrhaft gebildeten Mann ist auch das kleinste Ding, welches ihn täglich umgibt, nicht gleichgültig. Er wird ebenso entschieden darauf sehen, daß der Styl seiner Zimmereinrichtung seinem Charakter entspricht, wie der Styl seiner Rede und Schrift. Ein hochgebildeter armer Teufel hat nur oft leider den Styl seiner Feder wohl in freier Hand, aber nicht den Styl seines Hausrathes. Was soll man aber dazu sagen, wenn gerade unsere vornehmsten und reichsten Leute sich ihren Salon mit amerikanischen Schaukelstühlen und chinesischen vergoldeten Tischchen ausschmücken, dazu mit glänzend geschmacklosen französischen Kupferstichen und mit türkischen Teppichen, darein eine Koranstelle gewebt ist, welche jedoch weder sie selbst noch ihre Gäste lesen können! Welch innern Zusammenhang hat denn ein solches Raritätenkabinet

mit seinem Besitzer? Der ächte Stockbauer, welcher sagt und singt, daß es gut steht im deutschen Land, wo man noch trägt eigen Gewand, wo man noch singt eigenen Sang und noch trinkt eigenen Trank, zeigt wahrlich mehr Takt und naive Bildung als solche sogenannt gebildeten Leute.

Denn die persönliche Macht einer Nation wurzelt darin, daß sie in allen Dingen und also auch in Schmuck und Sitte des täglichen Lebens sich eigenartig und persönlich weiter bilde, das beste Fremde in sich aufnehmend und sich verdeutschend, nicht aber es schlechtweg nachäffend; und ein Volk, welches die Moden eines andern beherrscht, besitzt bereits den ersten Schlüssel zur Herrschaft über den gesammten Geist dieses Volkes. Die Ehre bloß quantitativ in der Masse der Gewerbserzeugnisse und dem daraus quellenden Volksreichthum den Nachbarn zu übertreffen, ist nicht groß, wenn wir uns qualitativ, wenn wir uns im Geiste der Arbeit von demselben meistern und gängeln lassen.

Zehntes Kapitel.

Die nationale Arbeit im gesammten Volksbewußtseyn.

Fassen wir nun die Ergebnisse all des vorher Gesagten noch einmal rund zusammen:

Der Bauer zeigt uns das besondere nationale Gepräge in seiner Sitte, welche wurzelt und sich fest erhält in der Form seiner Arbeit.

Der Bürger kann nicht ruhen und beharren im überlieferten Herkommen wie der Bauer, aber in den Arbeitsproducten soll er seinen eigenen Geist als einen nationalen kundgeben, und aus diesen erwächst für das ganze Volk dann wieder eine rastlos sich verjüngende, im Kerne aber gefestete, nationale Gesittung.

Je näher das Arbeitsproduct der reinen Geistesarbeit steht, um so bestimmender und reiner tritt der nationale Charakter hervor. Je mehr dagegen der bürgerliche Gewerbende bloßer Handarbeiter ist, um so näher steht er dann andererseits in seiner beharrenden örtlichen Sitte dem Bauern, und wenn also sein Arbeitsprodukt nicht derart ein Träger des nationalen Geistes seyn kann wie das Werk des Kunsthandwerkers oder des reinen Geistesarbeiters, so bewahrt er dafür in seiner Person wieder um so mehr von jenen naiven

Zügen heimischen Volksthumes, die der Andere oft bloß noch vom Hörensagen kennt.

Nun scheint es aber, als ob der Fabrikarbeiter ganz außerhalb des eben gezeichneten Rahmens der nationalen Arbeit stehe. Er erzeugt kein Arbeitsproduct, welches seinen persönlichen Geist spiegelte. Die Fabrik bringt massenhaft gleichförmige Arbeitsstücke, und Leute, welche bei der „nationalen Arbeit" zunächst nur an die Fabrikarbeit denken, gerathen darum auch so leicht auf den Wahn, als nivellire die moderne Arbeit immer mehr sich selbst und die Völker. Andererseits lebt der Fabrikarbeiter auch nicht mehr in der naiven Sitte des Volkes. Er ist nicht Fleisch und Fisch. Schon der Umstand, daß ihm in der Regel die ächte Theilung der Arbeit fehlt, reißt ihn aus dem Zusammenhang mit dem poesievollen Volksleben des Bauern. Denn die Fabrik spitzt zwar die künstliche Theilung der Arbeit auf's Aeußerste zu, vernichtet darüber aber nicht selten die natürliche, von Gott gesetzte. Natürliche Arbeitstheilung ist: daß der Mann nach Außen schafft, die Frau im Hause waltet, und das Kind spielt und lernt. Wenn nun aber, wie es so oft geschieht, Mann, Weib und Kind gleicherweise in der Fabrik arbeiten, so ist diese natürliche Arbeitstheilung vernichtet, und der Mann ist kein ganzer Mann, das Weib kein ganzes Weib, das Kind kein ganzes Kind, sondern sie sind alle drei nur ziemlich gleichartige geldverdienende Arbeitskräfte. Daß dann der Eine den Knopf der Nadel macht, die Andere den Stiel, das Dritte die Spitze, das ist jene künstliche Arbeitstheilung, aus welcher uns reicher als je zuvor Geld und Gut erwächst; aus jener natürlichen Arbeitstheilung aber erwuchs

seit urälteſter Zeit das Eigenſte unſerer rein menſchlichen Geſittung.

Von ſolchen Fabrikleuten, die kein Haus haben, ſondern eine Schlafſtätte, keinen Herd, ſondern einen Teller in der Garküche, keine Familie, ſondern nur ein Weib, welches nicht Weib, und ein Kind, welches nicht Kind iſt, — wird man doch nicht erwarten, daß ſie gleich dem Kleinhandwerker einer Landſtadt die Bauernſitte unter den Bürgern feſthalten und ſo in ihrer aus der Form der Arbeit aufwachſenden Sitte jenen Beitrag zur Ausprägung der Volksperſönlichkeit ſteuerten, den ſie durch ihr mechaniſch gattungsmäßiges Arbeitsproduct nicht ſteuern können.

So bereitwillig man das moderne Fabrikweſen als nothwendig erkennen muß, ſo wenig darf man darum ſein Auge den großen ſittlichen und ſocialen Gefahren verſchließen, die zur Zeit noch immer aus der zwitterhaften Stellung der Fabrikarbeiter aufwachſen. Hierher gehört dann auch, daß ein ſolcher Arbeiter weder nach Art des Bürgers noch des Bauern ſein unmittelbar perſönliches Theil an der nationalen Arbeit hat. Nur indem er — wie alle andern fleißigen Leute — durch ſeiner Hände Werk das Volkseinkommen vermehrt, wirkt er mittelbar zur Entwickelung der geſammten Volksperſönlichkeit.

Das iſt dann überhaupt der niederſte Geſichtspunkt, und der äußerlichſte Begriff der nationalen Arbeit, wenn man ſie faßt als die Summe der wirthſchaftenden Menſchenkräfte, welche zuſammenwirken, um den materiellen Reichthum der Nationen herzuſtellen.

Wenn übrigens durch die große Maſſe der Fabrikarbeiter

das persönliche Schaffen und die individuelle Volkssitte ein Stück Boden verloren hat in unserer Zeit, so dürfen wir nicht vergessen, daß andererseits die Zahl der Geistesarbeiter unglaublich gewachsen ist, daß sie eine Menge neuer Berufe gegründet und dadurch ihre Macht verzehnfacht haben, daß überhaupt die Geistesarbeiter die Führer der modernen socialen Welt geworden sind. Sie vertreten aber gerade die persönlichste Arbeit und haben den besondern Beruf, die ideelle, die sittliche Seite der Arbeit allezeit hoch empor zu halten.

Die großen Meister der reinen Geistesarbeit schaffen in unsern Tagen *mit dem Bewußtseyn, daß sie in der Nation stehen*. Jeder Arbeiter aber soll in diesem Bewußtseyn schaffen lernen; denn Jeder ist wenigstens ein Stück von einem Geistesarbeiter. Nicht der Eigennutz ist es, der, wie die Ketzerei mancher Nationalökonomen behauptete, im innersten Schwerpunkt die wirthschaftliche Welt bewegt und ihre Gesetze bedingt. Aus der sittlichen Erbärmlichkeit des puren Eigennutzes kann nie etwas Großes hervorgehen, und die Blüthe unserer reich gesegneten Volkswirthschaft ist etwas Großes. Auch der geringste Arbeiter *ahnt* wenigstens, daß seine Arbeit eine sittliche That sey, und neben dem heilsamen Zwang, dessen auch der schöpferische Genius nicht entbehren kann, ist es das Bewußtseyn dieser sittlichen That, das ihn in der Arbeit trägt und nach der Arbeit labt. Er will *nicht blos für sich* arbeiten, sondern auch für Andere, zunächst für seine Familie. Dieser Ring erweitert sich mit der wachsenden Bildung, und es sind nicht Narren und Idealisten, sondern unsere besten Männer, die über der Nation sich selbst in ihrer Arbeit vergessen haben. Und so soll beim

wahren Vorschreiten der Cultur zuletzt jeden Arbeiter das Bewußtseyn begeistern, daß er nicht bloß für sich und die Seinen, sondern zugleich auch für die Nation arbeitet, daß er mitwirkt, die Grundlagen unseres lebendigsten Lebens, unserer Volkspersönlichkeit, eigenartig zu gestalten. Erst wenn dieser Gedanke nicht blos dem schöpferischen Mann, sondern auch dem Handarbeiter zündend durch die Seele leuchtet und ihn vorwärts treibt, wird man sagen können, daß sich die wachsende Selbsterkenntniß der Nationen dann auch vollgültig und leibhaftig darstelle in der bewußten, persönlichen nationalen Arbeit.

IV.

Die Arbeit in Lied und Spruch.

Erstes Kapitel.

Der Humor der Faulheit.

Die Lebensanschauungen des Volkes wahrzunehmen ist leicht, schwer dagegen, sie in bestimmte Begriffe zu fassen. Das eigenste kann man hier überhaupt nur wiederum „veranschaulichen," nicht „bestimmen." Doch sorgt das Volk selber, daß wir wenigstens nicht gar mit der Stange in den Nebel schlagen, indem es uns in seinen Sprüchen, Liedern, Sagen und Sitten genau und greifbar Urkunde gibt über viele seiner innersten Gedanken.

Nun mag es wunderlich erscheinen, bei der „Arbeit," einem nationalökonomischen Problem, in Lieder- und Sagenbüchern Umfrage zu halten, und dennoch wird, wer des Volkes Ansicht über die Arbeit darstellen will, auch bei Lied und Sage einige Auskunft finden. Neues entdeckt gar oft im Volksleben wie in andern Dingen, wer alte Thatsachen in neuen Zusammenhang bringt und alte Schrift neu zu lesen weiß. Also soll auch wohl der Volkswirth fragen, was das Volk von der Arbeit singt und sagt.

Sonderliche Hymnen zu Ehren der Arbeit singt das deutsche Volk nun eben nicht. Man kann vielmehr in den ächten Volksliedern alter und neuer Zeit lange suchen, bis man ein Lob des Fleißes, der Ordnung, der Mäßigkeit findet;

dagegen ſtoßen wir überall auf die luſtigſten Schlemmerlieder, auf Lieder voll Humors, welche die Seligkeit des Bettelns, des Nichtsthuns, der Beſitzloſigkeit preiſen, und ein rechter Stubenmoraliſt, der nichts vom Volke und der Poeſie verſteht, müßte beim Einblick in unſere urſprünglichen, rohen Volkslieder (nicht in die caſtrirten und parfümirten Ausgaben) wohl meinen, wir Deutſchen ſeyen das lüderlichſte und faulſte Volk der Erde.

Da tritt uns im alten Volksliede der prahlende Schlemmer entgegen:

„Hätt' ich das Kaiſerthum,
Dazu den Zoll am Rhein
Und wär' Venedig mein,
So wär' es all's verloren:
Es müßt verſchlemmet ſeyn!"

Und in hundert Variationen erklingt derſelbe Ton, bis wir ein einzigmal ein Lied hören, worin das Volk die Verderbniß der Schlemmerei in Spott oder Ernſt ſich ſelber zu Gemüthe führt, wie etwa:

„Wer lützel b'halt und viel verthut,
Der darf nit ſtohn in Sorgen,
Daß man zuletzt vergant ſein Gut,
Kein Jud thut ihm drauf borgen."

In den beſten, ächten alten Trinkliedern iſt die Arbeit oft geradezu verachtet, das Trinken als die beſte Arbeit geprieſen, der tiefe Keller als die Erzgrube, daraus ſich das Gold ſo bequem fördern läßt und gleich geſchmolzen aus dem Erzgang quillt; das Turnier der Zecher als der edelſte Kampf, den man mit Gläſern ausficht, und wo der Trunkenſte den

Wahlplatz behauptet. Und dieſe Schlemmerlieder ſind wie geſagt meiſt ächte Volkspoeſie, „füffig“ in Form und Inhalt, ſie gehen uns gar leicht ein wie ein guter Wein, indeß man die wenigen gutgemeinten Reime zu Ehren des Fleißes und der Mäßigkeit meiſt hinunter würgen muß wie ein trocken Stück Brod.

Wo das Volkslied ja von Arbeit ſpricht, da findet es gemeiniglich die Ruhe in und nach der Arbeit weit luſtiger als den ritterlichen Kampf des Fleißes:

„Ich thät' auch gern ſchneiden in der Ernt',
Wenn nur das Teufels 'nab-Bücken nit wär';
Das Teufels 'nab-Bücken
Verrenkt mir mein' Rücken ꝛc.“

Der Humor der Faulheit ſcheint das Volk viel poetiſcher anzuſprechen als die Würde des Fleißes. Frau Ludelei im alten Volksliede ſpinnt nicht, weil ſie keinen Rocken hat, und als ihr der Mann einen bringt, ſpinnt ſie nun gerade erſt recht nicht.

Ich durchlief eine große Zahl geiſtlicher Volkslieder, um zu ſehen, ob hier nicht das ſittliche Ringen der Arbeit wenigſtens als Bild und Gleichniß des geiſtlichen Ringens und Kämpfens geläufig ſey, wie man's bei dem arbeitsrührigen deutſchen Volke faſt erwarten ſollte. Allein abgeſehen von nüchternen Paſtorenliedern der Zopfzeit, wie etwa „Zur Arbeit, nicht zum Müßiggang ſind wir o Herr auf Erden“ u. dgl., fand ich wieder nur die Ruhe in der Arbeit.

„Der Frühling, der bringt Gottes Segen dazu,
Ein jeglicher Bauer muß haben ſeine Ruh,
Muß haben ſeine Ruh, muß haben ſeine Ruh,
Gott Vater im Himmel ruht ſelber dazu.“

So heißt es in einem Liede aus dem weſtfäliſchen Münſterlande. Der Gedanke, daß der Bauer ſeine Ruhe und dreimal ſeine Ruhe haben müſſe, daß das Korn gedeihe und mißrathe, wie Gott es will, kehrt wieder in ſehr vielen Bauernliedern. Schon die Dank- und Erntelieder des Kirchengeſangbuches, wo aus naheliegenden Gründen nicht ſowohl der Ehre des Fleißes gedacht iſt als des Segens, den Gott zum Fleiße ſchenkt, mögen einen verwandten Gedankengang auch im Volksliede geweckt haben.

Aehnlich dem Liede neigt auch das Sprüchwort zum humoriſtiſchen Lobe der Faulheit; doch zeigt es ſchon öfters das Geſicht eines geſtrengen Sittenpredigers. „Faul" iſt an ſich ſchon ein Epigramm, indem die ſittliche Verweſung des Müſſigen und die Verweſung des leiblichen Todes gar ſchneidend mit gleichem Worte gezeichnet wird. Der gemeine Mann fährt gerne weiter in dieſem Bilde und nennt den Erzfaullenzer ſo faul, daß er ſtinkt und „fauler noch als Miſt." Dieſe leibliche Sprachbrüderſchaft von Fäulniß und Faulheit bekräftigt ſich in dem Inſtinkte jedes geſunden, friſchen Menſchen, dem eine grundfaule Perſon (und ſey es das ſchönſte Mädchen) einen gewiſſen phyſiſchen Ekel erregen wird, daß man ſich ſcheut, ſolch eine lebendige Leiche anzurühren.

Dieſer Ernſt des Wortes klingt dann freilich auch in einzelnen die Faulheit ſtrafenden Sprüchen wieder. „Wer leidet, daß es in ſein eigen Haus regnet, deß erbarmet ſich Gott nicht." Wer müſſig gehet, den nennt Brant im Narrenſchiff den „Narreſten" unter den Narren und meint, er ſey andern Leuten, was Rauch den Augen und Eſſig den Zähnen.

Allein eine große Zahl von Sprüchen faßt diese Narrheit mit gutmüthigem Scherz, so daß man sagen kann, das Volk scherzt und spottet mehr über die Faulheit, als daß es dieselbe strafte. „Wer nicht gerne arbeitet, der findet leicht einen Feiertag im Kalender.“ Er gähnt vom frühen Morgen und spricht: „es will nicht Nacht werden;“ er liebt was kurz und gut, nämlich „kurze Predigt und lange Bratwürste.“ Gott gibt's den Seinen im Schlaf: „dem Arbeiter gehört Ein Brod, dem Faulen zwei;“ „wirft er einen Kreuzer auf's Dach, so fällt ihm ein Batzen wieder herunter;“ hat man ihm die Kuh vergantet, so kalbt ihm auch der Ochs.

„Wer früh aufsteht, der viel verthut,
Wer lang schläft, den nimmt Gott in Hut.“

„Faule Knechte sind gute Propheten.“ Das Sprüchwort versteckt auch gern das leidige, geißelnde Wort „Faulheit“ satyrisch hinter schönere Phrasen. Im Mittelalter sagte man: „er hat vom Gewild gegessen,“ da man glaubte, daß vom „G'wild Fleisch“ essen Faulheit mit sich bringe. „Er bohrt nicht gern dicke Bretter,“ „ein Pfaff steckt ihm in den Händen,“ „er wird keinen Hasen erlaufen,“ „er schläft bis die Kuh drei Batzen gilt,“ sind spätere Euphemismen.

Der gemeine Mann ist fleißig, aber nicht jäh, er liebt ein gewisses Behagen, langsamen Schritt in der Arbeit, einen Bauernschritt, der sich aus der Ferne manchmal wie ein etwas fauler Schritt ausnimmt. Das Lob dieses Maßhaltens im Fleiße ist nach rechter Bauernart in gar vielen Sprüchen gesungen, denen man wenige zum Preise der raschen, feurigen Arbeit wird gegenüberstellen können. Denn rasch arbeiten ist städtisches und modernes Tempo und die modernen

Stadtbürger laſſen die alten Sprüchwörter abſterben, geſchweige daß ſie neue machen. Der Bauer aber ſagt: Nur langſam voran! Eile mit Weile! Schnell Spiel überſieht viel. Was bald wird, das bald verdirbt. Spätes Obſt dauert am längſten. Die früh eilen, haben ſpät Feierabend. Eilte der Hund nicht, ſo gebärte er nicht blinde Junge. Die mäßige, gelaſſene Arbeit mag ſich den heiligen Martin zum Schutzpatron nehmen. Als dem ein Fuhrmann begegnete und ihn fragte, ob er ſelbigen Abend noch bis Paris fahren könne, antwortete Sankt Martinus: „Ja, wenn du langſam fährſt; eileſt du aber; ſo kommſt du nicht mehr hin.“ Der Fuhrmann glaubte, der heilige Mann habe ein Glas über Durſt getrunken und ließ die Pferde doppelt ausgreifen, da zerbrach ein Rad, und ehe er's noch geflickt, kam die Thorſperre, und er mußte draußen bleiben.

Zweites Kapitel.

Das Lob der Armuth.

Sind nun die Ehren des Fleißes im deutſchen Volksliede ſchon ſelten geſungen, ſo ſingt man vollends kaum den Preis des Beſitzes oder gar des Reichthums. Dagegen wimmelt es von köſtlichen humoriſtiſchen und ſentimentalen Verſen zu Ehren der Armuth. Troſt- und Klagelieder hört man gerne, nicht aber Renommirlieder. Kaum an irgend ein Ding hat unſer Volk mehr Geiſt, Witz und Gemüth verſchwendet als an den Troſt und ironiſchen Preis der Beſitzloſen. Vergnüglich preist man das Haus, das oben leer iſt und unten nicht viel darin, hinten gehört's dem Juden und vorn iſt's verſetzt, der einzige Viehſtand im Hauſe ſind Flöhe und Läuſe; denn die Ratten und Mäuſe hat ſchon längſt der Hunger ausgetrieben. Wenn der Hausherr aufſpringt, ſo regt ſich all ſein Gut. Er iſt ſeines Maules Stiefvater und ſollte Faſten predigen; Jeder würde ihm glauben. Ja er gäbe ſogar einen guten Zunftmeiſter, nämlich für die Schneider, von denen Vierzehn fünfzehn Pfund wiegen („und wenn ſie das nicht wiegen, ſo ſind ſie nicht geſund"). Er beſitzt eine Geldkiſte, nur hat er den Schlüſſel dazu verloren; er iſt reich daheim, aber weit her, im Monde begütert ꝛc. Will er heirathen, ſo ſchließt er nach Art der Landsknechte eine

„Maienehe.“ Denn im Mai beginnt für Spatzen und Landfahrer die nahrhafte Zeit und währt durch den ganzen Sommer; mit dem rothen Laub fallen auch die Maienehen wieder ab. Bei der Hochzeit hat Armuth die Laute geschlagen und Elend dazu gepfiffen; die Braut hieß: „Ach leider,“ der Bräutigam: „Daß Gott erbarm,“ und die Braut singt von ihrer Aussteuer:

„A Schüssele und a Häfele
Ist äll mei Heirathsguat,
Na lad i's uf a Wägele
Und fahr em Teufel zua.
A Schüssele und a Häfele
Ist äll mei Kuchegschirr,
Jetzt schreib i's uf a Täfele
Daß i net verirr.“

Geht es ja hoch her, dann sind Kartoffeln das beste Mahl, statt der Butter mit Mangel und Noth geschmälzt und aus der Faust gegessen. Billiger noch lebt man von der Luft, wobei man sich einen Hund halten kann, der mit Anschlägen gefüttert wird. Doch erzählt man's in Reimen mit ebenso viel Behagen als in Prosa mit Unmuth. Nur leise und halb ironisch klagt der oberbayerische Bauer:

„Und hätt' i nit g'heirath und hätt' i kein Kind,
Dann äß i mei Laibl' Brod auch nit so g'schwind.“

Die Armuth scherzt sich ihr eigen Elend hinweg und verklärt ihr dunkles Daseyn mit einem traulichen Dämmerschein humoristischer Poesie. Und zwar singt das Volk solche Verse auch heute noch, wenn sie gleich meist sehr alten Ursprunges sind. Tiefer noch redet es von der Glorie der Armuth in

zahlloſen alten Sprüchwörtern. Soviel Blätter etwa in unſern Sprüchwortbüchern mit Sentenzen über Beſitz und Reichthum gefüllt ſind, ſoviel Bogen mit Sprüchen zu Ehren der Armuth! Nach zwei Gedanken läßt ſich deren Hauptmaſſe gruppiren: Armuth und Noth treibt zur tiefſten, ſieghafteſten Arbeit, und Armuth iſt andererſeits die Mutter chriſtlicher Demuth.

Bekanntlich beſteht ein enger Bezug zwiſchen Deutſchlands großen Männern und dem Hunger; einmal indem nicht wenige derſelben chroniſch verhungert ſind, dann aber auch indem der Hunger viel mehrere erſt recht groß machte durch die ſtrenge Zucht der Noth. Unſere Vorfahren ſagten: „Wär' Armuth nit ſo wär' kein' Kunſt. Armuth lehrt geigen. Die Nothſchlang iſt das ſtärkſte Geſchütz. Hunger macht ſcharfe Köpfe. Neue Fünd' kommen von armen Leuten. Reichthum iſt und bleibt dumm. „Feiſtes Land, faule Leute" iſt eine alte Weisheit, die der Deutſche vermuthlich aus Italien heimgebracht hat. Kalte Berge, wo gebratene Aepfel das einzige Obſt ſind, welches reif wird, erziehen zu heißer Arbeit. Im ſechzehnten Jahrhundert, da wir das Exempel der in Faulheit erſchlaffenden heißen Südländer Europas bereits vor Augen hatten, ſchrieb man: „Schwabenland iſt ein gut Land, es wachſen viel Schlehen da; darum ſind die hungrigen, dürren Schwaben ſubtil in allen Künſten, und die mageren Landsknechte und Schweizer ſchlagen am beſten drein." Dieſer Stolz auf die Armuth, als die größte Arbeitsmeiſterin, das Selbſtbewußtſeyn der ingeniosa fames iſt heute noch ein deutſcher Zug, der von der Alphütte des bedürfnißloſen aber fauſtſtarken Hirten bis in die ſtädtiſche Dachſtube des armen Poeten und Gelehrten hinüberzieht. Wir ſind ein fleißiges Volk, führen aber trotzdem

überzeugungsvoll das Wort im Munde: „Armuth ſchändet nicht," — denn wir ſind kein Volk von Krämern. „Gut macht Muth, der iſt gut; Armuth, Demuth, die iſt beſſer." Erasmus von Rotterdam ſagte: „Die Armuth allein iſt tugendhaft, darum wird die Tugend in zerriſſenem Kleid gemalt." Das ſind altmodiſche Worte, ſchier verpönt von der modernen Literatur, aber im Herzen des armen, ungelehrten Volkes ſind ſie heute noch eingeſchrieben. Die Demuth der Armuth machte das deutſche Volk allerdings fähig, Knechtſchaft zu ertragen, ſie befähigt es aber auch zu der weit größeren Kunſt, die Freiheit zu ertragen, und bekanntlich will einem vielgeprieſenen Nachbarvolke ſeit Tacitus Zeiten weder das eine noch das andere gelingen.

Wollt Ihr einen Satz aus unſerer modernen Literatur, der von alledem ſtracks das Gegentheil ſagt, ſo ſtehe er hier, Einer aus Tauſenden, wie ich ihn zufällig herausgreife. Theodor Mundt ſchreibt in ſeiner „Geſchichte der Geſellſchaft" gelegentlich der Fourier'ſchen Idealgeſellſchaft: „Als die eigentliche Beſtimmung dieſes Geſellſchaftslebens erſcheint der Reichthum, in welchem Fourier die erſte Quelle alles menſchlichen Glücks erkennt, und Fourier hat hierin das innerſte Grundweſen aller heutigen Lebensentwicklung kühn und bewußtvoll ausgeſprochen. Reich zu werden, das iſt die Beſtimmung, von welcher heute alle Lebensentwicklung ihr eigenſtes Geſetz empfängt, und Fourier ruft deshalb mit Recht aus: die erſte aller Freiheiten iſt die materielle Freiheit! Die materielle Grundlage der Geſellſchaft muß erſt vollkommen geſichert und geordnet daſtehen, ehe die Freiheit des Staates wahrhaft erblühen kann. So ſagt auch Hegel in einem Briefe an Knebel

ſehr treffend: trachtet zuerſt nach Eſſen und Trinken, und das Reich Gottes wird euch von ſelbſt zufallen!“ —

Dieſe Weisheit iſt nicht neu, ſie lebt ſchon in dem alten Spruche: „Hätt' ich Geld, ich wollt' leicht fromm ſeyn.“ Das gibt dann freilich eine wohlfeile Frömmigkeit. Wir ſollen ſicher nach materiellem Gedeihen trachten, und Jeder thut's von ſelber; wäre dieſer Trieb nicht in uns, ſo würde Armuth nicht die größte Zuchtmeiſterin zur Arbeit ſeyn. Wenn aber reich werden „die Beſtimmung iſt, von welcher heute alle Lebensentwicklung ihr eigenſtes Geſetz empfängt,“ dann begreife ich nicht, warum ſich das deutſche Gemüth immer und überall gegen den Schacherjuden empört, der ſich gründlicher als irgend Jemand „in aller Lebensentwicklung“ von dem Triebe reich zu werden „beſtimmen“ läßt.

Indem das Volk halb im Ernſt halb im Scherz die Armuth preist, verkennt es auch keineswegs die ſittlichen Gefahren derſelben. „Armuth iſt ein ehrlich Ding, — wer damit umgehen kann.“ Da die armen Leute hinter die Thür gehören, denn Jeglicher will die Schuhe an ihnen abwiſchen, ſo „kennt Armuth keine Scham,“ und wem der Bettelſtab einmal in der Hand warm geworden iſt, der thut nirgends mehr gut. Früher ſagte man von einem armen Teufel dem Wortſinne nach: „er kann keinen Hund vom Ofen locken;“ ſpäter wandte man es figürlich auf einen dummen Teufel. Man miſcht aber auch Beides durcheinander und macht den armen flugs zum dummen; denn wer Geld hat, kann nicht blos leicht fromm, ſondern auch leicht geſcheidt ſeyn.

Das volksthümliche Lob der Armuth gründet wohl auf zwei hiſtoriſchen Motiven. Zunächſt iſt es die neuteſtamentliche

Verachtung des Mammons, in derbes, humoriſtiſches Deutſch überſetzt. Das Seligpreiſen der Armuth als der Mutter der Demuth iſt ein chriſtlicher Zug. Dann aber dürfen wir auch nicht vergeſſen, daß jene Verſe und Sprüchwörter alleſammt ſehr alten Datums ſind, zu uns heraufgewachſen aus einer Zeit, wo die große Maſſe des Volkes noch gedrückt, unfrei, zu Noth und Entſagung verdammt war, und dieſes Loos nicht aus der Willkür der bevorzugten Stände, ſondern aus dem unerforſchlichen Rathſchluſſe Gottes herleitete. So ſprach alſo der Arme von ſeinem Elend mit derſelben Reſignation, mit welcher wir jetzt von den Schranken unſerer Natur überhaupt ſprechen, und wo nicht Neid und Groll den Armen erfüllt, da kann er in der That nichts Geſcheidteres thun, als ſeine Lage im hellſten und ergötzlichſten Lichte zu malen. Die ſocialen Zuſtände ſind von Grund aus umgeſtaltet; dennoch ſingt der freie Bauer noch immer dieſelben Lieder, welche weiland der gebundene erſann. Und er thut wohl daran. Denn wenn auch die Formen der Arbeit, die Formen von Armuth und Reichthum flüſſiger wurden und nicht mehr ſo ſchroff wie vordem an Stand und Kaſte gefeſſelt erſcheinen, ſo blieb doch der Gegenſatz von Arm und Reich ein nothwendiger, entquellend dem höchſten Gute der Menſchennatur, der freien, vielgearteten Perſönlichkeit. Wäre unſere Arbeit nicht mehr individuell perſönlich, ſondern gattungsmäßig, d. h. wäre ſie nicht mehr menſchlich, ſondern thieriſch, dann würde auch dieſer Gegenſatz ſchwinden. Zu ſolch göttlicher Beſtialität wollen uns die franzöſiſchen Communiſten und Socialiſten erziehen; das deutſche Volk, auch in ſeiner freieren Geſellſchaftsverfaſſung, glaubt noch immer an die Zucht

der Armuth zur tiefſten Arbeit und zur chriſtlichen Demuth. Darum vergißt es auch ſeine Loblieder und Lobſprüche der Armuth nicht. Es ahnt darin, daß nicht der Geldgewinn das letzte Ziel der Arbeit ſey und ſingt ſich in ſeinen Bettlerverſen über den angeblichen Widerſtreit zwiſchen „Beſitz und Arbeit“ hinweg. Hätte der Graf Saint-Simon und der Commis Fourier von Kindesbeinen den Geiſt unſerer friſchen Volkslieder und Sprüche eingeſogen, ſie würden nicht ihre aſchgrauen Geſellſchafts- und Arbeitsideale ausgeklügelt haben.

Drittes Kapitel.

Spott und Prahlerei der Berufslieder.

Preiſen doch ſelbſt die Bettelleute ihren Beruf ſo laut, wie es manches ſtolze Handwerk nicht gethan:

„Bettelleut' han's gut,
Ei das glaub' ich!
Sie brauchen kein' Karr'n zu ſchmieren,
Sie brauchen kein' Garben zu führen:
Bettelleut' han's gut!"

Und die Kapuziner ſingen in ganz ähnlicher Weiſe:

„Es iſt nichts ſchöners auf der Welt
Als das Kapuzinerleben;
Wir brauchen nicht viel Schuh',
Haben allzeit Ruh',
Mit dem Bittelbettelſack
Betteln wir den ganzen Tag ꝛc."

Dazu rühmen auch die „faulen Schäfer" gar artig ihr ruhiges Leben, da ihnen ja ſchon in jenem Titel die Faulheit ſeit uralten Tagen verbrieft iſt.

Die Berufsfreudigkeit der Bettelleute iſt eine gar wunderliche Antiquität, für die uns bald das Verſtändniß

ausgehen wird. Betteln hieß vordem „das güldene faule Handwerk.“ Es hat mit andern ehrſameren Handwerken ſeinen goldenen Boden verloren. Im vierzehnten Jahrhundert waren in Baſel noch die Bettler als ſolche beſteuert, und der Vogt mußte darauf ſehen, daß zunftgerecht gebettelt wurde. Die alten Anekdotenbücher wimmeln von Bettlerſchwänken und Bettlerſprüchen, wobei uns die ſelige Freiheit des Nichtsthuns gar ſeltſam anmuthet. „Betteln iſt ein Orden, darin Viele zu Herrn ſind worden.“ Zu Augsburg an der Brücke, ſo erzählt ein Autor des ſechzehnten Jahrhunderts, ſaßen viele kranke Bettler alle Tage, hoben die Hände auf und flehten um Barmherzigkeit. Als da ein reicher Bürger ſo bewegt ward, daß er ſie Alle wollte heilen laſſen, liefen ſie davon bis auf zwei; denn die Geſundheit hätte ihnen ihr „gülden Handwerk“ verdorben. Klingelhans, der Straßburger Bettler, erbte unverſehens zwanzig Straßburger Pfund Geldes, nahm ſie aber nicht an, daß er nicht um dieſes Bettels willen das reiche Bettelhandwerk laſſen müßte. Ein anderer dieſer ehrwürdigen Urahnen der modernen Gauner und Strolche brach ſeinen Kindern, ſobald ſie geboren waren, ein Händchen oder Füßchen, daß ſie deſto geſchickter zur Bettelarbeit würden und als Bettler Herren. Seine Frau verſteckte das jüngſte Kind und gab es dem Pathen, um es bei geraden Gliedern zu erhalten. Als es nun der Bettelmann dort aufſpürte, aber nicht ausgeliefert erhielt, ſprach er: „Soll der Junge denn ein Bettler werden, ſo ſey es in's Dreiteufels Namen; ich wollt' ihn zum Herrn gemacht haben.“ Solche privilegirte Faulheit, die im Mittelalter in Stadt und Land zunftberechtigt war, hat dem Volke wenigſtens den Humor der Bettellieder

hinterlaſſen. Am katholiſchen Niederrhein konnte man vor zwanzig Jahren noch in den Vorhallen der Kirchen Gruppen von derlei Meiſtern des „güldenen faulen Handwerks“ ſehen, welche ihre Rolle von Blinden, Taubſtummen oder Gichtbrüchigen vortrefflich ſpielten, oder bei großen Wallfahrten ganze Spaliere langbärtiger Apoſtelköpfe, die, ein Entzücken für jedes Malerauge, mit Lumpen drapirt, ihre Hand den einher pilgernden Schaaren zum Almoſen entgegenſtreckten. Wie aber gewiſſe Thierarten vor der andringenden Cultur in die letzten Reſte europäiſcher Urwälder zurückwichen, ſo wichen dieſe behaglichen „Herren“ und fachgebildeten Bettler umgekehrt aus der Wildniß des Landes in die civiliſirteſten Großſtädte. Hiermit aber iſt ihnen der volksthümliche Nimbus verloren gegangen. Höchſtens könnten in unſerer geordneten Geſellſchaft die Inſaſſen der Zwangsarbeitshäuſer ſingen, daß ſie's beſſer haben als die freien Arbeiter, und die Zuchthäusler, daß ſie wiederum behaglicher leben als die zwangsarbeitenden Landſtreicher.

Die Bettelleute, Schäfer und Kapuziner führen uns zu den Berufsliedern, namentlich der Handwerker, deren ja ſeit alten Tagen ſo gar viele im Schwunge gehen. Allein auch hier waltet mehr toller Spaß als ſittenpredigender Ernſt, weit mehr wird der Spott als die Ehre des Gewerbes geſungen, mehr die Ehre des Standes als der Arbeit. Ein Beruf höhnt den andern; denn wo das Volkslied nicht ſentimental ſeyn kann, da wird es am liebſten ſatyriſch und humoriſtiſch; äußerſt ſelten findet es den Mittelweg ernſter Betrachtung. So ſingt der Bauer von dem Müller, daß dieſer das Getreide unterſchlage; wenn drei Säcke in die Mühle kommen,

ſo verſtauben ſie bis auf zwei, darum iſt das Beſte in der Mühle, daß die Säcke nicht reden können; die Müller haben die fetteſten Schweine, gemäſtet aus der Bauern Säcken, darum iſt auch im ganzen Himmel kein Müller zu finden; trotzdem hängt man die Müller nicht, wie andere Diebe, damit nicht das ganze Handwerk ausſterbe. Dagegen ſäumt nun aber auch der Müller nicht, dem lügneriſchen Bauern in beißendem Trutzlied zu danken. Wie erbärmlich die Leineweber im Liede daſtehen, iſt allbekannt; nicht ihr Fleiß ſondern ihre Hungerleiderei wird beſungen. Sie brocken Semmel in Waſſer und eſſens für Milchſuppe, ſie nehmen keinen Lehrjungen an, der nicht ſechs Wochen Hunger leiden kann:

„Doch dürfen ſie Stock und Degen tragen,
Seit ſie bei Augsburg den Feind geſchlagen.“

Wahrhaft zahllos ſind die Spottlieder auf die Schneider. Die Schäfer ſtehlen ihren Herren die Schafe, die der Wolf zerriſſen haben muß. Sie haben darum

„ihr eigen Recht:
Man henket den Meiſter oder den Knecht,
Die Pfeife hänget man auch dabei,
Damit man ſieht, daß's ein Schäfer ſey.“

Lieder in allen Tonarten laſſen Dutzende von Berufen vor einer heirathsluſtigen Dirne Muſterung paſſiren, und Jeglicher erhält dabei ſeinen Hieb und wohl gar nur der Bettelmann die Ehre. Die Bergleute ſingen nicht mit Novalis, daß ſie die „Herren der Erde“ ſeyen, wohl aber, daß ſie braune Mädchen, braunen Tabak und braunen Kaffee lieben

und das Geld zwar aus der Erde graben, doch aber dem Wirth ſein Geld nicht zahlen. Die Studenten ſingen auch nicht vom Studiren, ſondern vom Kneipen, und die Buchdrucker von ihrem Gewerbe zunächſt, daß man dabei allezeit näſſen müſſe, nämlich Schrift und Papier mit Waſſer, die Gurgel aber mit Wein, auf daß das Werk gerathe.

Viertes Kapitel.

Der Schlüssel dieser Räthsel.

Der weltgeschichtliche Ruhm des deutschen Volkes ist seine Arbeitskraft und Arbeitslust. Mit dem Eintritt unsers Volks in die Geschichte bereitet sich eine neue Epoche in der Geschichte der Arbeit vor. Das moderne wirthschaftliche Leben fand seine breiteste thatsächliche Grundlage bei den Deutschen, Holländern und Engländern, bei germanischen Völkern. Der Schwerpunkt der europäischen Geistesarbeit schob sich seit dem Mittelalter mehr und mehr vom romanischen Süden zum germanischen Norden. Und selbst in der wirthschaftlichen Thatkraft der romanischen Mischvölker dürfen wir vorzugsweise ein Durchschlagen germanischer Art erkennen. Diese Thatkraft ward schwächer, wie bei den Süd-Italienern und Spaniern, je weiter sich dieselben örtlich und national von dem germanischen Mittelpunkte entfernen. Der slavische Norden mußte sich fort und fort germanische Kräfte holen, damit er durch dieselben erst recht von Grund aus arbeiten lernte, und wo die Romanen häufig nur Plünderung und Raub über's Meer nach der neuen Welt trugen, da brachten die Germanen die Arbeit hinüber. In diesem Geiste der Arbeit liegt eines der großen Geheimnisse der so viel besprochenen selbstverjüngenden Kraft der Deutschen. Wir haben alle

Urſache, die Ehre der Arbeit zu preiſen; denn ſie iſt zugleich die Ehre unſeres Volksthums.

Sollte es uns da nicht doppelt wundern, daß das deutſche Volk gerade in ſeinen eigenſten Worten ſo wenig zu ſingen und zu ſagen weiß von der Ehre der Arbeit?

Die Löſung dieſes Widerſpruchs iſt nicht einfach; ſie führt zurück auf eine tiefere geſchichtliche Erkenntniß des Begriffes der Ehre der Arbeit.

Zunächſt wird man meinen, die „Arbeit“ ſey eben an ſich unpoetiſch, ein Abſtractum, welches dem Moraliſten vortrefflichen Stoff gebe, um ſo ſchlechteren aber dem Dichter. Allein die Faulheit, welche im Volksliede ſo oft und köſtlich beſungen wird, iſt doch auch ein Abſtractum, die Schlemmerei, die Freiheit, die Liebe, die man in allen Weiſen auf's herrlichſte geſungen hat, nicht minder. Der Dichter ſoll freilich kein Lied an die Arbeit machen! Dagegen quillt aus den concreten Bildern jener ſittlichen Kraft der Arbeit, womit wir die Welt und uns ſelbſt bezwingen, der reichſte Born der Poeſie. In dieſem Sinne hat der größte deutſche Lyriker, Goethe, unſer ſchönſtes Lied von der Ehre der Arbeit gedichtet: den „Schatzgräber,“ wahrlich eines der poetiſch reinſten und tiefſten Lieder, die wir überhaupt beſitzen. Auch unſer erſter künſtlicher Volkspoet (wenn das Wort erlaubt iſt) Hebel, ſang eines ſeiner ächteſten Lieder, den „Wegweiſer“ zu Ehren der Arbeit. Dagegen kam das Thema des Fleißes und der Arbeit bei poetiſchen Naturen in Verruf durch die platten Verſtandesdichter, wie Ch. F. Weiße, welche nur den äußerlichſten Nutzen der Arbeit faßten und die trivialſte moraliſche Reflexion daran klebten. Das entſprach dem

bedrückten, beschränkten, kümmerlichen deutschen Arbeitsleben im achtzehnten Jahrhundert; aber wie unendlich tiefer, breiter und reicher und eben darum dichterisch und sittlich größer ist uns Modernen das Bewußtseyn der Arbeit aufgegangen! Seit den Tagen, da man noch sang: „Morgen, morgen, nur nicht heute, sprechen immer faule Leute u. s. w.," haben wir eine stolze Wissenschaft der Nationalökonomie, eine Wissenschaft der Arbeit gewonnen, darum können wir auch in höherem Tone von derselben singen. Denn die Vertiefung des wissenschaftlichen Gedankens tödtet nicht die Poesie; sie schafft vielmehr Raum für neue poetische Gedanken.

Wir dürfen also den Grund, warum das Volkslied sich so selten der Ehre der Arbeit zugewandt habe, nicht darin suchen, daß dieses Thema an sich unpoetisch sey.

Die meisten Volkslieder sind Bauernlieder. Ja, eine reiche Sippe der schlagendsten und lustigsten Lieder geht nicht einmal von Bauern, sondern von Hirten aus. Diese kleinen epigrammatischen Gesätzlen, Schelmenlieder, Schnaderhüpfeln, oder wie man sie sonst nennt, in denen gerade die bunteſten praktischen Bezüge des Lebens so klar gespiegelt sind und welche die stärkste Liederschaar zum Lobe der Armuth, der Beschränkung, des Nichtsthuns, der sinnlichen Liebesluſt u. s. w. stellen, werden von den Hirten der deutschen Alpen und ihrer Vorgebirge und von einer wesentlich noch Viehzucht treibenden Bauerschaft erdacht. Daß das Hirtenleben, im Gegensatz zu den entwickelteren Berufen, eben noch die arbeitloſeſte Arbeit birgt, lehrt die Geschichte der Wirthschaft bei allen Völkern. Der Senne, der die schönen Schelmenlieder singt, hat darum fast noch ebenso viel

vom neapolitaniſchen Lazzarone an ſich als vom deutſchen Arbeiter. Während des Sommers auf einſamer Bergeshöhe ſein eigener Herr ſeyn, bei mäßiger, von dem im Thale ſitzenden Dienſtherrn kaum zu überwachender Arbeit mit der ſchönen Natur und den gleich einſam wohnenden ſchönen Sennerinnen gemächlich verkehren, vielem Genuß entſagen, aber auch vieler Laſt enthoben ſeyn, das iſt des Sennen rechte Berufsſeligkeit. Sie gibt ihm die naiven Schelmenlieder ein, und er hat Muße und Stimmung genug, ſie ſo fein und witzig auszuſinnen. Ein ſolcher Alpenhirte ſtellt nun aber doch wahrlich nicht den modernen deutſchen Fleiß perſönlich dar, ſondern im Gegentheil einen von dem größten Theile der Nation längſt überlebten Urzuſtand, der uns wie alles kindliche, frühlingsfriſche um ſo inniger ergötzt, je weiter wir ſelber im Alter vorgerückt ſind und im Herbſte leben. Wie dieſe durch Zahl und Kraft wichtigen Lieder viel mehr das Widerſpiel als den wirklichen Inhalt moderner deutſcher Arbeitsbegeiſterung verkünden, ſo ſind auch die Leute, welche ſolche Lieder dichten, noch gar nicht zu jener ſtrengen Arbeit zu gebrauchen, womit die germaniſchen Völker gegenwärtig die Welt bezwingen. In Fabrikſtädten am Saume des liederreichen bayriſchen Hochgebirgs, z. B. in Kempten, kann man nur zu ſehr hohem Lohne Fabrikarbeiter erhalten, bei einem ſonſt billigen Leben, weil das junge Volk die Freiheit und Bequemlichkeit des Hirtenlebens gegen vieles Geld nicht vertauſchen mag mit einer gebundenen und geregelten ſtrengen Arbeit. Aehnliches erfuhr man bei den Eiſenbahnbauten in dieſen Gebirgen.

Die Lieder eines ſolchen Hirtenvolkes ſind alſo immer-

hin auch für den Nationalökonomen beachtungswerth, aber nicht darum, weil sie überall den wirthschaftlichen Geist des deutschen Volkes spiegelten, sondern weil sie oft im Gegentheile zeigen, welch ursprüngliche Kulturzustände, als die wunderlichste Ausnahme, trotz der so hochentwickelten Kraft und Ehre der deutschen Arbeit immer noch bestehen. Es sind heimische Klänge, die wir in jenen Liedern vernehmen, aber wie aus uralter Zeit tönen sie von den stillen Bergeshalden zu uns herüber.

Aehnlich wie mit solchen Hirtenliedern steht es mit dem eigentlichen Bauernlied. Der rationelle, im höchsten Fleiß arbeitende Landwirth sinnt keine neuen Lieder aus; in den cultivirtesten Gegenden ist wenigstens der schöpferische Volksgesang fast überall erstorben. Aber der ächte alte Bauer, der neun Zehntheile seiner Arbeit dem lieben Gotte überläßt und das zehnte Zehntheil selber zu thun auch noch oft versäumt, findet noch Zeit zum eigenen Lied. Daß er dabei den Wettkampf der modernen Arbeit nicht besonders preist, ist nicht zu verwundern, denn er kennt diesen Kampf ja kaum vom Hörensagen. Auch dieser beste Liedersänger unter den Bauern lebt also noch in alterthümlichen Zuständen, die nicht entfernt maßgebend sind für die Gesammtheit der Nation. Der Volkswirth soll ihn darum keineswegs verachten; es ist ein Glück für ein großes Volk, wenn es neben der entwickeltsten Arbeitskraft auch noch einen reichen Rückhalt wenig benützten Kapitales an Land und Leuten besitzt. Nur muß man nicht das ganze Volk nach einer Einzelgruppe eines einzelnen Standes messen. Daß wir Bauernlied, Bauernsitte und Bauerntracht in der Regel schlechtweg Volkslied, Volks-

sitte und Volkstracht zu nennen pflegen, verrückt uns gar leicht und unvermerkt den rechten Gesichtspunkt für diese Dinge.

Wir leben in einer Zeit des Ueberganges und der energischen Neubildung, die dem Volksliede überhaupt wenig günstig ist. Hiermit soll aber die Wiederkehr einer günstigern Periode durchaus nicht bezweifelt werden. Die naive Kunst des Volkes ebbt und fluthet eben so gut wie die fachmäßig ausgebildete. Die gangbarsten und besten Lieder, in welchen Bauern und Handwerker von ihrem Berufe singen, sind aber alte Lieder, das heißt Lieder aus einer Zeit, die in der gerechten sittlichen Würdigung jeder Arbeit viel engherziger war als die unsrige. Wenn der Bauer den Müller, der Schuster den Schneider im Liede verspottet, so mag das Lied um seines Humors willen noch so fleißig gesungen werden: es bleibt doch ein Lied des alten Zunftspottes und ist keine Volksstimme über die Berufsarbeit aus unserer Zeit. Auch manches alte Lied zu Ehren der Arbeit darf uns nicht täuschen, da es in der Regel vielmehr zum Preis der alten Standesehre als der modernen Ehre der Arbeit gereimt ist. Wenn sich unsere Eisenbahnarbeiter jetzt neue Lieder machen, und ich besitze mehrere ächte Volkslieder der Art aus Hessen und Thüringen, so schildert der Arbeiter darin allerdings mit Behagen die ganze Reihenfolge seines Tagewerkes, rühmt den stätigen Lohn und singt sogar:

„Zu der Arbeit sind wir geboren.
Mit Vergnügen, ohn' Sorgen,
Mit Lust und Pläsir,
Lust'ge Eisenbahner seind wir!"

Allein man wird in all derlei neuen Volksliedern höchstens den äußern Preis des Fleißes nach Art der trockenen Moralpoeten des vorigen Jahrhunderts finden, nicht jene tiefere Idee von der Ehre der Arbeit, wie sie ja erst den Gebildetsten klar und voll aufgegangen ist, und wird es dem Volke auch nicht verargen, daß es an dem derben alten Spaß mehr Freude findet als an dem modernen trivialen Ernst.

Selbst die wissenschaftliche Nationalökonomie hat ja noch immer die stärksten Ketzereien über die Idee und Werthung der Arbeit zu bekämpfen, wie sollte ja der gemeine Mann schon zu durchweg geläuterter Ansicht gekommen seyn! Er hat noch alle Hände voll zu thun, daß er sich einlebe in die Thatsachen einer neuen, unermeßlich gesteigerten Wirthschaft, und erst viel späteren Geschlechtern wird es gegeben seyn, von diesen Thatsachen und ihren bewegenden Gedanken auch volksthümlich zu singen und zu sagen. Wichtig aber bleibt für uns jede im Geiste des Volkes lebende, wenn auch noch so veraltete Anschauung; denn sie zeigt, wie vielgestaltig, wie grob und wie fein die Arbeit und die Ehre der Arbeit in den unterschiedenen socialen Gruppen gefaßt wird. Und erschreckt uns auch anfangs manches Rohe, so spüren wir doch überall verhüllte edlere Grundzüge.

Fünftes Kapitel.

Wie das Sprüchwort die frische That ehrt.

Voll tieferen Sinnes bilden unsre Sprüchwörter ein erhebendes und erläuterndes Gegenstück zu den Liedern. Viel mehr als das Volkslied ist das Sprüchwort Gemeingut aller Stände und selbst die Bücherweisheit der Schriftsteller hat bei der Prägung unzähliger Sprüchwörter merklichen Einfluß geübt. Begeben wir uns daher von den rohen Arbeitsliedern des Volkes zu dessen Arbeitssprüchen, so vermeinen wir schon in eine gebildetere Gesellschaft zu treten.

Gar oft wird im lehrhaften Spruch zur Arbeit ermahnt und der Segen des Fleißes gepredigt. Es scheiden sich aber diese Sprüche in zwei große Gruppen: die Eine ermuntert zur rührigen That; die Andere warnt vor Arbeit um des Gewinnes willen, vor Habsucht und Geldgier.

Mit den ermunternden Arbeitssprüchen sind wir von Kind auf so übersättigt worden, daß sie uns häufig alles Salz verloren haben; wir lernen daran buchstabiren und schönschreiben, und wie man sie jetzt in die Schulbücher druckt, so malte man sie vordem auf Töpfe, Bürsten, Schreine und Kisten. Viele dieser Sprüche sind dazu im vorigen Jahrhundert verwässert worden durch umschreibende Reimereien der

aufklärenden Moralprediger, welche gerade hier eine gemähte Wiese fanden. Trotzdem springt uns noch die Fülle neu und reizvoll gefaßter alter Weisheit entgegen.

Greifen wir frisch hinein, wie die Sprüche zum herzhaften Anfassen mahnen: Frisch gewagt halb gewonnen! Morgen, morgen, spricht der Faule, und die Dorfwirthe zeigen ihm, welcher Schalk hinter dem „Morgen" lauert, wenn sie auf ihre Schilder schreiben: Wer heute zecht, der zahle baar, wer morgen kommt, ist zechfrei. „Mägdt, die gweckt, sagent: Ja, ja, entschlaaffent offt wider; aber das hembdt gezuckt und sich darnach buckt, ist halb ufgestanden," — wie Sebastian Frank schreibt.

Arbeit gewinnt das Feuer aus dem Stein. Rast' ich, dann rost' ich, wie Luther sprach. Fleiß bricht alles Eis. Fleißige Hand bauet Leut' und Land. Schweiß gibt den besten Mörtel; doch meinten etliche Zünfte, Wein gebe einen noch bessern. Eine rechte Arbeit kostet Armschmalz, und nur um Fleiß und Müh' gibt Gott Schaf' und Küh'. Des Herren Auge macht die Pferde fett, sagt der Araber, und die Deutschen haben den Spruch seit Jahrhunderten eingebürgert und variirt und lassen gar des Herren Fuß den Acker düngen. Wir besitzen aber ein uraltes eigenes Wort, das viel kräftiger dieselbe Wahrheit sagt: „Selbst ist der Mann." Es ist uns doppelt theuer, weil es einer der mannhaftesten und thatkräftigsten Deutschen, der Freiherr vom Stein so gern als Wahlspruch führte und über die Thüre seines Bauernhauses bei Nassau schreiben ließ.

Stets auf's neue begegnet uns beim bildungsloseren Volk der Gedanke, daß die Arbeit sauer sey und erst

ſüß werde, wenn ſie vorüber iſt. Nach gethaner Arbeit iſt gut feiern. Vorher ſchafft ſie Müh' und Plage; denn aus gebackenen Eiern kommen keine Hühner, man ſchläft ſich nicht gelehrt und umſonſt iſt blos der Tod und der koſtet's Leben. Dafür trägt man aber auch nicht ſchwer an dem, was einmal erarbeitet iſt. Das Werk ehrt den Meiſter, und das Amt zeugt vom Mann. Ja die Kraft der Arbeit wird faſt zur Zauberkraft; denn wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand. Wo der Bauer ſein trutziges „Selbſt iſt der Mann" über die Hausthüre ſetzte, da hat ſich dann die Bureaukratie dieſes deutſame Motto über ihre Kanzleiſtuben geſchrieben.

Das deutſche Sprüchwort mahnt aber nicht blos zur Arbeit ſchlechthin; es enthüllt auch die feineren Falten der Arbeitsklugheit und Arbeitsmoral. Vielthuerei z. B. wird gegeißelt. Die viel anfangen, enden wenig. Wer viel Handwerk treibt, dem bleibt zuletzt Betteln das beſte. Die alte Sprache hatte für den Mann, welcher die Arbeit beim rechten Zipfel anfaßt und dann auch zum rechten Ende führt, das treffliche Wort „endelich," welches wohl nur noch durch Luthers Bibeltext volksthümlich geblieben iſt (z. B. Spr. Sal. 21, 5: „Die Anſchläge eines Endelichen bringen Ueberfluß, wer aber allzu jach iſt, wird mangeln.") Ueberhaupt ſind wir reich an mannichfachen und kräftigen Wörtern zur Bezeichnung des Fleißes und der Arbeitskraft.

Am deutſcheſten und tiefſten aber klingen wohl diejenigen unter unſern Arbeitsſprüchen, welche friſches Selbſtvertrauen auf die eigene That als zuſammenfallend mit frommem Gottvertrauen heiſchen. Kurz und bündig

ſagt man's mit zwei Worten: „Bet' und arbeite." Unſere ſinnigen Vorfahren ſuchten zu dieſen zwei Worten allerlei feine Deutung. So meinte weiland Livius Fink von Grätz: der Menſch ſolle ſich vor böſen Gedanken retten durch Schaffen und Beten. Nämlich daß uns Gott zum Guten ſtärke, darum ſollen wir beten, daß wir andererſeits aber auch den Teufel aus dem Feld ſchlagen, darum ſollen wir arbeiten. Und Claudius griff letzteren Gedanken auf, indem er ſeinen Bauersmann ſingen läßt:

„Mir macht der Teufel keine Noth,
Ich ſchlag ihn ſchief und krumm,
Und dreſch' und hau' und grab' ihn todt
Und pflüg ihn um und um."

Die alte Weisheit, daß nur in der Arbeit das Gottvertrauen erſt rechte Kraft gewinne, faſſen dann die einzelnen Berufe in verſchiedenem Bilde. Der Bauer ſpricht: Gott gibt Einem wohl den Ochſen, aber nicht bei den Hörnern; der Handarbeiter: man muß mit Gott in die Hände ſpucken; wir Alle aber ſprechen: hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott. Es gedenkt mir aus meinen Studententagen, wo die Jungdeutſchen und Junghegeliſchen uns berauſchten in Selbſtvergötterung, daß ich ein Bildniß des alten Arndt ſah, der damals wie ein Mährchen aus alten Zeiten vor unſern bebrillten Augen der Vergeſſenheit wieder zu entſteigen begann, und der Alte hatte unter das Bild den Spruch geſetzt: Audaces fortuna juvat, und hatte ihn verdeutſcht: Gott iſt im Schwachen mächtig. Der römiſche Spruch der Thatkraft übertragen in den deutſchen Spruch des Gottvertrauens rüttelte mich gewaltig, und es war mir von Stund' an wieder, als ob ſolche deutſche

Art doch noch mehr als ein Mährchen ſey. Die Zeiten ſind anders geworden; und die Jugend erſchrickt nicht mehr vor einem ſolchen Wort, Dank der wiedererwachten Selbſterkenntniß unſers Volksthums. Und ſo wird es uns denn auch ganz traulich klingen, wenn ich zum Abſchluß dieſer Sprüche, die zu einem in Arbeit kräftigen Gottvertrauen mahnen, noch einen der ſinnvollſten füge: „Wir ſollen arbeiten, als wollten wir ewig leben, und leben, als wollten wir morgen ſterben.“

Sechstes Kapitel.

Wie das Sprüchwort den Geiz geißelt.

In den Sprüchwörtern ſitzt das Gewiſſen des Volkes zu Gericht. Wenn wir darum auf der rechten Seite die Verklärung des gerechten Fleißes ſahen, ſo müſſen wir auch auf der linken die Verdammniß des unſittlichen Schaffens und Raffens gewarten. Ein Volk, welches die Armuth ſo luſtig beſingt, wird in ſeinen Sprüchen karg ſeyn gegen den Reichthum; es mag für die Genügſamkeit warm fühlen, aber es wird den Verſchwender nicht halb ſo laut verdammen als den gewinnſüchtigen Nimmerſatt, es wird den Geld- und Geizteufel in die unterſte Hölle ſtoßen.

Die Verſchwender richtet das Sprüchwort noch viel mehr mit der Schärfe des Humors als des drohenden Ernſtes. Wenn der Mittelrheiner einen guten Zug Waſſers gethan, dann ruft er wohl aus: Ach Gott, wie ſchmeckt das Waſſer ſo gut, — hätt' ich mein Mühlchen noch! So ſprach nämlich der Müller, da er ſeine Mühle vertrunken hatte. Der Hätt' ich iſt überhaupt ein ſchlechter Vogel, der Hab' ich ein guter. Das Sinnbild der ſchlichten Leibesnothdurft iſt uns das Brod, um welches wir ja ſchon im Vaterunſer bitten. Es iſt ein ſinniger Zug der Genügſamkeit, daß wir von dieſem beſcheidenen Wort ſo weiten Gebrauch machen und unſern geſammten

Erwerb überhaupt als unser Brod bezeichnen. Der Arme hat das Brod nicht über Nacht im Haus, der Proletarier ißt das Brod, so wie es gebacken ist. Dem Verschwender schmeckt das Brod bitter, wie den Mäusen das Mehl, wenn sie satt sind. Das Volk ehrt das Brod, das Symbol der errungenen Gottesgabe der Leibesnothdurft, als ob es heilig wäre. Kleinen Kindern sagt man, es sey Sünde, Brod zu zertreten, mit Brod zu spielen, und ich erinnere mich eines alten Bauern, der nicht zusehen wollte, daß Kupferstiche mit Brod gereinigt wurden, weil er glaubte, das sey Sünde gethan. Theuere Leckerbissen und Luxuswaaren verderben, gilt nicht für so sündlich übermüthig, als ein Stück trocken Brod verderben. In dieser Symbolik des Brodes liegt eine so tiefe Predigt der Genügsamkeit, daß wir darüber eine größere Fülle von Sprüchen wider die Verschwender entbehren können.

Leute, die sich nicht nach der Decke strecken, haben ihren Geldbeutel mit Grashalmen zugebunden, er geht immer auf; das Geld schweigt ohnedies nicht, es klingelt fort und fort: laß mich aus. Die Gauner sagen auf Rothwälsch: „Er hat den Dalles bekiß," das heißt beiläufig mit einer vormals gangbaren Redeweise: die Pestilenz ist in seinem Beutel ausgebrochen. Aber das Sprüchwort richtet, daß die Pestilenz nicht im Beutel, sondern wo anders sitze, denn: wer den Heller nicht ehrt, ist des Guldens nicht werth.

Wenig Arbeit, aber viel Geld, kleine Mühe, aber großer Genuß, ist der bekannte Lieblingswunsch roher Menschen, denen die Weihe und Beseligung der Arbeit noch nicht aufgedämmert ist. Adam Rieß, der berühmte Rechenmeister hat für solche Leute weiland einen scharfen Denkspruch ausgemünzt.

Zu selbigem kam nämlich ein Rentamtmann und sagte: „Ich habe jährlich achtzig Gulden Besoldung; davon halte ich zwei Pferde, einen Diener und einen Jungen. Lieber! machet mir die Rechnung, wie ich damit am besten auskommen möge.“ Rieß antwortete: „Wenn Ihr's multiplicirt mit dem Büttel und dividirt's mit dem Henker, so kommt als Facit der Galgen.“ Wie bei einem so großen Rechenmeister zu erwarten stand, hatte er den Ansatz richtig gegeben; denn gedachter Rentamtmann soll bald darnach gehenkt worden seyn.

Ich sagte vorhin, daß in dem Gerichte unserer Sprüchwörter die Habsüchtigen und Geizhälse in die unterste Hölle gestoßen seyen. Wir nennen den Geiz schmutzig und schäbig, sprechen von Geizhälsen, Geizkrägen, Geizwürmern, von Geldsäcken, Geldfressern und mit einem neuerdings in Schwung gekommenen altbayerischen Wort von Geldprotzen, das heißt Geldkröten. Geld regiert die Welt, sagen wir im Ernst, im Spott und im Groll. Wär' deine Mutter eine Hur', dein Vater ein Dieb und hätt'st du Geld, so wär'st du lieb. Geld stinkt nicht, wie stinkend es auch erworben sey. Wenn es redet, so schweigt alle Welt, und wenn der Pfennig läutet, so laufen alle Leute zur Kirche. Kannst du das Geld gebrauchen, so ist's dein Knecht, wo nicht, so ist's dein Herr. Vielfach variirt der Volksspruch das Wort des Evangeliums, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in den Himmel komme. Der ist nicht arm, der wenig hat, sondern der viel begehrt. Reich ist, wer sich begnügen läßt. Darum wird der reiche Geizhals bettelreich genannt; er nimmt sich arm, so viel er auch schanzt und finanzt, weil des Gottlosen Einnahme Ausgabe ist, und man

kann ihm nichts ärgeres wünschen als langes Leben. Dem Schlemmer geht Viel ab, dem Geizhals Alles; darum nimmt er wo er's kriegt, heut' nimmt er's Gott vom Altar und morgen zieht er einem Dieb die Hosen am Galgen aus. Es ist ihm Alles feil, aber am wohlfeilsten gibt er seine Seele. Ein Blutstropfen fällt ihm vom Herzen, so oft er einen Heller schenkt; er sieht nicht gerne essen und erschrickt sogar, wenn er selber ißt. Alle Gerichte sind ihm entleidet, es gälte denn die Portion einen Heller. Er ist Keinem gut, aber sich selbst am ärgsten. Und doch heißt es zuletzt: Was man lange erscharrt, das führt der Teufel auf einmal hin.

Die Verachtung des Geldes und Geizes wächst hervor aus dem in diesem Buche so oft erwähnten ritterlichen Charakterzug, der die Arbeit um der sittlichen Thatkraft willen hoch hält, nicht um des Gewinnes willen. Darum konnten wir uns seit uralten Tagen so schwer mit dem Juden aussöhnen, wie neuerdings mit dem Yankee. Wenn der Schweizer den Rheinfall bei Schaffhausen und den Sonnenaufgang auf dem Rigi für Geld sehen läßt, so empört uns der Gedanke doppelt, daß Deutsche, die sich obendrein einer ganz apparten politischen Bildung berühmen, zu solcher und ähnlicher Geldfresserei herabsinken konnten. Der bedürfnißlos faullenzende Lazzarone muthet uns wenigstens in diesem Stück immer noch heimlicher an als der geldgierige Nordamerikaner. Christliche und deutsche Grundgedanken mischen sich bei diesem angestammten Hasse der Habgier; bei dem rohen armen Volke mag auch noch ganz ordinärer Neid hinzukommen. Allein selbst dieser Neid ist eigener Art. Er will den Geldsäcken ihr Geld nicht rauben, um sich zu

bereichern, ſondern um jene zu demüthigen, wie wenn aufrühreriſche Bauern das Schloß des Gutsbeſitzers nicht ausplündern, ſondern ausbrennen. In edlerem Lichte ſpiegelt ſich dieſer Gedanke, daß der Deutſche nach der Ehre der That, nicht nach der Wonne des Gewinnes geizt, in einer alten Hiſtorie. Sebaſtian von Fleckenſtein brach im Türkenkrieg mit andern Reitern in der Türken Lager, wo große Beute gehäuft ſtand. Ein fliehender türkiſcher Reiter warf, um ſich zu erleichtern, einen ſchweren Beutel mit Gold hinter ſich, und das Glück fügte es, daß er juſt an des Fleckenſteiners Sattelknopf hängen blieb. Dieſer aber ſchleuderte ihn ſtracks wiederum weg mit den Worten: Ich ſuche kein Gold, ſondern Ehre! und jagte dem Türken nach.

V.

Die Arbeit in Sitte und Sage.

Erſtes Kapitel.

Allgemeine Züge.

Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen pflegte zu ſagen, das Bauernleben ſey das glücklichſte; denn dem Bauern wachſe alles; andere Stände müßten das ihre kaufen. Es wächst dem Bauern aber nicht bloß Brod und Fleiſch auf der eigenen Flur, ſondern auch ererbte Lebensweisheit in Sitte und Sage, die wir in Schulen und Büchern mit theuerem Lehrgeld kaufen gehen. Nun würde ich freilich die Grundgedanken dieſes Buches ableugnen, wollte ich nicht der im Schweiße der Geiſtesarbeit errungenen Weisheit den Preis geben vor jener, die uns bloß in der Sitte und Sage anfliegt. Allein den Blick in's Herz des Volkes eröffnet uns doch jene dämmerige erwachſene Weisheit oft mehr, als die helle erlernte.

Zeigt uns das Volkslied zumeiſt die Poeſie der Ruhe, des Genießens und Genügens, ſo führt uns Sitte, Sage und Spruch auf hundert verſteckten Pfaden zur Erkenntniß der Arbeitsluſt und Arbeitsehre, die unſerm Volk nicht minder in's innerſte Leben gewachſen iſt.

In luſtigen Bräuchen, die eine altkluge Wirthſchaftspolizei ſeit Jahrhunderten zu tödten trachtete, wird der Ernſt der Arbeit verklärt, und man kann ſelbſt den Teufel und Kobolde und Geſpenſter citiren, daß ſie Kunde geben, von

deutſcher Arbeitsmoral. Freilich hat es mit den Geſpenſtern ſeine eigene Bewandniß. Sie lieben, wie man weiß, Wüſteneien und Waldesdickicht, ſchleichen lieber auf Fußſteigen einher als auf Heerwegen oder gar auf Eiſenbahnen, und manches Geſpenſt kann man meiden, wenn man im Wagengeleiſe der Fahrſtraße geht. Das heißt, wo die höher entwickelte Arbeit beginnt, da hören die Geſpenſter auf, und alſo dürfen wir unſere Hoffnung auf Ausbeute aus Sage und Aberglauben nicht allzu hoch ſpannen. Noch weniger vergeſſe man, daß die Wurzel der Sagenweisheit unſers Volkes in einer Zeit haftet, wo Krieg und Jagd, höchſtens ein roher Landbau, nicht aber Gewerbe und Geiſtesſchaffen die Summe unſerer nationalen Arbeit erfüllte, und daß in der gerechten Werthung jeglicher Arbeit ſelbſt das Mittelalter gar tief zurückſteht hinter der neuen Zeit. Eine Menge mythologiſcher Bezüge, die urſprünglich bloß der Arbeit des Schwertes galten, wurden erſt ſpäter vom Bauernvolke auf die Arbeit des Pfluges übertragen, und als vollends die Gewerbe aufzublühen begannen, war die altheidniſche Sagenwelt ſchon zum großen Theile verſunken und verwandelt.

Jakob Grimm ſtellt in ſeiner deutſchen Mythologie neben die Göttergeſtalten auch jene Perſonificationen von Tugenden und Laſtern, welche mittelaltrige Quellen uns aus dem deutſchen Alterthum bewahrt haben. Wir finden da Frau Saelde und Frau Ehre, Frohmuth, Milde, Mannheit, Wahrheit, Treue, Beſcheidenheit ꝛc., aber keine Geſtalt des Fleißes und der Schaffensluſt. Ebenſo bei den Untugenden Untreue, Schande ꝛc.; doch von der Faulheit iſt nicht die Rede. Kein Wunder alſo, daß die Zopfzeit, welche bloß für

die äußerlich nutzbringende Arbeit ihrer Tage ein Verſtändniß hatte, die alten Deutſchen ſchlechthin als faule Bärenhäuter anſah.

Es bezeugen's auch unſere uralten Perſonennamen im Gegenſatz zu den Familiennamen, wie ganz anders das germaniſche Alterthum und dann das ſpätere Mittelalter die Ehre der Arbeit faßte. Das Kriegs- und Jägerleben unſerer Urahnen ſpiegelt ſich in den alten von Kampf und Sieg und Waffen und den gewaltigen Raubthieren des Waldes redenden Perſonennamen. Die bürgerlichen Familiennamen der ſpäteren Zeit dagegen verkünden zum großen Theile nur den friedlichen Arbeitsberuf ihrer Träger. Man ſpottet über unſere zahlloſen Müller, Schmied, Schneider, Becker, Schuſter, Schreiner, Weber, Maurer, Glaſer, Metzler ꝛc., und in der That klingen dieſe Namen nicht allzu romantiſch, und wo fünfundzwanzig Familien Müller oder Schmied in derſelben Stadt wohnen, macht ſolch ein Name ſeinen Träger faſt namenlos. Dennoch ſind es Ehrennamen. Arbeit und Beruf zeichnete den bürgerlichen Mann; der Handwerker des ſpäteren Mittelalters war ſo ſtolz auf die Ehre ſeiner Arbeit, daß er häufiger noch als nach ſeinem Wohnſitz ſich nach ſeinem Berufe nannte. Tauſende von bürgerlichen Wappen führen bis auf dieſen Tag das Berufszeichen der Vorfahren im Schilde. Auch an den Häuſern in Stadt und Dorf wurden die früheren runenartigen Hausmarken ſpäter gar oft durch ein Symbol der Arbeit des Inſaßen erſetzt. So prangte die Weinbergshaue am Hauſe des Winzers, Garbe und Sichel am Hauſe des Kornbauern, und hunderterlei Gewerbszeichen, welche anfänglich am Hauſe der Handwerker in Stein gehauen waren, gingen, als der Beruf nicht mehr erblich im Hauſe

und der Familie fortbeſtand, in die Bilderſchrift der Aushängeſchilder über. Auch den Grabſtein ſchmückte man nicht ſelten mit dem Arbeitszeichen. In Bergmannsdörfern bezeichnen heute noch gekreuzte Grubenhauen die Ruheſtatt des Bergmannes, und der bayeriſche Bierbrauer läßt ſich ebenſo gut Getreideſchaufel, Maiſchbottich und Gerſtenähren auf ſeinen Grabſtein meiſeln, wie der Prieſter den Kelch. Der Pflug des Bauern war unſern Urahnen nicht minder ein geweihetes Werkzeug als die Harfe des Dichters. Zwiſchen Wagen und Pflug wich Betrug und Zauber, und ein der Schwangerſchaft verdächtiges Mädchen mußte zum Erweis ſeiner Unſchuld zwiſchen einem zweigetheilten Wagen hindurch gehen. Das Mittelalter redete ſeine eigene ſymboliſche Sprache; es ſchrieb nicht lehrhaft von der Ehre der Arbeit, allein wenn der Ritter bei ſeinem Schwerte ſchwur und aus Schild, Helm und Speer das Wappen ſeines Hauſes aufbaute, wenn die Spindel als ein geweihtes und zauberhaftes Ding galt, wenn man das Gemeindehaus mit dem Wahrzeichen der Pflugſchaar ſchmückte, wenn die ehrſame Bäckerzunft, das Ritterwappen parodirend, ihre Bretzel von zwei aufſteigenden Löwen halten ließ oder ſpäterhin der Buchdrucker dem züngelnden Löwen einen Preßbengel in die Tatzen gab, wenn Haus und Grab und Familie nach der Berufsarbeit bezeichnet und benannt wurden: — ſo iſt dies Alles auch dem Volkswirth redendes Zeugniß des Stolzes und Selbſtgefühls der Arbeiter jeglicher Art.

Hat doch ſelbſt der ſtille verſchwiegene Fleiß der Frauen ſeine Verklärung in der deutſchen Mythologie gefunden. Göttinnen erfreuen ſich am Weben, Spinnen und Pflügen, ja die ganze weibliche Sippe wird nach Spindel und Kunkel als ihrem

Arbeitssymbol benannt, wie die männliche nach dem Schwert. Das übertrug man dann auch auf die christliche Schützerin der Frauen, die Jungfrau Maria, welche von unsern Vorfahren so gerne spinnend und webend gedacht und auch im späten Mittelalter noch oft genug am Rocken gemalt wurde. Auf Albrecht Dürers köstlichem Holzschnitt spinnt die heilige Jungfrau neben der Wiege des Christkindes und Joseph schwingt zur Seite die Zimmermannsaxt. Die Sommerfäden, welche nach altheidnischem Glauben von Elben und Zwergen gesponnen waren, wandelten sich dem christlichen Volke zu „Marienfäden," als einen Schmuck, den die Mutter Gottes den sonnigen Wiesen spinnt.

Es dürfte fast leichter seyn, Züge ältester Sage und Sitte zu häufen, die auf Frauenarbeit deuten, als auf Mannesarbeit. Denn was kurzsichtige Volkswirthe der Zopfzeit und aber auch etliche Socialisten neuesten Datums ausschließend „produktive Arbeit" nennen wollten, die Arbeit welche unsern materiellen Besitz unmittelbar vermehrt, das beschafften vor Alters zum guten Theile Frauenhände. Gar manches Handwerk ist uns aus Frauenhand überkommen, und in den Landbau theilten sich Mann und Weib. Indem aber die Männer den Frauen und Mönchen so manches Stück Arbeit abnahmen, ward darum das Geschlecht nicht weibisch und mönchisch, sondern die Arbeit selber ward freier, tiefer und männlicher. Immer aber mögen wir bescheiden anerkennen, daß die still waltende, unverdrossene Kleinarbeit, welche neben dem männlichen Forschen und Erfinden und genialen Zeugen jetzt die Welt beherrscht, ursprünglich weiblichen Geschlechtes ist, und daß die deutsche Frau den deutschen Mann in Lehrjahren, deren Monate Menschenalter waren, zum stillsitzenden Fleiße erst erzogen hat.

Zweites Kapitel.

Die Arbeitssymbolik der Thierwelt.

Unser Volk ist zu tiefsinnigen und poetischen Geistes, als daß seine sagen- und sittenhafte Arbeitsweisheit stracks auf der Heerstraße jener dürren Moral einherzöge, wo rechts der mit den Hausfarben der Tugend bemalte Wegweiser aufgestellt ist, welcher über Fleißbach nach Reichenberg und Seligenstadt zeigt, und links der Pfahl mit des Teufels Wappentinkturen, den breiten Pfad andeutend über Faulbach zum Nobiskrug, darin man die Aepfel auf dem Fenstersims brät.

Die sittliche Kraft der Arbeit steht dem Deutschen höher als Erfolg und Gewinn; das ist selbst in Sagen und Redeweisen und in allerlei Aberglauben aus urältester Zeit bekräftigt.

Die Vorfahren faßten das Thun der Thiere gern als ein Gleichniß menschlichen Thuns, und so sind uns denn auch viele Thiere als Sinnbilder des Fleißes oder der Faulheit typisch geworden. Dabei waltet aber scheinbar eine seltsame Ungerechtigkeit. Die nutzbarsten Hausthiere, welche uns mit ihrer Arbeit ihr Leben lang frohnen, mußten ihre Namen zu Schimpfwörtern der Faulheit hergeben, indeß wir die Ameise, die Spinne, den Biber, die uns wenig nützen oder gar lästig sind, zu sprüchwörtlichen Mustern des Fleißes stempelten.

Selbſt die mythologiſche Weihe des Stieres, Ebers, Roſſes ꝛc. verhütete nicht, daß Ochſe, Schwein und Gaul ſpäter jedmöglichen Schimpf auf ſich nehmen mußten. Und zwar behandelte man dieſer Thiere Namen um ſo verächtlicher, je arbeitſamer und nutzbringender, je mehr ſie Hausthiere wurden. Denn nicht bloß der deutſche Mann arbeitet heutzutage fleißiger und produktiver als vor zweitauſend Jahren, ſondern doch wohl auch das deutſche Rindvieh. Trotzdem würde es für ſchimpflich gelten, einen Königswagen heute, wie vordem von Ochſen ziehen zu laſſen; einen erzfaulen Menſchen dagegen ſchelten wir einen faulen Ochſen, geiſtloſe, ungearbeitete Arbeit nennt der Student „ochſen;“ das edelſte Arbeitsthier, das Pferd, iſt höchſtens für todte, unfreie, erdrückende Arbeit, „Pferdearbeit,“ im Guten ſprüchwörtlich, während die faule Mähre ſich dem Ochſen und Eſel an Schimpfgehalt nahe ſtellt. Die heidniſchen Deutſchen hielten den Eber noch darum für heilig, weil ſie von der Wühlerei ſeines Rüſſels das Pflügen gelernt zu haben glaubten, und in der ſpäteren chriſtlichen Legende wühlen Eber den Grundriß zu verſchiedenen Kirchen- und Kloſterbauten den Baumeiſtern vor. Dieſe alten Ehren des Schweinegeſchlechtes ſind vergeſſen, und es ſank ſtatt deſſen zum Sinnbild des Schmutzes, der Völlerei und Faulheit herab. Kurzum, wir ſcheinen höchſt undankbar geworden zu ſeyn gegen unſere fleißigſten und nutzbarſten Hausthiere, und je gerechter wir jegliche Menſchenarbeit werthen lernten, um ſo ungerechter, ſcheint es, wurden wir in der Werthung des thieriſchen Fleißes.

In Wahrheit ſteht es aber ganz anders. Selbſt der gemeine Mann, indem er mit faulen Ochſen und Eſeln um

ſich wirft, ahnt, daß eine unfreie, unperſönliche Zwangsarbeit, und ſey ſie auch noch ſo nutzbar, dennoch keine wahre Arbeit iſt und die Ehren des Fleißes nicht verdiene. Arbeit iſt eine freie ſittliche That. Nicht weil der Eſel wenig leiſtet, nennt das Volk ihn faul, ſondern weil er zum Fleiß geprügelt werden muß. Alſo beſchämt die Weisheit der gemeinſten Schimpfwörter jene Nationalökonomen, welche das Ziel der Volkswirthſchaft im Erwerben privaten und öffentlichen Reichthum ſuchen, in der bloßen Notharbeit um des Nutzens willen.

Die Ameiſe vertilgen wir als ein läſtiges, ſchädliches Inſekt, ehren ſie aber hintendrein mit Spruch und Redebild um ihres Fleißes willen, und die Sprache hält in dem Worte „emſig“ das kleine unnütze Thier dem Menſchen als ſtätes Muſterbild rührigen Treibens vor. Der Schein einer freien, ſelbſtändigen, individuellen Arbeit gewann der Ameiſe die wunderliche Ehre, daß wir ihren Fleiß als ſolchen preiſen, zugleich aber das ganze Geſchlecht um dieſes ſelben Fleißes willen auszurotten trachten. Iſt doch ſogar die negative Arbeit, die Gaunerarbeit des Fuchſes in Lied, Sage und Fabel allezeit mit beſonderem Behagen behandelt, weil ſie uns ſo menſchlich bewußt und durchdacht erſcheint in all ihrer Bosheit. Man läßt ſich auch viel lieber nach dem nichtsnutzigen Schalk Reineke einen ſchlauen Fuchs als nach dem nützlichen, zur Arbeit geprügelten Ochſen ein faules Rindvieh ſchelten. Wir ſtreifen hier an einen verdächtigen, auch anderwärts wiederkehrenden Zug. Der perſönliche, ureigene Scharfſinn in der Spitzbubenarbeit birgt einen poetiſchen Reiz, den wir in dem gleichförmigen Tagewerk des Biedermannes

vergebens ſuchen. Wetten und Wagen, das Aufgebot des äußerſten Witzes, das Herausfordern des Glückes gibt der Gaunerei das Gepräge einer bis zur keckſten Willkür perſönlichen That und läßt uns über dieſem einſeitigen Attribut menſchlicher Arbeit die unſittlichen Motive vergeſſen. Geſtohlene, gebettelte und gefundene Sachen haben darum im Volksglauben beſondere Kraft, die rechtlich erarbeiteten nicht einwohnt. Geſtohlene Katzen mauſen am beſten, geſtohlene, gebettelte oder gefundene Dinge wirken heilkräftig in den Kuren durch Sympathie, Galgenholz iſt das feſteſte, und ſelbſt ein Diebsfinger, vom Galgen geſtohlen, wirkt noch Wunder aller Art.

Wenn nun aber der Schein perſönlich freien Arbeitens bei den Thieren ſelbſt da noch volksthümlich geehrt wird, wo er Schaden ſtiftet, oder, wie beim Fuchs, gar von dem Schein unſittlicher Motive umgeben iſt, ſo müßte ein Thier, welches zu unſerem Nutzen ſcheinbar frei arbeitete, in ſeiner Arbeit wohl am höchſten geprieſen werden. Und ſo geſchieht es denn auch bei der Biene, der in der Poeſie des deutſchen Volksglaubens gefeiertſten Arbeiterin. Die Biene ſoll aus dem verlorenen Paradieſe ſtammen; ſie nahm denſelben Segen der Arbeit aus dem Paradieſe mit, den uns Gott an den Pforten des Paradieſes als einen Fluch mit auf den Weg gab. Denn auch Gottes Fluch iſt Segen. Sie trägt dem ſchlafenden Dichter den göttlichen Honig des Geſanges in den Mund. Nach einer altwaliſiſchen Sage haben die Bienen das Paradies „um der Menſchen Sünde willen verlaſſen und Gott gab ihnen ſeinen Segen; darum kann die Meſſe nicht geſungen werden ohne Wachs“ (Grimm). In Sitte und Spruch genießt die Biene, die freie, nutzbringende Arbeiterin noch

heute gleiche Ehren wie im hohen deutſchen Alterthum, indeß die zwangsarbeitenden Hausthiere poetiſch immer tiefer ſanken, je höher ſie wirthſchaftlich ſtiegen. Und das von Rechtswegen. Denn wie der Menſch verkommt, wenn er unfrei frohnden muß, ſo wird auch das Thier unedel im Zwange. Wunderbar feinfühlig hat dies das Volk längſt ausgeſprochen im Preis und Schimpf der Thiere, wenn es auch noch nicht wirthſchaftsgeſchichtlich wie ein Profeſſor darüber Red' und Antwort zu geben vermag.

Drittes Kapitel.

Teufelsarbeit; Schatzgräberei und Glücksspiel.

Ein strenger Geist geht durch die in Sitten und Sagen niedergelegte Arbeitsmoral des deutschen Volkes. Selten nur wird (gerade wie beim Volkslied) die Ehre der Arbeit als solche gerühmt, noch viel seltener der bloße Nutzen. Von den vereinzelten Exempeln dieser Art sey beispielsweise nur der elsässischen Sage gedacht von der Riesentochter, welche den Bauern mit dem Pflug als Spielzeug behandeln wollte, da doch nach des Vaters ernstem Wort selbst die Riesen ohne die Bauernarbeit verhungern müßten. Dagegen wird in zahllosen Zügen das sittliche Motiv der Arbeit verherrlicht, das unsittliche abgestraft. Arbeit, die im Schlafe kommt, steht auf schwachen Füßen. Die diebischen Zwerge begnadigen zwar Manchen über Nacht mit solch ungearbeiteter Arbeit, allein sie sind gar leicht zu stören oder zu erzürnen, daß nachgehends erst recht der Teufel los wird. Hausgeister, Kobolde (der „Schalk" steckt schon etymologisch in dem „Kobold") helfen zwar arbeiten in Stall und Küche. Doch führen sie auch Aufsicht, daß die Menschen sich redlich rühren im Hause, ziehen den faulen Knechten die Decke vom Bett und werfen den lüderlichen Mägden die Melkkübel um. Will man sie wieder los werden, so gehen sie nicht fort, und es ist über-

haupt ein bedenklich Ding mit ihrer geſchenkten Arbeit. Auch Geſpenſter Verſtorbener arbeiten wohl in derlei gefährlicher Art mit, wie uns J. Grimm in der anmuthigen heſſiſchen Sage von dem Pächter zu Hachborn belehrt, der auch nach ſeinem Tod nicht vom Gehöfte wich und an den Feldarbeiten theilnahm. „In der Scheune half er dem Knecht die Garben vom Gerüſt werfen; wenn ein Knecht eine geworfen hatte, warf er die andere. Als einmal ein fremder Knecht hinaufgeſtiegen war, half er jedoch nicht, und auf den Ruf: Kurt wirf! ergriff er den Knecht und warf ihn die Tenne hinab, daß er die Beine brach.“

Ueberreich ſind unſere Sagen an Strafgerichten unehrlicher oder unſittlicher Arbeit, vom Mann im Mond bis zu den feuerglühenden Gränzverrückern, von Wucherern und Geizhälſen, von frevelhaften Verſchwendern, denen nicht allzu lange arbeitslos die gebratenen Tauben in den Mund flogen. Nicht Erfolg und Gewinn entſcheidet, ſondern allein die ſittliche That in der Arbeit. Dieſer edle Grundſatz wurzelt ſeit uralteſter Zeit tief und feſt im deutſchen Gemüthe.

Nach dem deutſchen Volksglauben iſt ſelbſt der Teufel ein gar geſchickter und eifriger Arbeiter. Er hat die kühnſten Brücken gebaut und gothiſche Dome, Teufelsmauern gethürmt, Teufelsgräben gegraben, aber auch Bauernſcheuern und anderes kleine Nebenwerk nicht verſchmäht und ſchwingt in Mußeſtunden an ſeiner Eſſe den Hammer als der beſte Schmied. Allein obgleich der Teufel ein ſo großes Arbeitsgenie, wird er doch um Lohn und Gewinn betrogen, und die arme Seele, die zu gewinnen er ſo heiß arbeitet, wird ihm zuletzt allezeit wieder vor der Naſe weggeſchnappt.

Der Kern der Sage liegt flach oben. Arbeit ist eine sittliche That, und wenn dem Teufel auch das kühnste Werk gelingt, so gewinnt er doch nie den Segen und die Freude der Arbeit. Seitdem wir aber klarer als die alte Zeit erkennen, daß ein rein verneinender Geist gar kein positives Werk des Genius erbauen kann, ohne von sich selber abzufallen, ist der Teufel erzfaul geworden und baut keine Dome und Brücken mehr.

Der Teufel *arbeitet* jedoch nicht blos, er *spielt* viel lieber noch, um eine arme Seele zu erhaschen, und zwar ist sein Leibspiel das Würfeln, als das gedankenloseste Zufallsspiel. Indem die Sage den Teufel zum Vater des Glücksspiels machte, bekundet sie wiederum den feinen Takt des Volkes, der nicht dem Gewinn als solchem die Ehre gibt, sondern nur der sittlichen That der Arbeit, die den Gewinn zeugte. Im Spiel gewonnenes Geld nennt die alte Redeweise darum auch „geliehenes" Geld; denn nach dem ersten Gewinn mag Niemand aufhören, ein Spiel bringt das andere, und den Gewinn, welchen uns heute der Teufel geliehen, müssen wir morgen mit Wucherzinsen wieder zurückzahlen.

Wie der Teufel übrigens in der Regel bei seiner Arbeit und oft sogar beim Spiele betrogen wird, so betrügt er selber wiederum seine Diener und Verbündete um den Lohn. Im *Hexenglauben*, der so traurige Nachtseiten des Volksgeistes bloßlegt, ist dies vielleicht der einzige Lichtblick, daß alles Hexenwerk schon wirthschaftlich ungesegnet bleibt, und die Hexe verarmt und verdirbt, trotz der Kunst, den Thau auf ihr Feld, die Milch in ihren Stall zu ziehen. Wo Reichthum haften soll, muß es mit natürlichen Dingen zugehen.

Deßhalb kommt auch bei der Schatzgräberei nicht viel heraus; denn der Schatzgräber sinnt auf Gewinn ohne Arbeit. Träge Hirtenleute armer Gebirgsstriche träumen heute noch viel mehr von versunkenen Schätzen, als der arbeitsrührige Bauer blühender Culturgaue. Mit feinem Spott hat übrigens dasselbe Volk, dessen phantastisches Begehren so heiß nach arbeitslos gefundenem Golde dürstet, das Eitle der Schatzgräberei in den Vorbedingungen zum erfolgreichen Suchen des Schatzes selbst gegeißelt. Hunde, Schlangen, Drachen hüten den Schatz, der nur unter den seltsamsten Conjuncturen gegen die Erdoberfläche aufsteigt; der Kirschkern muß noch zum Baume werden, aus dessen Holz die Wiege des Mannes gezimmert werden soll, welcher den Schatz zu heben vermag ꝛc. Wer aber auch noch so genau das abenteuerliche Programm vollführt, der macht doch fast immer wieder ganz unvermerkt einen Schnitzer, und er hat das Nachsehen. Oft auch wird ihm statt des Mammons das Kassandrageschenk eines Vorblickes in das eigene drohende Unheil zu Theil, ein Geschenk wonach ihn nicht gelüstete. So öffnet ein Schatzgräber den verschütteten Gang einer Burg, er kommt tief unten zu dem eisernen Thore, hinter welchem die Goldkisten lagern sollen, auf sein Pochen ruft es dreimal Herein! und die dumpfe Stimme verkündet ihm ein nahes, jähes Ende, daß er nur die Todesangst als Gewinn zum Sonnenlichte wieder heraufbringt. Läßt auch ja einmal die Sage ein rechtes Sonntagskind das verzauberte Gold erlösen, so bleibt ihm doch kein Segen davon, wie sich ja auch des Teufels Dukaten beim Tagesscheine gemeinhin in Holzspähne, Kohlen oder Roßäpfel verwandeln. Durch das ganze Verfahren der Schatzgräberei

leuchtet der Humor über den betrogenen Betrüger, der arbeitslos Gewinn finden will und doch immer von einem silbernen Nichts auf ein goldenes Wart' ein Weilchen vertröstet wird.

Zu den Glücksspielen gesellen sich die dummsten und poesieloseſten Arten des Aberglaubens. Mit welch bornirter Traum- und Zeichendeuterei plagt sich der bayerische Bauer, um sein Geld desto sicherer im Lotto zu verspielen! Nicht blos die Arbeitskraft des Volkes wird gelähmt, auch sein Verstand wird umnebelt durch solches Spiel. Denn da zu allen Zeiten doch blos die leersten, inwendig hohlsten Menschen den geistlosen reinen Glücksspielen sich ergeben, so ist es kein Wunder, daß hier gerade der ödeste Aberglaube zu Haufen sich ansammelt. Der im Branntwein aufgeklärte bäuerische Hazardspieler, welcher etwa die dichterisch und sittlich tiefe Sage von Frau Berchta, die den Faulen und Unordentlichen straft, den Fleißigen lohnt, als Altweibermährchen verlacht, hebt dennoch gläubig den linken Fuß hinterrücks in die Höhe, wenn sein Spielgenoß auf der Kegelbahn die Kugel wirft, in der Meinung er könne dadurch Jenem den Wurf verderben und auf die Gefahr von Prügeln, wenn es die Andern sehen. Er hält den seinen alten Brauch, daß man beim Beginn der ersten Aussaat segnet und betet, für abergläubisches Thun, aber an die dummste Wahrsagerei glücklicher Lottonummern glaubt er steif und fest. Das Jagen nach Gewinn ohne Arbeit verderbt den ganzen Menschen; es hat nicht einmal einige Poesie des Aberglaubens beim rohen Glücksjäger aufkommen lassen.

Viertes Kapitel.

Beten und Arbeiten.

Wie Spielen und Schatzgraben, dazu auch Rauben und Stehlen mit einem Wuste uralten Aberglaubens umgeben ist, worin der Teufel und wahnwitziges Zauberwerk die Hauptrolle spielen, so gesellt sich dem deutschen Volke zur ehrlichen Arbeit das Gebet. Wir sammeln unsere Seele vor der Arbeit zur Ruhe des Gebetes, damit wir nicht vergessen, daß es mit unserer Kraft nicht allein gethan seye; allein wir strecken auch — nach alter Deutung — unsere Hände im Gebete aus, um anzuzeigen, daß wir nicht blos mit Herz und Mund beten, sondern auch die Hände regen sollen, wenn wir gesegnete Arbeit hoffen. Wer eine Wirthschaftslehre für's Volk schreiben will, der beginnt am besten §. 1.: bete und arbeite. Das Volk wird ihn verstehen. Schon in unsern ältesten heidnischen Arbeitssitten heimelt uns der Gedanke christlich an, daß der Arbeiter den Erfolg nicht allein in seine Hand gelegt wähnt. Nach der Symbolik der Mondphasen beginnt oder unterläßt er sein Geschäft; ein gutes Tagewerk will guten „Angang," ein günstiges Vorzeichen; beim Säen wie beim Austreiben der Heerde spricht man den Segen und erbittet in mancherlei oft gar wunderlichem Brauch Glück und Gedeihen. So wahrt der kluge Mann einen Heckepfennig, daß ihn das Schicksal

weitere Pfennige gewinnen lasse; er läßt ein Nestei liegen, Aehren auf dem Felde stehen, Aepfel an den Bäumen hängen, als Zeichen des Dankes und der Demuth gegen jene himmlische Macht, die ganz stille mitgearbeitet hat, während er schlief. „Aus solchen Bräuchen," sagt Jakob Grimm, „leuchtet die Milde des Alterthums. Der Mensch will sich nicht alles zueignen, was ihm gewachsen ist; dankbar läßt er ein Theil für die Götter zurück, welche auch ferner seine Saat schützen. Die Habsucht nahm zu, als die Opfer aufhörten."

Das Bewußtseyn der Unzulänglichkeit menschlicher Thatkraft führt den Rohesten wie den Feinsten zur Religion. Bei keiner Arbeit aber liegt diese Unzulänglichkeit greifbarer nahe, als beim Landbau; daher begreift es sich, daß der Bauer soviel mehr an religiöser Arbeitsweihe hängt, als der Gewerbsmann oder der Geistesarbeiter. Bekannt sind die zahlreichen religiösen Feste, Weihungen, Segenssprüche, Bittgänge, Gelöbnisse, allerlei Glauben und Aberglauben, worin der katholische Bauer Oberdeutschlands das Gedeihen seines Tagewerks nicht blos in heidnischem Kleinmuth als außer seiner Macht erkennt, sondern auch in christlichem Vertrauen Gott anheim stellt. Allein auch der protestantische Norden, sonst so viel farbloser im Schmuck des täglichen Lebens, hat sich nicht wenig religiöse Bauernfeste bewahrt. H. A. Pröhle in seinen „Kirchlichen Sitten" erzählt uns von „Erntevigilien," die der Pastor beim Beginn der Ernte Morgens um zwei Uhr in der Kirche vor den Schnittern abhält, welche ihre Sensen, Körbe ꝛc. vor der Thüre schon zur Arbeit stehen haben; von „Flurpredigten," die bei der Aussaat, im Hochsommer und nach der Ernte in der Mittagsstunde auf dem Felde gehalten wurden;

von proteſtantiſchen Bittgängen ſogar, in denen die Gemeinde am erſten Mai Segen erflehend durch die junge Flur wallt. Unter den wunderlichen Namen der Naturalabgaben aus alter Zeit findet ſich auch „Segenkorn“ und „Segenzehnt“ als ein Denkmal der ländlichen Arbeitsweihe durch die Kirche. Neueren Urſprunges, aber gleichen Sinnes, ſind die allgemeinen Erntedankfeſte. Hier hat der Pfarrer Zeit und Beruf von der Aehren- und Kornblumen-geſchmückten Kanzel herab die rechte Arbeitspredigt zu halten.

Uebrigens waltete auch in den Städten vordem manche fromme Arbeitsſitte, die jetzt abgeſtorben iſt. Einzelnes hat ſich erhalten. Der Glockengießer betet noch immer einen „frommen Spruch“, wenn das geſchmolzene Erz in die Form fließt. Ein Yankee, welcher den gleichen Brauch beim Guß eines Standbildes in der Münchener Erzgießerei ſah, zerbrach ſich lange den Kopf über den Sinn dieſer räthſelhaften Ceremonie und meinte zuletzt, man bete wohl deßwegen, weil ein ſo großer Geldwerth auf dem Spiel ſtehe. Bei den Zünften verband ſich der Eintritt in das Geſellen- und Meiſterrecht mit feſtlichem Kirchgang, ja man trat den neuen, höheren Beruf nicht an, ohne vorher zum Abendmahle gegangen zu ſeyn. Der Kandidat des Meiſterrechtes zog unmittelbar aus der Kirche in die Werkſtatt, wenn er ſein Meiſterſtück arbeiten wollte. Selbſt die Dienſtboten gingen zum Abendmahl, bevor ſie ihren Dienſt wechſelten. Wollten ſie das in den Städten freilich heute noch thun, wo das familienhaft feſte Geſindeweſen zu einem ewig wechſelnden bloßen Miethverhältniß herabgeſunken iſt, ſo würden die kündigungsluſtigen Mägde ſchier die fleißigſten Gäſte an unſers

Herrgotts Tiſche ſeyn. Ich halte es für ein gutes Zeichen, daß die modernen Handwerkervereine ſo vielfach wieder die Arbeitsſitte mit religiöſem Geiſte zu tränken ſuchen. Man mag dabei öfters die Farbe etwas zu ſtark auftragen, wie wenn zum Exempel der Vorſitzende eines ſolchen Geſellenvereines ſatzungsgemäß ein Pfarrer ſeyn muß, da man doch nirgends umgekehrt Handwerker zu Vorſitzenden der Domkapitel und Pfarrſynoden fordert. Auch mag allerlei pietiſtiſche Manier mit unterlaufen, denn man ſucht ja vorderhand noch die Frömmigkeit, die eigentlich ungeſucht erwachſen ſollte. Andererſeits aber hat es auch mit der Pietiſterei nirgends mindere Gefahr, als wo ſich das Gebet der Arbeit geſellt; die Arbeit iſt der ſcharfe Nordweſtwind, welcher die pietiſtiſchen Miasmen raſch wieder hinweg fegen wird. Uebrig bleiben aber wird ein frommes deutſches Gemüth, das uns nirgends ſchöner ſteht als bei der Arbeit. Wenn der Zimmergeſelle einen frommen Spruch von den Dachbalken des neuen Hauſes thut, wenn die Bergleute mit gemeinſamem Geſang und Gebet zur Tagesarbeit anfahren, ſo erquickt uns darin derſelbe warme Hauch deutſchen Gemüthes, wie wenn wir große Meiſter der Schrift, der Tonkunſt, der Poeſie, der Malerei ihr Werk mit alterthümlicher Formel in Gottes Namen anheben und ſchließen ſehen. Das Genie iſt ſelten beſcheiden angeſichts der Arbeiten ſeiner Genoſſen und Nebenbuhler; aber alle großen Genien waren in ihrer Arbeit ſtolz vor Menſchen und deſto demüthiger vor Gott, und wenn ſie auch ſelten zur Kirche gingen, ſo bekundeten ſie doch gerade in den ſtolzeſten Augenblicken ihres Schaffens jene tiefſte Demuth ſtillen Gebetes, der Joſeph Haydn Worte gab, da er beim

Anhören des räthſelhaft mächtigſten Chores ſeiner „Schöpfung“ ausrief: „Es kommt von oben!“

Man kann die ganze Stufenreihe der Bildung darin verfolgen, wie und warum die Leute bei ihrer Arbeit beten. Der Roheſte ſchauet auf Vorzeichen und Angang und hüpft wohl heute noch beim Flachsſäen wie zur alten Heidenzeit, auf daß Gott den Flachs ſo hoch wachſen laſſe, wie ihm der Sprung gelang. Er fühlt zunächſt nur das Unzulängliche ſeiner Kraft, er fürchtet Gott und verkriecht ſich darum hinter den Aberglauben. Ein Anderer geht ſchon weiter und bittet Gott in Opfern, Gelübden und Gebeten, er glaubt unſerm Herrgott ein gut Wort geben und ſeinen Willen wendig machen zu können und erfleht ſich extra Regen für ſeine Wieſe, während der Nachbar um Sonnenſchein für ſeine Kartoffeln nachſucht. Der Dritte endlich erkennt ſeine Unzulänglichkeit und vertraut auf Gott, er bittet Gott nicht mehr um ein äußeres Geſchenk, ſondern nur, daß er ihm die eigene innere Kraft zur Arbeit bewahre und wachſen laſſe.

Welche Kluft iſt zwiſchen dieſen Dreien, und doch betet Jeder in ſeiner Weiſe zur Arbeit! Nun muß man aber nicht meinen, als ob dieſe drei Kategorien, wie auf dem Katheder anatomirt, neben einander lägen; ſie ſtecken in einander und durchdringen ſich, namentlich beim gemeinen Mann. Derſelbe Bauer, deſſen Arbeitsſitte noch von altheidniſchem Aberglauben ſtrotzt, ſagt doch auch beim Wetterſchlag: „Kann Gott das Haus wegbrennen, ſo können wir's wieder bauen.“ In alle dem Glauben und Aberglauben, in alle dem groben und feinen Gebet aber ſteckt ein idealer Zug, daß man geſcheidten

Spöttern wohl mit dem Propheten Jeſaias zurufen mag: „Verderbe es nicht! denn es iſt ein Segen darinnen.“ Ein Sylbenſpieler kann finden, daß das Wort „beten“ ſchier eben ſo klar in der zweiten Hälfte des Wortes „arbeiten“ ſteckt wie orare und laborare, und wenn auch nicht im Wort, ſo ſteckt das Gebet wenigſtens im Geiſte der deutſchen Arbeit von der höchſten bis zur niederſten.

Fünftes Kapitel.

Die wilde Jagd der Arbeit.

Das sollen wir heutzutage ganz besonders beherzigen, wo sich der alten Arbeitsdemuth eine Vermessenheit und Himmelsstürmerei der Arbeit gegenüber stellt, wie nie zuvor. Spricht man doch von der „Allmacht" der Industrie, von der „Raum und Zeit bezwingenden" Kraft der Dampfmaschine und des Telegraphen und mißt unsere ganze Culturhöhe einseitig nach der materiellen Arbeit und ihren Resultaten. Es gibt einen Uebermuth des Schaffens und Forschens, einen Uebermuth der Arbeit, die Schattenseite von sonst glücklichen, arbeitsrührigen Zeiten wie die unsrige. Da wird der flinkste Erwerber und Ernährer flugs auch der beste Bürger und der beste Christ, bei dem man nach Herz und Ehre und Sitte weiter nicht zu fragen braucht. Kraft unserer souveränen Arbeit können wir Alles, und wenn wir in der Analyse des Phosphors genügend weit gekommen sind, so arbeiten unsere Kraft- und Stoffmenschen dem dümmsten Esel das phosphorreichste Gehirn aus, daß in der Zündholzschachtel seines Schädels die Gedanken eines Aristoteles aufblitzen. Die schlichte Arbeitssitte des deutschen Volkes, wie sie war, ist und hoffentlich auch bleiben wird, beschämt den modernen Uebermuth der Arbeit, die Alles kann, nur nicht ihr eigenes Ungenügen erkennen.

Ich habe in deutscher Sitte und Sage vergebens nach einem einzigen Zuge gesucht, welcher die Allmacht der Arbeit vergötterte; dagegen stehen tausend Züge, worin sich die Demuth des Arbeiters spiegelt. Ebenso fern liegt unserm Volksgemüth das Preisen der Arbeit um des Gewinnes willen. Dagegen flucht das Volk dem Wucherer — oft in blindem Eifer —, weil es die Verderbniß des einseitigen Jagens nach Gewinn im tiefsten Herzen ahnt. Allverbreitet sind die Sagen von verwünschten Wucherseelen, und nicht leichter ist das Volk zu roher Gewaltthat zu entzünden als durch den Alarmruf des Wuchers. Demagogen jeglicher Art wußten mit dem feuergefährlichen Wuchergeschrei hellen Aufruhr zu entfachen, die Jakobiner in Paris sowohl, da sie im Namen der Freiheit die Tyrannei des Schreckens walten ließen, wie geschworene Reactionäre, welchen jeder Fortschritt der Völker zu reicherer Gesittung ein Gräuel ist. So gefährlich der Mißbrauch, so treffend ist doch der Instinkt des Volkes, für welches eine Wucherfrage immer existiren wird, auch wenn man sie aus der reinen Wirthschaftslehre streichen sollte. Denn aus der Sittenlehre wird man sie wenigstens niemals streichen können. Lediglich für Geldgewinn arbeiten ist an sich schon schlecht, doppelt schlecht, wenn unser Mitbruder greifbar darunter Noth leidet. Mag solche Schlechtigkeit nicht vor das Forum des Untersuchungsrichters gehören, vor das Forum des Predigers, des Volkslehrers, des Volksschriftstellers gehört sie gewiß; sie gehört auch vor das Forum des Volksgewissens, — modern gesprochen der „öffentlichen Meinung."

Meisterhaft hat schon vor mehr als dreihundert Jahren Sebastian Frank die Doppelseite der Wucherfrage

dargelegt, indem er die Logik der modernen Nationalökonomie nicht minder vorahnte, als andererseits den sittlichen Grimm des Volksgewissens über den Wucher in seinem Recht erkannte. Er schreibt (in den „Sprüchwörtern gemeiner Tütscher nation"): „Der gemeine Pöbel lebt in den Tag, ist fahrlässig und lüderlich: wenn nun die Wucherer, Fürkäufer und Händler nicht wären, die alle Kasten und Keller füllen, wo wollte in Nöthen Getraid, Wein und Geld seyn? Hierin dienen sie mit ihrem Geiz, Wucher und Fürkauf Gott und seiner Ordnung (daß er ihnen aber kleinen Dank und Lohn wird geben); denn unser Gott, und wir in ihm, ist ein solcher Herr, dem auch der Gottlose mit seiner Bosheit, der falsche Prophet mit seiner Lüge, der Wucherer mit seinem Fürkauf und der Teufel mit allen seinen Künsten und Reich dienen und mit Unwillen zu Hof reiten muß."

Zum Schlusse sey noch einer tiefsinnigen allbekannten Sage gedacht, welche den Gedanken klar ausspricht, daß ruheloses Arbeitswüthen ohne Einkehr in sich und ohne Aufblick nach oben, den Menschen zu Grunde richte. Hackelberg, der wilde Jäger am Sölling, hatte sich so ganz in seinen Waidmannsberuf verloren — der beiläufig damals noch als rechte Arbeit und nicht als nobles Spiel oder Bauernschinderei galt —, daß er Gott bat, „für sein Theil Himmelreich ihn bis zum jüngsten Tag am Sölling jagen zu lassen." Das ward ihm dann auch gewährt, und so zieht die wilde Jagd schreckend und mahnend durch die Luft, und alle Jagdgenossen ziehen darin nach Stand und Beruf auf, „und läuft jeglicher als er ist in seinem Kleid, ein Bauer als ein Bauer, ein Ritter als ein Ritter," wie Geiler von

Kaiſersberg berichtet. Die vieldeutige Sage erſcheint in faſt allen ihren Varianten immer wieder als eine Sage vom himmelſtürmenden Arbeitsübermuth, aus einer Zeit, wo noch keine „allmächtigen“ Dampfmaſchinen und Telegraphendrähte den Menſchen die Köpfe ſchwindelig machten. In roher Urzeit ſcheint es faſt nothwendiger, daß die mythiſche Bildermoral des Volkes den Fluch der Faulheit als den Fluch ruheloſen Wettens und Jagens predige. Trotzdem war der letztere Zug dem deutſchen Geiſte von Anbeginn tief eingegraben. Chriſtliche Arbeitsweisheit begegnet uns hier wie in ſo vielen altheidniſch deutſchen Sitten auch vor der Zeit des Evangeliums. In gar viel Sprüchen mahnt der deutſche Volkswitz, daß man des Guten nicht zu viel thue auch in der Arbeit. Allzu ſcharf ſchneidet nicht; zu viel Honig iſt bitter; zu viel Recht iſt Unrecht; wer gar zu geſcheidt iſt, wird unvernünftig geſcheidt, und die gar zu fromm ſind, wollen mit Schuhen und Strümpfen in den Himmel kommen, oder wie man vor Alters ſagte, unſerm Herrgott die Füße abeſſen. So hat auch Hackelberg, da er nichts als jagen wollte, ſich nur die ewige Geſpenſterjagd erjagt.

VI.

Die Arbeit und die Bibel.

Erſtes Kapitel.

Arbeitsſprüche des alten Teſtamentes.

Die Weisheit des Volkes ſuchen wir in ſeinen Sitten, Sagen, Liedern und Sprüchen. Hier ſchöpft das Volk aus ſich ſelber. Es ſchöpft aber auch aus einem andern Born und denkt und redet in Sprüchen, die urſprünglich nicht Volksſprüche ſind, die es aber dennoch zu ſeinem Eigenthum geprägt hat, in den Sprüchen der Bibel. Das deutſche Volk, namentlich auf dem Lande, iſt bibelfeſter, als man glaubt, und wer dem Bauern zündend Sitte predigen will, der muß ſelber bibelfeſt ſeyn.

Die Bibel iſt kein Lehrbuch der Nationalökonomie oder der Socialpolitik; ſie iſt aber unſer Quellenbuch der Sittenlehre, und da jede wirthſchaftliche Frage einen moraliſchen Sinn birgt, ſo darf auch der Nationalökonom die Bibel citiren. Er *muß* es vollends, wenn er den *gemeinen Mann* zum nicht blos klugen, ſondern auch ſittlich gerechten Wirthſchafter bekehren will. Gerade beim naiven Volk gilt im weiteſten Umfange, daß, wie Paulus an die Epheſer ſchreibt, das Wort Gottes das Schwert des Geiſtes iſt.

Die Bibel befaßt ſich viel mit dem Kapitel von der Arbeit, und die meiſten hierher zielenden Sprüche leben in Aller Munde. Ein näherer Blick lehrt jedoch, daß das *Alte*

Teſtament die Arbeit von einer andern Seite packt als das Neue. Und dieſer Unterſchied moſaiſcher und chriſtlicher Auffaſſung gilt heute noch bei allem Volk, auch bei den Gebildeten.

Voran ſtehet das Wort: „Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen.“ Dieſer Spruch erſetzt dem gemeinen Mann alles Philoſophiren über die Nothwendigkeit und Menſchenwürdigkeit der perſönlichen Arbeit; die Arbeit iſt ihm Gottes Gebot, Gottes Fluch, welcher den Segen in ſich ſchließt. Mit der ſauern Arbeit wird das Thor des Paradieſes verriegelt, und es öffnet ſich dafür die Pforte der menſchlichen Erde. Die rohe Volksphantaſie denkt ſich ein paradieſiſches Leben als ein arbeitloſes, aber ſie ſpottet ihrer eigenen Einbildung wieder in den Bildern vom Schlaraffenland, wo uns die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Das Schlaraffenland iſt die Parodie jenes Paradieſes, welches ſich der thieriſch-ſinnliche Menſch als den göttlichen „Thiergarten“ der Faulheit vorſtellt —

„Denn wer der Fauleſt wird erkannt,
Derſelbig iſt König im Land,“

wie Hans Sachs ſingt. So hat die uralte Sage die Arbeit wohl vor die Thür des Paradieſes geſetzt, allein Gott den Herrn ſelber verſinnbildet ſie ſich trotzdem mit edel menſchlichem Zuge als den erſten Arbeiter, der mit ſechs Tagewerken ſeine Schöpfung vollbringt und am ſiebenten von der Arbeit ausruht. In Mecklenburg freilich wurde Schnorr's Bibelbild aus den Schulſtuben verbannt, auf welchem der ruhende Gott als ein müder wirklicher Arbeiter erſcheint. Und doch zeichnete der Künſtler nur nach, was ihm das erſte Buch Moſis im zweiten Kapitel vorgezeichnet hatte.

Wie ſich übrigens der geplagte und geſchundene bildungsloſe Mann das verlorene Paradies heute noch als ein Land des ewigen Feiertages denkt, ſo auch den künftigen Himmel. Man kann nicht blos den ſittlichen, ſondern auch den ökonomiſchen Bildungsgrad der Leute in ihrer Vorſtellung vom Himmel ermeſſen. Der grobe Volksglaube mag ſich die himmliſche Seligkeit noch als ein unendliches Ausruhen und arbeitloſes Genießen ausmalen; allein ſchon im Mittelalter faßt Dante in ſeinem Himmel das ſelige Leben als auf erkennend Schauen gegründet (28. Geſang des Paradieſes). Erkennen aber iſt Geiſtesarbeit und zwar in ihrer höchſten Kraft, und während der Dichter den Cherubim das Licht des Wiſſens zuſchreibt, zeigt er uns die höher gearteten Seraphim im Lichte der Erkenntniß. Sandrart ſchrieb ſeinem großen Kunſtgenoſſen Albrecht Dürer auf den Grabſtein, da der Meiſter die Erde ausgemalt, ſo male er nun im Himmel weiter. Mit den Leichen unſerer alten Helden wurden Pferde und Hunde verbrannt, damit die Todten auch in jener Welt reiten und jagen könnten. Dem gebildeten Geiſte iſt ein ruhendes ewiges Leben ein Widerſpruch in ſich, denn es wäre auf gut deutſch der ewige Tod. Darum denkt ſich der wahrhaft Gebildete den Himmel als die fort und fort ſich ſteigernde Arbeit der Erkenntniß und findet in der Ruhe zunächſt die Laſt des Leibes, die uns niederzieht; in der Seligkeit der Arbeit dagegen den Vorſchmack des Himmels auf Erden. Erſt dann wird man ſagen können, ein Volk ſey ſittlich und ökonomiſch durch und durch gebildet, wenn auch der geringſte Mann ſich ſeinen Himmel nicht mehr als den ewigen Feierabend, ſondern als den ewigen, ſeligen Arbeitstag träumt.

Doch kehren wir zurück zum Alten Teſtament. Es betont vor Allem das Gottesgebot der Arbeit. Dreimal ſteht in den fünf Büchern Moſis: „Sechs Tage ſollſt du arbeiten!“ Das chriſtliche Volk hat es nie vergeſſen, daß Gott ſelber das Vorbild der Werktagsarbeit gegeben, und die Revolution vermochte es nicht, die Sechſe in eine Neun zu verwandeln, obgleich ſie doch ſelbiger Zeit unſern Herrgott in Frankreich ausdrücklich abgeſchafft hatte. Das moſaiſche Geſetz grübelt nicht viel über die ſittlichen Motive der Arbeit; es ſpricht ſtreng und hart das Gebot der Werktagsarbeit dreimal aus und ſtellt ebenſo ſtreng das Gebot der Sabbathruhe gegenüber. Die Engländer, welche von allen germaniſchen Völkern das altteſtamentliche Zwangsgebot der Arbeit ohne Frage und Umſchweif vielleicht am zäheſten feſtgehalten haben, bewahrten auch die Sabbathruhe in einer faſt moſaiſchen Strenge.

In den Volksgeſetzen der Bajuvarier wird die Sonntagsarbeit ganz im moſaiſchen Style darum verboten, weil ſie Gottes Zorn reize und folglich Mißernte nach ſich ziehe und Hungersnoth, und am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts konnte Seb. Brant noch im bitteren Ernſte mit einem Zuge der Volksſage folgendergeſtalt zur Sabbathruhe mahnen —

„Ein arm Mann Holz am Fei'rtag las
Und ward verſteint, — allein um das.“

Das deutſche Volk hat zwar Sagen verwandter Lehrſymbolik vielfach treu bewahrt; neu bilden aber würde es dieſelben gewiß nicht mehr. Denn die idealere neuteſtamentliche Auffaſſung der Arbeit und folglich auch der Arbeitsruhe verdrängt ſchrittweiſe das ſtarre, äußerliche moſaiſche Arbeits- und Ruhegebot auch beim gemeinen Manne.

Im Alten Teſtament wird viel häufiger als im Neuen die Ehre der Arbeit und die Schande des Nichtsthuns gepredigt. Allein ſelten iſt dabei eine tiefere Saite angeſchlagen. Wir ſollen zur Ameiſe gehen und von ihrer Weiſe lernen, die aus einem ſchwachen Volk ein reiches ſchafft. Vor Allen iſt dann Salomo freigebig mit Weisheitsſprüchen, die uns den äußeren Lohn des Fleißes und den materiellen Ruin der Faulheit in die Seele rufen. Der königliche Sittenprediger appellirt dabei ſchlechtweg an den geſunden Menſchenverſtand, ſeine Arbeitsſprüche paſſen für Heiden, Türken, Juden und Chriſten und ſind eben wegen ihrer Allgemeinheit ganz beſonders volksbeliebt geworden. Als zum Beiſpiel: „Wer in der Ernte ſchläft wird zu Schanden.“ „Fleißige Hand wird herrſchen, die aber läſſig iſt, wird müſſen zinſen.“ „Einem Läſſigen geräth ſein Handel nicht, aber ein fleißiger Menſch wird reich.“ „Der Faule begehrt und krieget's doch nicht, aber die Fleißigen kriegen genug.“ „Wie lange liegſt du Fauler? Wann willſt du aufſtehen von deinem Schlafe? Ja, ſchlaf' noch ein wenig, ſchlummre noch ein wenig, ſchlage die Hände in einander ein wenig, daß du ſchlafeſt: ſo wird dich die Armuth übereilen, wie ein Fußgänger und der Mangel, wie ein gewappneter Mann.“ „Um der Kälte willen will der Faule nicht pflügen, ſo muß er in der Ernte betteln und nichts kriegen.“ „Frühe ſäe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird; und ob's beides geriethe, ſo wäre es deſto beſſer.“

Man ſieht in dieſen Sprüchen recht leibhaft die angeſtammte Arbeitsklugheit des Volkes Iſrael, durch welche es trotz aller Zerreißung, trotz allem Druck und Elend doch

immer wieder reich und mächtig geworden ist. Der Schacherjude kann diese Sprüche Salomonis ebenso ernsthaft im Munde führen, wie der Arbeiter des höchsten und edelsten Styles. Die Arbeit ist da empfohlen um des äußeren Lohnes und Gewinnes willen, zur Steuer der Leibesnothdurft; den sittlichen Erfolg für den Einzelnen und die Gesammtheit hat der weise Salomon im Sinn behalten.

Es waren solche Sprüche die ächten und gerechten Rationalistentexte, worüber namentlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts viel Nützliches von allen Kanzeln gepredigt wurde. Das verkümmerte, verarmte deutsche Volk bedurfte damals der hausbackensten Lehren, die es kurzweg über seinen Profit aufklärten. In frischeren Zeiten zeigt einem Jeden der eigene Mutterwitz den Profit des Fleißes. Dagegen wird es allezeit eine heilige Pflicht des Geistlichen seyn, die sittliche Kraft und Weihe der Arbeit seiner Gemeinde an's Gewissen zu legen. Bei allgemein gesunkener Arbeitskraft und Arbeitslust freilich mochten auch jene Feld- und Wiesenpfarrer von Anno achtzig berufen seyn, welche die Kanzel als einen ökonomischen Lehrstuhl, die Kirche als einen Gewerbe- und Ackerbauverein, die Gemeinde als einen Arbeitercongreß faßten, im Salomonischen Sinne den Nutzen des Fleißes verkündend. Wer vor Kornbauern stand, der hatte in dem Spruch „frühe säe deinen Samen" einen guten Haken, daran er allerlei Aufklärung über die beste Zeit der Aussaat knüpfte, und wer im Gebirge den Viehzüchtern predigte, dem mochte der Vers willkommen seyn: „Wenn man Milch stößet, macht man Butter daraus" (Spr. Salom. 30, 33), zu einem Excurs über die beste Milch-, Butter- und Käsewirthschaft. Vom Kartoffel-

und Kleebau steht noch kein Wort in der Bibel; dennoch wurde vor hundert Jahren von der Kanzel herab bei den hartköpfigen Bauern nicht weniger für dessen Aufnahme gewirkt, als jetzt in ähnlichen Dingen durch die landwirthschaftlichen Vereine. Was heute eine Entweihung der Kanzel wäre, war es darum nicht zu jeder Zeit. Preist man doch auch die colonisirenden Mönche des früheren Mittelalters mehr ob ihrer wirthschaftlichen als ihrer theologischen Weisheit.

Dem gemeinen Manne genügt kein bloßer Kapuzinerdank für seine Arbeit, und der mosaische Spruch, „du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden" ist darum Volkssprüchwort geworden. Das bibelfeste Volk weiß auch, daß dieses Gebot vom Apostel Paulus zweimal wiederholt wird, in den Briefen an die Korinther und an Timotheum. Auch der klagende Jeremias ruft Wehe über den, „der den Nächsten umsonst arbeiten läßt und gibt ihm seinen Lohn nicht," und Christus selber sagt bei Lucas: „ein Arbeiter ist seines Lohnes werth." Eine Sentenz, die solchergestalt durch die ganze Bibel geht und jedem Stande so süß klingt, mußte sich dem Volke wohl besonders tief einprägen. In Luther's kleinem Katechismus, den man in den Schulen gebraucht, wird bei der „Haustafel" von den Pflichten und Rechten verschiedener Stände gehandelt. Es wäre da ein schöner Platz gewesen, auch der Arbeitspflicht und biblischer Arbeitssprüche zu gedenken; allein von den vielen Sprüchen dieses Inhaltes kommt dort nur der eine vor: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden. Und ein Arbeiter ist seines Lohnes werth." Und zwar wird dieser Spruch in der „Haustafel" (wie allerdings auch in dem

Pauliniſchen Briefe) zunächſt den Geiſtlichen zu gut geſchrieben. Doch möchte auch von den andern Ständen jeglicher gern dieſer dreſchende Ochſe ſeyn. Der Sinn der Bibelſprüche bildet und beugt ſich überhaupt im Munde des Volkes ſo vielgeſtaltig, wie die Melodie des Volksliedes. Jede Auslegung die ſich bildlich oder buchſtäblich, in Milde oder Gewalt in die Worte legen läßt, wird hineingedeutet ohne Rückſicht auf den urſprünglichen Zuſammenhang des Verſes. Ein Bibelvers darf in hundert ſubjectiven Farben des Ernſtes und Humors verſetzt werden; dennoch glaubt das Volk, daß ihm die magiſche Kraft des göttlichen Wortes bleibe. Und verfährt man nicht in Predigten und Katechismen oft ganz ebenſo? Darum iſt es ja wohl auch den Waſchweibern nicht zu verargen, wenn ſie den Spruch vom dreſchenden Ochſen zu einem beſondern Wahlſpruch ihrer Zunft gemacht haben und das Maul, welches man nicht verbinden ſoll, im volksthümlichen Doppelſinne nehmen, vermeinend, es ſey ihnen zugleich das Recht des Gewäſches beim Wäſchen bibliſch verbrieft.

Im Dämmerſchein unſerer Volksſitte geiſtet noch heutzutage gar mancher moſaiſche Brauch, den Viele für urdeutſch, oder, wie man ſo gemeinhin ſagt, für „mittelalterlich“ halten. Wie oft ſtößt nicht der Hiſtoriker der Nationalökonomie auf altteſtamentliches Herkommen in der Naturalwirthſchaft des Mittelalters! So ſey hier auch um des altteſtamentlichen Urſprungs willen einer deutſchen Bauernſitte gedacht, die ſich einreihet in das große Kapitel von „Armuth und Arbeit.“ Bettlern ſoll man ein Almoſen nicht ſchenken, ſolange man ſie ein Almoſen kann erarbeiten laſſen. Denn die Arbeit

adelt auch den Bettelſack und ein erarbeitet Geſchenk demüthigt nicht. Dieſe Weihe der Arbeit aber, die ſich ſelbſt auf des Bettelmanns Gnadenbrod erſtreckt, iſt geahnt und gar ſinnig ausgeſprochen in einem moſaiſchen Gebot. Es ſtehet geſchrieben 3. Moſ. 19, 9 und 10: „Wenn du dein Land einernteſt, ſo ſollſt du es nicht an den Enden umher abſchneiden, auch nicht alles genau auffammeln. Alſo auch ſollſt du deinen Weinberg nicht genau leſen, noch die abgefallenen Beeren aufleſen; ſondern den Armen und Fremdlingen ſollſt du es laſſen.“

Dieſes Gebot haben ſich die deutſchen Bauern gemerkt, und wenigſtens der naive Theil, bei dem die poetiſche Sitte noch nicht gar von der Regel de tri aufgefreſſen ward, handelt noch darnach. Der Bauer von guter alter Art läßt auf ſeinem Felde reichlich Aehren ſtehen und liegen für die Aehrenleſer. So kann der Arme mit ihm die Arbeit theilen, und zugleich das Feſt der Arbeit. Es wird dabei viel Zeit verloren, denn was der Schnitter mit Einem Tritt und Schnitt hätte einbringen können, das ſchneiden und leſen jetzt zwei, die hinter einander dreinlaufen. Allein ich möchte den alſo Rechnenden nur auf einen Augenblick in die Dorfſchule führen, damit er ſehe, daß ſolcher Zeitverluſt nicht allweg Verluſt iſt. Wenn beim Erntebeginn alle Hände zu thun kriegen, dann gibt der Schulmeiſter den größern Bauernkindern etliche freie Tage, rechte Jubeltage; denn nichts freut das Kind lebhafter, als wenn es einmal Mannesarbeit mitthun darf. Wo man noch Aehren liest, da werden nun dem Betteljungen wie dem reichen Kind dieſe Arbeitsfeiertage gemeinſam, der grelle Gegenſatz von Arm und Reich ſchneidet noch nicht durch die Seele der Kinder, und der Arme lernt

zufrieden ſeyn in ſeiner Armuth. Er hat ja auch ſein Grundſtück und zwar das größte, nämlich die Aecker aller guten Leute, und die reichen Kinder beneiden oft die armen und finden es luſtiger, barfuß Aehren zu leſen, als beſchuht Garben zu häufen. Wie ganz anders, wo der Bauer keine Aehre mehr liegen läßt, ſondern dafür ein Almoſen in den Klingelbeutel wirft, wo dann mannsſtarke Rangen betrübt bei ſchwachen ABCſchützen in der Schule ſitzen bleiben, indeß ihre reichen Altersgenoſſen zur Mannesarbeit auf den Acker eilen, und ſolchergeſtalt aller Groll, Schmach und Neid der Armuth ſchon auf den Schulbänken empfunden wird! Geregelter mag Almoſen in Geld vertheilt werden, aber wo es auf dem Felde miterarbeitet wird, da denkt der Arme nur halb, daß Menſchen ihm die Gabe ſpenden; denn er ſieht, daß Gott, der Obereigenthümer über des Hunderttauſendgulden-Mannes Gut wie über des Bettelmannes Pfennig, auch für ihn das Korn voll oder mager hat wachſen laſſen. So ſtellt auch der Müller die Getreidebüſchel der Armen neben die Garben der Reichen und mahlt ſie für Gotteslohn. Läßt doch auch der reiche Bauer, eingedenk des moſaiſchen Gebotes, nicht ſelten etliche Aepfel am Baume hängen, daß die armen Kinder „ſtoppeln“ können, wenn alle Ernte eingethan und „Stoppelfreiheit“ auch für die Bäume gegeben iſt. Das Verfahren iſt gar nicht rationell; mancher tragbare Zweig wird dabei nutzlos heruntergeſchlagen. Allein die Freude der Jungen, die ſich nun auf freier Pürſch durch eigene Kraft und Gewandtheit auch noch einen Apfel heimholen dürfen zu dem halb geſchenkten, halb erarbeiteten Brod, iſt auch ein tragbarer Zweig, an welchem die Frucht der Genügſamkeit

und Arbeitsluſt ſelbſt beim Betteljungen reifen kann. Uebrigens klopft mir hier ein Polizeimann auf die Schulter und meint, mitunter reife an dieſem Zweig auch die Frucht des Diebsgelüſtens, und der Zweig könne ſich zuletzt wohl gar zum tragbaren Querbalken eines Galgens auswachſen.

Ein altteſtamentlicher Spruch (Pred. Sal. 5, 17. 18) fordert uns auf, fröhlich zu ſeyn in unſerer Arbeit und nennt dieſe nicht einen Fluch, ſondern eine Gabe Gottes, dazu auch, daß man „eſſe und trinke für ſein Theil.“ So volksthümlich nun dieſer Spruch erſcheinen möchte, ſo klingt er doch kaum in ächten Sprüchen und Redeweiſen des Volkes wider. Der Ungebildete redet viel lieber vom ſauern als vom ſüßen Tagewerk und erſt in den höchſten Formen menſchlichen Schaffens tritt die begeiſterte Luſt der Arbeit ohne Rückſicht auf Lohn und Erfolg bewußt zu Tag.

Viel gemeinverſtändlicher und darum im Volksmunde mannichfach variirt iſt ein Arbeitsſpruch Jeſus Sirachs (31, 27): „Nimm dir etwas vor zu arbeiten, ſo widerfährt dir keine Krankheit.“ So erwähnt ſchon Zinkgreff unter den „ſcharfſinnigen Sprüchen der Deutſchen,“ über aller Weisheit der Doctoren von Salerno ſtehe die erſte Geſundheitsregel, welche der Herr ſelber ausgeſprochen: „Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen.“ Der Bauer meint, in der Ernte habe er keine Zeit, krank zu werden, und was man im erarbeiteten Hunger dem Bäcker zum Gewinn gebe, das ziehe man dem Apotheker ab.

Wir finden alſo den göttlichen Befehl der Arbeit und daneben die Arbeitsklugheit vorzugsweiſe im Alten Teſtament geprediget, und beides ſind höchſt volksfaßliche Dinge.

Reichere und tiefere Gedanken birgt das Neue Teſtament, und mehrere Stellen des Alten, in welchen die Gefahr der blos aus Klugheit erwachſenen Arbeit angedeutet iſt, weiſen bereits auf jenes hinüber. So beſonders das merkwürdige Wort Hiobs (31, 34): „Habe ich das Gold zu meiner Zuverſicht geſtellt und zu dem Goldklumpen geſagt: mein Troſt? Habe ich mich gefreut, daß ich groß Gut hatte und meine Hand allerlei erworben hatte?“ Hier führt der geſchlagene Hiob den Arbeitserwerb gar im Sündenregiſter auf, und ſo ſteigt uns ſchon aus dämmernder Urzeit die Ahnung entgegen, daß die Arbeit blos um des Gewinnes willen ein Fallſtrick des Böſen ſey. Es geräth der alte Dulder hierdurch freilich in einigen Widerſpruch mit der modernen Nationalökonomie, prophezeit aber zugleich die tiefſinnige Arbeitsmoral des Neuen Teſtamentes. Heutzutage könnte höchſtens der Künſtler, Gelehrte und Schriftſteller mit dem armen Hiob ſich fragen, ob er durch Arbeit um's Geld geſündigt habe? Denn für's Geld, ja für's Brod zu denken, ſchreiben, malen, dichten, gilt wohl für verächtlich, nicht aber das Handeln, Gewerben, Landbauen und Staatsamtiren für's Geld. Das heißt, wir beginnen von oben nach unten die Arbeit auch nach ihrer ſittlichen Idealität zu werthen; der volle Adel und die höchſte Ehre aller Arbeit aber wird erſt dann allem Volke gewonnen ſeyn, wenn auch der letzte Handarbeiter mit Hiob in ſeinem Sündenregiſter ſich fragt, ob er das Gold zu ſeiner Zuverſicht geſtellt und ſich gefreut habe, daß er groß Gut beſeſſen und ſeine Hand allerlei erworben habe.

Das Buch Jeſus Sirach gehört zwar zu den Apokryphen, „ſo der heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich

und gut zu leſen ſind." Es hat aber dennoch bei mancherlei trivialen Arbeitsregeln einige Sprüche über unſer Thema, welche tiefer greifen, als die Wirthſchaftsklugheit der kanoniſchen Bücher Salomonis. So im 26. Kapitel, am 27. und folg. Vers: „Ein Kaufmann kann ſich ſchwerlich hüten für Unrecht und ein Krämer für Sünden. Denn um Gutes willen thun Viele Unrecht, und die da reich werden wollen, wenden die Augen ab. Wie ein Nagel in der Mauern zwiſchen zweien Steinen ſtecket, alſo ſtecket auch Sünde zwiſchen Käufer und Verkäufer." Ein Pfälzer, weniger mit Theologie als mit Mutterwitz gerüſtet, meinte, um dieſes Verſes willen ſey es wohl, daß die engliſchen Bibelgeſellſchaften die deutſche Lutherbibel durchaus nicht nach deutſcher Art mit den Apokryphen drucken wollten. Denn ein Volk, deſſen Politik nach dem Handel und deſſen Staatsmoral nach der Bilanz ſich beſtimme, könne einen ſolchen Vers doch nimmermehr in ſeiner Bibel dulden. Jedenfalls iſt der Handel unter allen Berufen derjenige, bei welchem der Geldgewinn zumeiſt als das letzte und höchſte Ziel der Arbeit gefaßt wird. Um ſo würdiger erſcheint dann freilich der wahre Kaufmann, der nicht blos für's Geld arbeitet. Eingedenk des Spruches, daß ſich ein Kaufmann ſo ſchwer hüten kann für Unrecht und ein Krämer für Sünden, nennt die deutſche Volksrede Jeden einen „Krämer," der in ſeinem Berufe nur auf den Profit ſinnt, und bezeichnet mit „handeln" im engeren Sinne jenes trügeriſche oder doch lügneriſche Vorbieten im Kleinverkehr, bei welchem der Verkäufer anfangs einen Preis hoch über dem wirklichen Werth der Sache fordert und es dann der Ausdauer und Keckheit des Käufers überläßt, den Preis auf ſeine richtige Tiefe hinabzufeilſchen.

Daran mahnt wohl zunächst auch jener altdeutsche, dem Sirach nachgebildete Spruchvers: „Lügen und Trügen sind so werth, daß man ihr' zu allen Käufen begehrt.“ Daß die Unsitte des Vorbietens bei uns eine uralt eingewurzelte sey, bezeugen genauer alte Sprüchwörter wie etwa: „Forder' was unrecht, so erlangst du was recht;“ „Begehr' viel, es wird dir dennoch wenig genug.“ Vorbieten nannte man im 16. Jahrhundert „uff nürnbergerisch handeln;“ daher der Spruch: „Nürnberger Gebot ist halb ab, das macht rechte Käuf'.“ Da die Nürnberger jetzt nicht mehr fünfzig Procent vorschlagen, sondern wohl gar zu „festen Preisen“ feilbieten, so mögen wir uns auch in diesem Stücke immerhin einigen Fortschrittes getrösten.

Ein polnischer Schacherjude, der in meiner Jugend eine allbekannte Charakterfigur am ganzen Mittelrhein war, speculirte mit ächtem Judenwitz auf den Humor jenes „Nürnberger Handelns,“ indem er dasselbe auf den Kopf stellte und mit dem Käufer um die Wette von dem anfänglich geforderten Wucherpreise sich selber herunterbot, seine Trödelwaaren, womit er hausiren ging, auch nicht anpries, sondern schlecht machte und dennoch guten Gewinn zu erzielen verstand. Diese Selbstverspottung des Schachers gefiel den Bauern so über die Maßen, daß sie gar nicht merkten, daß der Jude zuletzt und folglich am besten lachte. Wie man von unehrlicher Arbeit spricht, so könnte man auch von ehrloser Arbeit reden, die den Arbeiter über dem Wetten und Jagen nach Gewinn alle persönliche Würde vergessen läßt. Die Volksanekdote versinnbildet diese ehrlose Arbeit in dem Reisesegen, den eine jüdische Mutter ihrem auf dem Schacher in die Welt ziehenden Jüngelchen soll mitgegeben haben: „Laß

dich ſtoßen, laß dich ſchlagen, laß dich treten, laß dich anſpeien und werfen in das Hundeloch: aber reich mußt du werden.“ Volkswitz und Volksrohheit ſündigen in dieſem Stücke viel auf die Juden; allein das Alte Teſtament ſchon zeigt allerdings in ſeinen Arbeitsgeboten, in ſeinen Regeln der Arbeitsklugheit und ſelbſt in ſeinen Mahn- und Warnſprüchen vor der Gier des Gewinnes eine große Kluft des hebräiſchen und des germaniſch-chriſtlichen Geiſtes in der Grundanſicht über die höchſten Ziele der Arbeit. Nur dürfen wir uns nicht einbilden, als ob die große bildungsloſe Maſſe unſeres Volkes, wenn ſie auch den Unterſchied ahnt, thatſächlich ſchon ebenſo ſicher zum höhern Ideale der Arbeit vorgeſchritten ſey.

Zweites Kapitel.

Neuteſtamentliche Arbeitsmoral.

In den Evangelien ſollte der Nationalökonom vor allen Dingen das vierzehnte Kapitel des Marcus aufſchlagen. Es gab eine Zeit, wo man gar ſuperklug ſchied zwiſchen „productiver und unproductiver Arbeit“ und für productiv nur jene wollte gelten laſſen, welche der Nothdurft oder auch dem Wohlleben des Leibes dient, ſo daß, nach Friedrich Liſts ſpottender Anwendung, wer Schweine erzieht, productiv gearbeitet hätte, wer Menſchen erzieht, unproductiv. Der Gedanke, daß vollends gar alle Arbeit, welche blos dem Schmucke und der Weihe des Lebens diene, unnütz ſey, iſt aller Halbbildung ſo tief eingewachſen, daß die überwiegend größere Maſſe unſers Volkes noch lange in demſelben befangen bleiben wird. Als Jeſus zu Bethanien war und ein Weib ein Glas mit „ungefälſchtem und köſtlichem Nardenwaſſer“ auf ſein Haupt goß, wurden etliche unwillig und ſprachen: was ſoll doch dieſer Unrath? „Man könnte das Waſſer mehr denn um dreihundert Groſchen verkauft haben, und daſſelbe den Armen geben.“ Nach der Parallelſtelle beim Evangeliſten Johannes war es Judas Iſcharioth ſelber, der große Rechenmeiſter, der ſo trefflich verſtand, reich zu werden, welcher dieſe Frage erhob. Jeſus aber ſprach: „Laſſet ſie mit Frieden; was bekümmert ihr ſie? Sie hat ein

gutes Werk an mir gethan. Ihr habt allezeit Arme bei euch; und wann ihr wollet, könnet ihr ihnen Gutes thun; mich aber habt ihr nicht allezeit. Sie hat gethan, was sie konnte; sie ist zuvorgekommen, meinen Leib zu salben zu meinem Begräbniß. Wahrlich ich sage euch: wo dies Evangelium geprediget wird in aller Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtniß, das sie jetzt gethan hat."

Dieser Text ist so gewaltig, daß er keines weiteren Wortes bedarf. Es gibt Melodien, die man nur verschlechtern kann, indem man sie variirt oder ausspinnt. Darum möge ein Jeder für sich aus den Worten Christi herausempfinden, wie hoch der Herr selber jene unnütze Arbeit gewerthet hat, die unsere materiellen Güter nicht vermehrt, aber unser Daseyn verschönert, schmückt und weihet. Die Geschichte von der Salbung zu Bethanien ist ein rechter Text der Erhebung für Künstler, die um Gotteswillen dem Ideale nachringen in dieser materiellen Zeit.

Ich hörte einen berühmten Nationalökonomen Klage erheben, daß von der Kanzel herab so selten dem Volke die heilige Pflicht der Arbeit gepredigt werde; denn wer die Gemeinde zum Fleiße ermahne, der führe sie damit von selber auch zum christlichen Wandel und zum äußern Wohlstand und Gedeihen obendrein. Dies ist ganz richtig. Allein wenn der Pfarrer vorwiegend oder gar ausschließlich zum Arbeitseifer schlechthin erziehen wollte, so bedürfte er des Neuen Testamentes nicht und könnte sich's an Salomons Weisheit und Mosis Geboten genügen lassen. Das Neue Testament bekräftigt freilich diese Gebote, wenn es auch nicht so klug spricht, wie Salomo, und Pauli schneidender Spruch: „So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen," hat schon

manchem faulen Gesellen messerscharf in's Gewissen geschnitten. Auch wissen's die Arbeiter wohl, daß sich der weisheitvollste Apostel seines Handwerks gar nicht schämte und zu Korinth bei dem Juden Aquila aus Ponto einsprach, weil derselbe, gleich ihm, seines Zeichens ein Teppichmacher war. Ferner, daß er ächt volkswirthschaftlich schreibt und jenen Idealisten zum Trutz, die blos ehrenhalber arbeiten möchten: „Wir haben nicht umsonst das Brod genommen von Jemand, sondern mit Arbeit und Mühe Tag und Nacht haben wir gewirket, daß wir nicht Jemand unter euch beschwerlich wären. Nicht darum, daß wir deß nicht Macht haben, sondern daß wir uns selbst zum Vorbild euch geben, uns nachzufolgen." Auch klingen mit ganz besonders volksthümlicher Kraft die Worte Pauli an die Thessalonicher: „Wir hörten, daß etliche unter euch wandeln unordentlich und arbeiten nichts und treiben Vorwitz. Solchen aber gebieten wir und ermahnen sie durch unsern Herrn Jesum Christ, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigen Brod essen." Dazu der Mahnruf an die Epheser: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen."

Allein viel nachdrücklicher noch als diese Arbeitsgebote betont das Neue Testament den Satz, daß die salomonisch kluge Arbeit blos um des Gewinnes willen zum Verderben führe, es gibt die Kehrseite der reinen Wirthschaftsregel und stellt sich in der Arbeitsfrage auf die einsame Höhe des rein sittlichen Gedankens. Der Mutterwitz des Volkes sagt ganz richtig: „Müßiggang ist aller Laster Anfang," allein die Schrift sagt ebenso wahr: „der Geiz ist die Wurzel alles Uebels," und

doch kann der Geizhals der fleißigste Mann seyn, ausgemergelt und abgerackert in Arbeit. Der Wohlstand eines Volkes kann wunderbar wachsen durch eine rechte Kernschaar habgieriger Arbeiter, von denen Mann für Mann schafft, daß er aus Geldsucht die Gelbsucht kriegt und daß ihm 's Begehrfieber zuletzt das Zehrfieber an den Hals zieht. Die Sittlichkeit eines Volkes aber wird nicht wachsen durch solche Kapitalarbeiter. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon," heißt es im Evangelium. Paulus nennt im Epheserbrief die Geizigen „Götzendiener." „Lasset euch begnügen an dem, das da ist," ruft er den Hebräern zu. Die beschnittenen und unbeschnittenen Hebräer unserer Tage aber sehen den Lebenskeim alles Fortschrittes just darin, daß auch in den materiellen Gütern kein Mensch sich an dem genügen lässet, das da ist. „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke," schreibt der Apostel. Indem Jeglicher für sich trachtet reich zu werden, erblüht die höchste allgemeine Cultur, schreibt dagegen der moderne Volkswirth. Der Prediger vom Berge ruft: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen." Der Spruch klingt nicht sehr erbaulich für Kapitalisten, und die Geschichte vom reichen Jüngling läßt sich in einer biblia pauperum leichter illustriren als in einer Bilder-Prachtbibel mit Silberkrampen. „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen," konnten die Apostel wohl schreiben, denen befohlen war, daß sie nichts bei sich tragen sollten auf dem Wege, „denn allein einen Stab, keine Tasche, kein Brod, kein Geld im Gürtel; sondern wären geschuhet und daß sie nicht zwen Röcke trügen."

Allein wohin kämen wir mit unſerm tauſendäderigen Arbeitsorganismus, wenn ſich jeder an Nahrung und Kleidung wollte genügen laſſen! Die Bibel iſt kein Lehrbuch der Nationalökonomie. Schwärmer aller Art vom beſchaulichen Eremiten bis zum weltumwälzenden Communiſten haben ſie als ſolches gefaßt und beſtätigten unfreiwillig zuletzt doch nur das Wort St. Ulrichs: „Wenn man die Bibel zu ſehr drücket, ſo läuft ſtatt Milch Blut heraus.“ Allein wenn uns auch die Schrift nicht den wirthſchaftspolitiſchen, ſondern den ſittlichen Wandel lehrt, ſo muß doch die Moral in der wahren Wirthſchaftspolitik enthalten ſeyn.

Das Neue Teſtament hebt mit beſonderem Kraftwort die Verderbniß des einſeitig materiellen Erwerbs hervor und ergänzt hier das Alte, welches uns den Segen des Erwerbs vor Augen hält. So ergänzt auch das Neue Teſtament die Weisheit einer ächten Wirthſchaftspolitik; es befehdet ſie nicht. Es zeigt, daß nicht Gewinn und Lohn, ſondern die ſittliche Kraft des Ringens in der Arbeit das Menſchenwürdigſte ſey. Dieſer Gedanke fand beſonders lauten Widerhall im deutſchen Geiſte, der einen eigenſten Zug ausgeſprochen weiß in dem bekannten Worte Leſſings, daß er, wo ihm Gott in der einen Hand das Streben nach Wahrheit und in der andern die Wahrheit ſelber böte, nach dem Streben greifen würde. So heißt uns, wie der Theolog das Leſſing'ſche Wort in's bibliſche überſetzt, auch Chriſtus ſuchen, damit wir finden, und hat uns nirgends das fertige Wiſſen geſchenkt, ſondern nur Pflicht und Kraft des Suchens. Nicht Faulheit predigt der Apoſtel, ſondern die unendlich höhere Werthung der Arbeit als des Beſitzes, und nicht den

Faulen, ſondern den Armen iſt das Evangelium verkündet. Seit uralter Zeit hat dieſe neuteſtamentliche Arbeitsweisheit eine gleichklingende Saite unſeres Volksgeiſtes angeſchlagen. Die genügſame Arbeitsfreudigkeit des ächten Bauern und Handwerkers, der Preis der Armuth in Volkslied, Sprüchwort und Sage, die Selbſtbeſchränkung, ja der Stolz der Armuth beim deutſchen Geiſtesarbeiter hängt damit zuſammen. Nichts widert ein wahrhaft deutſches Gemüth ärger an, als Schacher, Profitmacherei und Geldfreſſerei. Wenn goldgelohnte Habgier irgendwo entehrt, ſo iſt es bei uns. Wir ſind in Reichthum und Arbeitsklugheit tauſendmal beſiegt worden von andern Völkern, aber nie in der ritterlichen, adelnden Uneigennützigkeit der Arbeitsluſt. Chriſtliches Bewußtſeyn hat ſich hier mit deutſch-nationalem wahlverwandt zuſammengefunden. Und ſo mag der Pfarrer immerhin über den Text des Alten Teſtamentes predigen, daß man arbeiten ſolle, um in Ehren und Gedeihen zu beſtehn, aber er vergeſſe auch nicht mit Chriſto und den Apoſteln zu predigen, daß man arbeiten ſolle um Gottes und nicht um Geldes willen, daß man ſich's nimmer genügen laſſe im Ringen und Schaffen, aber genügen laſſe im Lohn, daß die ſittliche Würde der Arbeit ihr reinſter Erfolg ſey und nicht der Gewinn.

Und man glaube nicht, dies faſſe blos der Bildungsmenſch; auch des gröbſten Bauern Fühlhörner ſind immer noch fein genug, daß er ſpürt, es zieme dem Pfarrer nicht, die bloße Kunſt des Erwerbens und Gedeihens von der Kanzel zu verkünden; denn er iſt eben ein deutſcher Bauer und auch der Maſſivſte unſeres Volkes hat doch immer Gottlob ein Stück von einem Idealiſten.

VII.

Wie das Volk den Fleiß werthet.

Erstes Kapitel.

Gangbare Vorurtheile.

Wir wollen nicht blos den Erfolg unserer Arbeit für das Gemeinwohl anerkannt sehen, sondern mehr noch den Aufwand sittlicher Thatkraft, den Fleiß, womit wir jenen Erfolg errangen. Und das von Rechtswegen. In unserem persönlichen Fleiße ruht der Kern unserer wahren socialen Würde. Mag der beneidete und gehaßte Glückliche, welcher müßig von ererbten Renten lebt, mittelbar noch so befruchtend auf fremden Fleiß wirken, man dankt es ihm nicht, und das Volk wird die äußeren Ehren, worin er glänzt, im stillen Sinne doch für unverdiente Ehren halten. Nicht weil Jener so viel hat, haßt der Besitzlose einen solchen Glücklichen, sondern weil er so wenig thut.

Die allgemeine Anerkennung der sittlichen Thatkraft des Fleißes in allen Berufen ist darum ein Grundpfeiler des inneren Friedens der bürgerlichen Gesellschaft. Denn den Gedanken, daß Gedeihen, Lohn und Erfolg der Arbeit ungleich vertheilt sind, erträgt der Vernünftige leicht, nicht aber, daß irgend Einer ungestraft faullenzen dürfe auf Kosten fremden Fleißes.

Trotz aller Cultur sind wir aber noch gar weit entfernt, fremden Fleiß überall zu erkennen und im Vergleiche mit

dem eigenen gerecht zu werthen. Aus dieſer Befangenheit quillt Unruhe und Unfriede in der Geſellſchaft, ja ſie iſt die Mutter der meiſten ſocialen Revolutionen.

Faſt jeder Beruf glaubt, ihm ſey der Fluch ſchwerſter Mühſal der Arbeit zugefallen; denn die Plage *unſeres* Schaffens ergründen wir freilich zu jeder Stunde, bei dem *fremden* dagegen ſehen wir meiſt nur die Frucht des Tagewerks und den Feierabend. Am höchſten ſteigt ſolche gegenſeitige Ungerechtigkeit bei grundverſchiedenen Berufen und iſt hier gewiß ſo alt, wie die Theilung der Arbeit ſelber. Wer ſich durch ſeiner Hände Arbeit nährt, der glaubt kaum, daß Geiſtesarbeit den gleichen Schweiß koſten könne, er ahnt nicht, daß der Geiſtesarbeiter inwendig ſchwitzt; umgekehrt achtet der Mann des geiſtigen Berufes die Mühen des Handarbeiters oft viel zu klein. So erwächst dort Neid, hier Hoffahrt, überall aber ein höchſt ungerechtes Urtheil über die Ehre fremder Arbeit.

Es iſt faſt luſtig, dies gegenſeitige Verkennen im Einzelnen zu belauſchen. Der ächte Bauer begreift nicht, daß mit Gedanken arbeiten ein ſo ſchwer und ſauer Ding ſey, und durcharbeitete Gedanken ſchlagend ordnen und ausſprechen, ein kunſtvolles Werk. In dunkleren Zeiten hält er den Geiſtesarbeiter für einen Hexenmeiſter und in helleren für einen Tagedieb. Ihm däucht, der Pfarrer habe es doch beſonders bequem, da er vornehmlich nur zu denken und zu reden habe. Verehrt er in ihm noch gläubig den Prieſter, dann mag er den Hochwürdigen immer noch als den Mann der oberſten Würde in der Geſellſchaft anſehen, aber dieſe Würde iſt ihm eine magiſche, nicht die natürliche Würde der

Arbeit. Reiche faule Bauernjungen ſtudiren nicht ſelten „geiſtlich," weil es nach gangbarer Rede der Pfarrer am beſten hat; denn er hat nichts zu thun.

Das Schreiben iſt dem Bauern ſchon eine etwas gearbeitetere Arbeit; denn er ſelber ſchüttelt die Buchſtaben nicht ſo leicht aus dem Aermel, wie die Gedanken und Worte. Darum mißt er auch die Mühſal geiſtiger Arbeit oft genug nach dem Außenwerk des Schreibens. Der Pfarrer, welcher eine geſchriebene Predigt abliest, dünkt vielen Gemeinden fleißiger, als wenn er doppelt ſo erbaulich „aus der Fauſt ſpricht." Man ſieht, jener Mann hat doch am Samſtag etwas gethan! Der Anwalt, welcher in weitſpuriger Advokatenſchrift Bogen auf Bogen thürmt, iſt ſolchem Bauernurtheil ſchon ein ſtrengerer Arbeiter als der Pfarrer; dagegen meint unſer Bauersmann, wenn der Doctor ein paar Worte Apothekerlatein kritzele und für ſo ein Recept gleich einen Sechsbätzner einſtecke, ſo ſey dies doch ein leichter Verdienſt. Kein Wunder, daß 1848 ſo viele Bauern-Petitionen um Minderung der ärztlichen Taxen an die Kammern kamen!

Wie der Bauer hier nur den letzten und leichteſten Zug der Arbeit kennt und dieſen für die volle Arbeit hält, während er den ganzen jahrelangen Aufwand von Kapital und Arbeitskraft überſieht, der dem Schreiben des Receptes vorhergehen mußte, ſo unterſchätzt der Handarbeiter überhaupt darum ſo leicht den Fleiß des Geiſtesarbeiters, weil ihm der Blick in das Ganze ſolcher Arbeit fehlt. Der Maler mag in wenigen Stunden eine treffliche Skizze vollenden, indeß der Schnitzer tagelang hobelt und ſchnitzt, um einen Rahmen darum zu machen. Dennoch kann in der aus dem Aermel

geſchüttelten Skizze zehnmal mehr Fleiß ſtecken, als in dem langſam und mühevoll zuſammengebofſelten Rahmen, weil ſo viel mehr Lernfleiß vorangehen mußte, bis der Maler die Skizze, als bis der Schnitzer den Rahmen zu machen gelernt hatte.

Doch nein! So will das Volk nicht gewettet haben. Es rechnet den vergangenen Fleiß nicht, wenn es ein Lob für die gegenwärtige That ausmißt. Aber wer will ſich unterfangen, den Fleiß zu wägen, in welchem der ſchaffende Geiſt ringt in den Geburtswehen der Geiſtesarbeit! Die bloße Wahl, ob wir einen Zug im Werke ſo oder anders ſetzen wollen, kann, indem wir ſcheinbar nichts thun, einen unendlich größern Aufwand von Thatkraft fordern und unſer Gehirn ärger zermartern als tagelange Handarbeit. Schöpferiſche Naturen arbeiten oft inwendig am heißeſten, wenn ſie müßig umhergehen und ihr Werk äußerlich keinen Fortgang nimmt. Der Handwerker ſetzt der Arbeit das Spazierengehen entgegen; er ahnet nicht, daß der Gelehrte beim Spazieren aufreibend fleißig ſeyn kann, nachgehends beim Schreiben aber ſich leidlich ausruht.

Es ſind aber nicht blos die Bauern und Handarbeiter, welche ſolchergeſtalt fremden Fleiß unterſchätzen; weil ihnen der Hellſeherblick des geiſtigen Auges fehlt. Nur tiefere Bildung hilft Jeglichem hier zu gerechtem Urtheil.

Die Volksſage erzählt von dem in ſeiner Art genialen Gründer eines weltberühmten Bankhauſes, daß er blos zweierlei Geiſtesarbeit unterſchieden habe, nämlich rechnen, zählen, kaufmänniſch ſpeculiren und — geigen. Jeden Gelehrten, Staatsmann oder Künſtler nannte er einen Geiger; denn er

hielt ihre Berufe für eben solche Spielerei, wie die Arbeit jener Virtuosen, die in seinen Salons für Geld und gutes Essen ihr Stücklein aufspielten. Von dem Ernste und Fleiße in irgend einer andern Geistesarbeit hatte er keine Ahnung. Als der große Ruf Goethe's in dessen glänzendster Periode auch zu seinen Ohren drang, wünschte der Geldfürst einen Begriff von den Thaten des Dichterfürsten. Da man ihm aber dieselben zu schildern anfing, schnitt er den kaum begonnenen Bericht rasch mit den Worten ab: „Ah! also auch ein Geiger!"

Nun hielten aber die Proletarier, welche nicht denken konnten, was ein steinreicher Bankier denn eigentlich ernsthaft arbeite, ihrerseits diesen wiederum für einen „Geiger," und der Geldmann erlebte in seinen alten Tagen, daß er sein Haus von handfesten Schutzleuten mußte bewachen lassen, damit ihm revolutionäre Proletarierrotten dasselbe nicht über dem Kopf anzündeten, lediglich in dem Wahne, daß auch er blos — ein Geiger sey!

Da Mühsal und Fleiß der Arbeit so grundverschieden geartet ist nach den verschiedenen Berufen, so fehlt hier jedes Maß der Vergleichung, und wenn sechs der fleißigsten Leute aus allerlei Stand und Beruf ihr Thun gegenseitig so obenhin betrachten, so hält am Ende je Einer die fünf Andern blos für Geiger. Die Arbeitskraft von Maschinen aller Art kann man wohl nach der Einheit der Pferdekraft messen und vergleichen; wer aber bestimmt die „Pferdekraft," mit welcher täglich hier ein Grobschmied, dort ein Minister arbeitet?

Zweites Kapitel.

Maßstäbe des Fleißes.

Das gangbarste Maß des Fleißes ist wohl die Arbeitszeit; allein bei vergleichender Werthung der in verschiedenen Berufen entfalteten Kraft läßt es uns bald im Stich. Höchstens langt es, bei rein mechanischer Arbeit den Fleiß einzelner Arbeiter vergleichend zu messen. Die gemeine Rede nimmt allerdings lange Arbeitszeit und Fleiß schlechtweg für gleichbedeutend in hundert Bildern und Sprüchen. Und gewiß ist eine lange und geregelte Arbeitzeit überall eine Grundbedingung gesegneten Fleißes. Aber dieselbe gemeine Rede bezeichnet auch eine Arbeit, deren Fleiß sich rein nach der Zeit messen läßt, geringschätzend als Taglöhnerei. Die Arbeitszeit, welche für den einen Beruf lang erscheint, ist für den andern kurz, ja die höchsten und schwersten Berufe haben geradezu gar keine besondere Arbeitszeit, weil hier alle Zeit zur Arbeitszeit wird.

Ich will mich darüber deutlicher machen; denn eben der Wahn, als ob man nach Arbeitsstunden schlechthin den Fleiß messen könne, veranlaßt die ungerechtesten Urtheile einzelner Berufe über einander.

Der täglich zehn Stunden an die Schreibstube, die Werkstatt, die Fabrik gefesselte Beamte, Handwerker oder Tage-

löhner beneidet den Gelehrten, den Staatsmann, den Künstler, am Ende gar den König selber, die allesammt wenig oder gar nicht an solche feste Zeit gebunden sind. Er glaubt mehr zu thun als Diese, weil er einen so viel genaueren Maßstab seines Fleißes hat. Allein der mechanische Arbeiter, der seinen Fleiß genau nach Stunden messen kann, hat dafür ein unschätzbares Behagen voraus: den ächten Feierabend und ächte Feiertage. Für den eigentlich schöpferischen Mann dagegen gibt es keinen Feierabend. Schon Kaiser Sigismund sagte in diesem Sinne: „Die Esel haben es besser als die Fürsten; jenen lassen ihre Herren doch wenigstens Ruhe und schonen sie, wann sie fressen; diese schont man zu keiner Zeit."

Wahrlich mit Recht beneidet der beneidete freie Meister des Denkens und Dichtens, der Kunst und Erfindung, des schaffenden Vorbildes in jedem Beruf gar oft den gefesselten Tagelöhner, welcher freilich Stunde um Stunde im Schweiße seines Angesichts arbeiten muß, dann aber auch unbedingt sein Werk beschließt, wann die Abendglocke schallt. Den schaffenden Geist begleitet die Arbeit der Gedanken, wo er geht und steht, er legt sich mit ihr schlafen und wacht wieder auf mit ihr, er kann sie wohl gar im Traume nicht los werden; für ihn gibt es nur Einen ächten Feierabend — im Tode. Und wenn er auch nur mäßig, wählerisch, scheinbar spielend arbeitet: die härteste, aufreibendste Arbeit ist doch wohl, die keinen Abschluß kennt, keinen Feierabend. Manche eigenthümliche Gelehrtenkrankheiten der Nerven, des Blutes und Gehirns, die man gemeinhin aus dem Stillesitzen und der Stubenluft herleitet, wurzeln gewiß nicht minder darin,

daß der ſchaffende Kopf keinen Feierabend findet und ſo auch die leiblichen Organe des Denkens und Empfindens unglaublich raſch abnutzt. Aber nicht blos Denker, Dichter und Künſtler: jeder ſchaffende Meiſter, — und wäre er ein Bankier, dem die Dichter Geiger ſind — jeder Gründer und Lenker großer Unternehmungen arbeitet ſo ruhelos. Dies ſind die Leute, welche gar keine beſondere Arbeitszeit haben, weil ihnen alle Zeit zur Arbeitszeit wird. Geſellenfleiß iſt nach der Zeit meßbar, nicht aber Meiſterfleiß.

Freilich iſt den zeitloſen ſchöpferiſchen Arbeiten auch wieder ein Erſatz gegeben: bei ihnen birgt die Mühſal der Arbeit in ſich ſchon Genuß, während in den gemeſſenen Stunden des mechaniſchen Arbeiters faſt nur die Mühſal ſteckt und erſt nachher in der Feierſtunde der Genuß der Arbeit anhebt.

So waltet die Natur überall gerecht, und wenn wir die Naturgeſetze der Arbeit in all ihren feinen Zügen erkannt haben, dann werden wir ſelber auch neidlos gerecht werden gegen jegliche Art des Fleißes.

Anderſeits aber kann es zu ſocialen Revolutionen führen, wenn der Geſelle jenen unmeßbaren Meiſterfleiß nicht würdigen lernt. Der Haß und Neid des Proletariats gegen die großen Unternehmer beruht oft genug, ja gerade bei den edleren Naturen, auf dieſem Unverſtändniß. Aus zwei Motiven pflegt der kleine Handarbeiter ſeinen reichen Brodherrn heimlich zu haſſen. Viele ſind ſchlechtweg neidiſch, ärgern ſich, daß der Herr beſſer lebt als der Diener und meinen, auf Paſteten und Champagner habe Jeglicher ebenſogut ein angeborenes Recht, wie auf Luft und Waſſer. Sie beneiden

und wägen nicht die Arbeit, ſondern nur den rohen Genuß, der aus reichem Lohne ſpringt, auf hochdeutſch nennen ſie dieſen Neid wohl gar „die Fehde der Arbeit wider die Tyrannei des Kapitals!“ Solch gemeinſte Realiſten machen aber keine Revolution, ſie bilden nur den furchtbaren Troß derſelben.

Höhere idealiſtiſchere Naturen dagegen rechten mit ihrem Brodherrn zunächſt nicht um den Genuß, ſondern um den Fleiß. Sie ſagen: er iſſet ſein Brod unverdient, weil ſie ſeinen Fleiß nicht zu meſſen verſtehen, ſie ergrimmen, daß Jemand höchſter Würden und Güter theilhaftig wird, dem die ſittliche Würde des höchſten Fleißes fehlt, der, nach ihrer Meinung, viel weniger arbeitet, als ſie ſelber, ſeine unterſten Tagelöhner. Weil ihnen die Gerechtigkeit verloren ſcheint in unſerer Wirthſchaft, möchten ſie dieſelbe von Grund aus umwirthſchaften.

Solche Leute können gefährlich ſeyn; denn ſie gehen von einer ſittlichen Idee aus, um mißverſtandene Thatſachen damit zu meſſen. Wer dies aber thut, der kann ein Kehlabſchneider werden aus lauter Sittlichkeit. Auch der beſte Maßſtab trügt, wenn man den zu meſſenden Gegenſtand nicht klar vor Augen hat, und nur die ſcharfe Erkenntniß des Fleißes, der in der ruheloſen Geiſtesarbeit des Unternehmers ſteckt, bricht jenem edleren und doch ungerechten Groll des Arbeiters die Spitze ab.

Aber der gemeine Mann will ſchauen, um zu glauben; er will arbeiten ſehen, unſern Schweiß, unſere Mühe; er will den Fleiß mit Händen greifen können, wo er uns die Ehre der Arbeit geben ſoll, und meint wohl gar, auf einen Fleiß in Gedanken gehöre auch nur ein Stück Brod in

Gedanken. Aller Fleiß iſt dem Volke ſauer; nur der Gebildete mag mit einem Schulgedicht aus Großvaters Zeit vom „ſüßen, angenehmen Fleiße“ ſprechen; doch das Volk wird ihn nicht verſtehen. Es ahnt, daß in der Mühſal die ſittliche Kraft der Arbeit liege; „Mühe und Arbeit“ ſind im Spruche verſchwiſtert, und das Wort des Herrn, welches Luther verdeutſchte: „Kommet her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd“, gab Tauler noch: „die ihr arbeitet und beſchweret ſeyd.“

Was gährt und brauſet, was ſich heftig regt und kämpft und krampft und zuckt, das „arbeitet“ nach hundertfältigem Sprachgebrauch. Darum ſagte das Volk vor Alters ſchon, daß das Weib „arbeite“ in Geburtswehen und der Sterbende „arbeite“ in Todesnöthen; aber daß der Kapitaliſt arbeite, indem er auf Zinſen ſinnt, der Dichter, indem er Reime ſpinnt, das iſt neue Sprachweiſe und nur dem Gebildeten geläufig; dem Volke ſieht dieſe Arbeit jener ſo ähnlich wie die Schnecke dem Jagdhund.

Glaubt man doch, wer raſch eſſe und recht gewaltig in die Schüſſel greife, der ſey auch raſch und gewaltig zum Fleiße. Man erzählt von einem Bauern, der aus mehreren Bewerbern einen Knecht wählen wollte, er habe ſie nur zur Probe eſſen laſſen; der ſich am angeſtrengteſten mit Löffel und Gabel getummelt hatte und die Kinnbacken wie einen Nußknacker arbeiten ließ, erhielt den Dienſt als Preis des Fleißes. Wie ſoll ein ſolcher Bauer an den Fleiß der vornehmen Stadtleute glauben, welche eſſen und dabei zierlich kaum den Mund bewegen, ſo insgeheim, als ob ſie jeden Biſſen geſtohlen hätten!

„Arbeit“ zielt der Urbedeutung nach auf die Handarbeit, zunächst beim Landbau; des Wortes Stamm soll mit arare, pflügen, auf gemeinsamer Wurzel sitzen, und der Bauer, der im März in Hemdärmeln pflügt, wird eine Arbeit, wobei man nicht schwitzt, selten als rechte Arbeit begreifen. Geht er an andern Feldarbeitern vorbei, dann ist sein freundlichster Zuruf: „Schon wieder fleißig!“ Er verzeiht langsame Arbeit und fürchtet sogar die allzujähe; aber er will sehen, daß die Arbeit Einem sauer wird; dies nennt er Fleiß.

In bewegter Zeit, wo der Geist der Zerknirschung und Buße auch über sociale und wirthschaftliche Sünden in die Menschen fährt, geschah es, daß selbst Gelehrte die Rückkehr zur Handarbeit als zur Urarbeit predigten, wie Andreas Bodenstein von Karlstadt, der den Doktorhut mit dem grauen Filzhut des Bauern vertauschte und aus dem Hörsaal auf den Acker zog, um im Schweiße des Angesichts sein Brod mit den Händen sich zu erarbeiten. Dieser einzige Zug zeichnet den ächten socialen Demagogen. Wer die überall im gemeinen Manne schlummernde Ansicht weckt und bekräftigt, daß Jenem allein die volle Mühe und Last, hiermit aber auch die höchste sittliche Kraft des Fleißes zugefallen sey, der kann ein Feuer anblasen, welches den ganzen Bau unserer bürgerlichen Gesellschaft ausbrennt. Nennen wir doch auch mit einem Worte, das gar fein zum Schmeicheln und Bestechen taugt, die Klasse der besitzlosen Handarbeiter schlechtweg „die Arbeiter.“ Ich werde weiter unten im Kapitel von den Arbeitern zeigen, daß dieser Sprachgebrauch, recht erfaßt, auch einen gerechten Sinn birgt. Hier nehme ich nur Akt von demselben als einem Fingerzeig, wo der gemeine Mann schlechthin Fleiß und

Arbeit ſucht. Der ſtolze Titel der „Arbeiter“ ward in den Tagen ſocialer Bewegung ausgemünzt; ſchon Karlſtadt hätte ihn prägen können. Wie dieſer den Bauernhut aufſetzte, ſo vertauſchten vornehme Volksführer im Jahre 1848 den Frack mit der Blouſe, mit der franzöſiſchen Blouſe, nicht mit dem ehrlichen deutſchen Kittel. Die Blouſe iſt das Arbeitskleid jener „Arbeiter,“ die da meinen, weil an der Handarbeit der meiſte Schweiß klebe, ſo ſey ſie auch die ſchwerſte und doch von den privilegirten ſocialen Bedrückern am unterſten gewerthete, am ungerechteſten gelohnte Arbeit.

Man hat ſie freilich eben ſo oft mißachtet, als jene Arbeiter die höheren Berufe mißachteten. Es erſcheint wie ein luſtig ernſtes Spiel, wie eine Satyre der blaſirten Bildung auf ſich ſelbſt, daß in der philanthropiſchen Zeit vor und während der erſten franzöſiſchen Revolution buchgelehrte Erzieher die vornehme Jugend wieder mit Gewalt zur Handarbeit zurückführen wollten, daß ſie die Knaben bald am Homer, bald an der Hobelbank, bald mit dem lateiniſchen Wörterbuch, bald mit Hacke und Spaten arbeiten ließen, und die Lehrjahre Robinſon Cruſoe's, der die ganze Geſchichte der Arbeit und Cultur von unten herauf eigenhändig durchexercirt, als einen rechten Muſtercurſus für die Werthung des praktiſchen ſaueren Fleißes aufſtellten. Karlſtadt wollte grob und bäueriſch mit einem Aderlaß kuriren, die Philanthropen mit einer Süßholzmixtur, aber Beide waren einig in dem Grund- und Bußgedanken, daß nur die Rückkehr zur Handarbeit als der ächteſten Arbeit, neue Lebenskraft den verderbten ſocialen Organismen bringen könne.

Der gemeine Mann will den Fleiß mit Händen greifen

können oder er achtet ihn gering. Der Arbeitslärm verkündet den Ruhm der Werkstatt. Man ſagt den Schloſſern und Schmieden nach, es ſey ihr Morgenſegen, daß ſie Geſicht und Hände in Ruß waſchen; wenn ſie dann auch den ganzen Tag blau machen, ſo ſoll der Mann wenigſtens ſchwarz ausſehen, als habe er ſeit früheſtem Morgen gar heftig gearbeitet.

Doch ſtehen die Schloſſer und Schmiede hier nicht allein; die Gelehrten machen es ebenſo. Im vorigen Jahrhundert noch glaubten viele Pfarrer ihre Predigten, auch für die Dorfkirche, mit Hebräiſch, Griechiſch und Latein ſpicken zu müſſen. Nicht etwa, weil ſie die Kunſt des h. Bernhard von Clairvaux zu beſitzen wähnten, der mit Predigten in fremder Sprache eine Gemeinde, welche kein Wort davon verſtand, dennoch mächtig erbaut haben ſoll, ſondern ſchlechtweg, damit die Bauern ihre rußigen Hände ſähen und in dem Rußе den Fleiß. So prunkt mancher Schriftſteller mit tauſend überflüſſigen Citaten: er hat ſeine Hände in Ruß gewaſchen wie der Schloſſergeſell. Nur die Gebildeten unter den Gelehrten ahnen bereits, daß eine weit höhere Form des Fleißes vielmehr diejenige ſey, welche den Stoff gründlich erſchöpft, dabei aber den Ruß des Schaffens auf's ſorgſamſte verdeckt und beſeitigt. Bücher nachſchlagen und ausſchreiben gilt noch Vielen für fleißiger, als eigene Gedanken ſelbſtändig entwickeln; man will eben den Fleiß mit Händen greifen, man will den Ruß ſehen. „Sitzfleiſch“ heiſcht man vor allen Dingen zur gelehrten Arbeit, gleich als ob nicht der Kopf, ſondern der Gegenpol des Kopfes das eigentliche Organ des Geiſtesſchaffens ſey! Man ſieht, die „volksthümliche Werthung

des Fleißes," wie ich sie hier schildere, spukt noch bei allen Volksschichten, nicht blos beim gemeinen Mann.

Am Schmutz also und den Schwielen des Arbeiters mag Jeder leicht den Fleiß messen, und ganzen Ständen ward es schon zum Fluch, daß das Volk an den weichen, reinen Händen der Berufsgenossen solche Schwielen nicht entdecken konnte. In socialen Revolutionen kämpfen die harten Hände gegen die weichen. Klerus und Adel haben es vorab erfahren, wie schwertscharf die Acht der öffentlichen Meinung schlägt, wenn sie einen ganzen Stand für eine Zunft der Faullenzer erklärt. Was gäbe der Adel nicht darum, wenn er heutzutage neben Standessitte und Familienverfassung auch einen individuell adeligen Standesfleiß — mit Ruß und Schwielen — handgreiflich nachweisen könnte! Kein Bauer und Arbeiter würde dann mehr zweifeln, daß der Adel ein Recht habe, als Stand fortzubestehen. Seit dem Ausgange des Mittelalters waren die „faulen Mönche" sprüchwörtlich; in weiten Ländern und mächtigen Volkskreisen hatte sich der Glaube oder Aberglaube erblich festgesetzt, daß das Kloster die Freistatt der Faulheit sey. Dieser Gedanke hat mehr Klöster säculariſirt, als die grundsätzliche Opposition gegen die Herrschergewalt der Hierarchie und ihre Landmiliz, die Mönche. „Wär' Holzhauen ein Orden, so wären nicht Viele Mönch' geworden," sagte das Volk in der Reformationszeit, und dieser Spruch war den Klöstern verderblicher als ganze Folianten voll dogmatischer und staats- und kirchenrechtlicher Polemik. Die Klosterglocken, so erzählte man sich dazumal, haben dreierlei Klang; die erste und kleinste läutet ganz hell: „Gebt Wein! Gebt Wein! Gebt Wein!" Dann zieht man die größere an,

die Nonglocke, welche fragt: „Wer zahlt's? Wer zahlt's? Wer zahlt's?“ und zuletzt läutet man die große Sturmglocke, die dröhnt im tiefen Baß die Antwort: „D'Bauer'n! D'Bauer'n! D'Bauer'n!“

Auch auf den protestantischen Pfarrthürmen glaubte man später zeitweilig einen ähnlichen Dreiklang zusammen läuten zu hören, und manche Gemeinde blieb aus der Kirche, weil sie den Pfarrer wohl wachsen und gedeihen, nicht aber im Schweiße seines Angesichts arbeiten sah. Die riesige Ziffer der Priester und Klöster in den geistlichen Herrschaften nahm man im vorigen Jahrhundert nicht etwa als einen statistischen Beweis der kirchlichen Rührigkeit, sondern schlechtweg der in jenen Ländern bis zum letzten Tagelöhner hinab erbgesessenen Trägheit. Bei der Erneuerung der Klöster in Deutschland hat man darum mit Recht besondern Nachdruck auf die äußere, greifbare Arbeit gelegt, als Krankenpflege, Seelsorge, Jugendunterricht. Die Achtung selbst des protestantischen Volkes vor diesen Genossenschaften wuchs mit dem neuen Erweis des Fleißes, und die Gegner der Klöster verdrießt es dermalen nicht mehr, daß die Mönche zu wenig, sondern, daß sie zu viel thun.

Man muß gar vorsichtig seyn mit dem Urtheil über ganze Stände, besonders aber hüte man sich einem Stande obenhin den Fleiß abzusprechen. Faule und fleißige Leute gibt es in jedem Berufe, wenn aber ein ganzer Beruf faul wird, dann verfault er auch alsogleich, d. h. er löst sich in seine Elemente auf. Andere Berufe führen dann diese Elemente in ihren lebenskräftigeren Organismus hinüber. Nur unter dem künstlichen Schutz einer äußeren Gewalt vermag

eine Berufsgenoſſenſchaft ohne wetteifernden heißen Fleiß dennoch ihr Daſeyn zu friſten. Kein Monopol aber iſt dem Volke verhaßter als ein Monopol der Faulheit. Es hat ſolche Monopole gegeben — auch die Geſchichte der Zünfte weiß davon zu reden —, aber ſie ruinirten zuletzt allemal ihre eigenen Beſitzer und ſchlugen den Herrn, der ſie gab und ſchirmte.

Die Summe des Vorgedachten möchte ich in folgende Sätze faſſen:

Es heiſcht einen nicht geringen Grad von Bildung und Scharfblick, den Fleiß eines fremden Berufes zu meſſen und zu werthen. Einen allgemeinen Maßſtab dafür gibt es nicht; jede Arbeitsgruppe will mit eigenem Maße gemeſſen ſeyn. Oft weiß dieſes Maß nur zu finden, wer ſelber ſchon redlich ſich der gedachten einzelnen Arbeit hingegeben hat, und höchſtens mag hier der Seherblick des berufenen Forſchers und Denkers ahnen, was der Einzelne im Ringen der ſittlichen Thatkraft des Fleißes erlebt. Dennoch hält es Jeder für das Leichteſte, über ſeines Nachbarn Fleiß zu entſcheiden. Der landläufige volksthümliche Maßſtab ruht zwar auf einem geſunden Grundgedanken, iſt aber in ſeiner Anwendung roh und äußerlich und trügt um ſo ärger, je mehr er durch den Mutterwitz ſeiner letzten Gründe beſticht. Und alſo wuchert hier in der öffentlichen Meinung Ungerechtigkeit die Fülle. Die gebildeteren Klaſſen beurtheilen den Fleiß wohl minder einſeitig als die bildungsärmeren, doch haben auch ſie, wie wir geſehen, noch genügend vor der eigenen Thüre zu kehren. Auf ſolchem Urtheil oder Vorurtheil aber ruht der innere Friede der Geſellſchaft. Denn es iſt ein ſittlicher Zug im

deutſchen Volke, daß es das Recht eines Standes und Berufes wägt nach der aufgewandten ſittlichen Kraft des Fleißes. Je wahrer und preiswürdiger aber dieſer Grundſatz, um ſo verderblicher wirkt ſeine falſche Anwendung. Die furchtbarſten Fanatiker ſind überall von heiliger Wahrheit im Allgemeinen erfüllt; es fehlt ihnen nur die klare Erkenntniß der beſondern Thatſachen. Dieſe Erkenntniß vom unterſchiedenen Fleiße in allen Berufen herzuſtellen, iſt eine hohe Aufgabe wahrer Volksbildung, eine Aufgabe für Lehrer und Prediger in Wort und Schrift. Wo ein Stand des andern Arbeit kennt und die eigenartige Form des Fleißes wenigſtens ahnt, der in jener Arbeit ſteckt, da wird er dem fremden Stand und Berufe auch gerecht werden, — und nicht blos in Sachen der Arbeit.

VIII.

Erfolg, Gewinn und Profit.

Erſtes Kapitel.

Scheidung der drei Begriffe.

Jeder Beruf hat ſeinen angeſtammten Scharfblick und ſeine angeſtammte Bornirtheit. Eine ſolche Bornirtheit von Fach fanden wir bei den Bauern, Handarbeitern und Gelehrten darin, daß ſie in ihrer Mehrzahl den Fleiß ganz äußerlich nach Arbeitszeit, Ruß und Schwielen abſchätzen und weiter darnach auch die ſittliche Würde der Arbeit. Doch iſt dieſe Bornirtheit noch liebenswürdig gegenüber der zumeiſt der Kaufmannswelt eingeborenen, als ob der Gewinn die Ehre und Würde der Arbeit bedinge. Die genußſüchtigen Faullenzer aller Stände verfeinern dann dieſen Grundſatz noch ein wenig und ſagen: möglichſt großer Gewinn bei möglichſt kleinem Fleiß, das bezeichnet die nobelſte und ſchönſte Arbeit. Man flüſtert das freilich nur in ſich ſelbſt hinein; denn das Volksgewiſſen iſt Gottlob jetzt wieder zu wach und ſcharf, als daß Einer noch, wie vor hundert Jahren, im Ernſte von den Dächern predigen könnte, nichts thun und viel gewinnen ſey der vornehmſte Beruf.

Doch kehren wir zu dem Vorurtheil fleißiger — aber bornirter — Leute zurück, daß der Gewinn die Ehre der Arbeit bedinge. Es iſt gerade ſo falſch und gefährlich als das

mittelaltrige, daß nach der Rechtssphäre des Standes die Ehre der Arbeit abgestuft sey.

Wenn etwa ein Krämer behauptet, in den vierziger Jahren sey Eugen Sue der erste, in den höchsten Ehren der Arbeit stehende Schriftsteller Europa's gewesen, weil er für seine Romane in kürzester Frist das meiste Geld eingenommen, so lachen wir darüber, finden aber doch bei einem Krämer ein solches Urtheil sehr begreiflich. Dagegen lacht uns der Krämer aus, wenn wir behaupten, Keppler, der bei Lebzeiten oft kaum das tägliche Brod erarbeiten konnte, sey dennoch ein mit höchster Ehre der Arbeit und des Erfolges gekrönter Gelehrter gewesen.

Ein krämerischer Geist verwechselt die Begriffe des materiellen Gewinnes und des ideellen Erfolges der Arbeit und schätzt die Würde derselben nach dem Gewinne ab, wo er sie nach dem Erfolge schätzen sollte.

Das Ziel jeder Arbeit, als einer sittlichen That, ist ein doppeltes: wir wollen uns selber fördern und die Menschheit. Eine Thätigkeit, die blos unserm Eigennutze dient, der Gesellschaft aber schadet, z. B. Diebstahl, gewerbmäßiges Hazardspiel u. dergl. ist eben deshalb keine Arbeit. Darum schließt man sie mit Recht auch von der Ehre der Arbeit aus und heißt sie, wofern sie sich als Lebensaufgabe einzelner Personen gestaltet, einen unehrlichen Beruf. Auch eine Thätigkeit, die blos unserm Behagen dient, der Gesellschaft zwar nicht schadet, uns selbst und Andere aber auch nicht fördert, ist keine rechte Arbeit, sondern Spiel, Zeitvertreib, geschäftiger Müßiggang. Die Arbeit wirkt immer nach Außen und von Außen her auf uns selbst zurück.

Insofern die Arbeit unsern materiellen Bestand und zugleich die materiellen Güter des Volkes stützt und fördert, bringt sie privatwirthschaftlich und volkswirthschaftlich Gewinn; insofern sie uns aber geistig und sittlich höher hebt und zugleich zum geistigen und sittlichen Fortschritt des Volkes und der Menschheit mitwirkt, bringt sie Erfolg.

Der Nationalökonomie gehört das Reich der materiellen Güter; darum untersucht sie vorab den Gewinn der Arbeit; die Gesellschaftslehre hingegen hat das Gemeinleben der Völker als ein in der Arbeit gesittetes zu erfassen, darum forscht sie nicht blos nach den Naturgesetzen des Gewinns, sondern auch des Erfolges.

Dem Erfolg setzen wir Denkmale, der Erfolg schafft irdische Unsterblichkeit, der Erfolg der Arbeit der Völker und der völkerbewegenden Individuen hat eine persönliche Geschichte — man nennt sie Culturgeschichte; eine Geschichte des Gewinnes gibt es nicht. Denn wer etwa eine Geschichte des materiellen Nationalreichthums als eine Geschichte des Gewinnes schreiben wollte, der würde doch blos ein todtes, unwissenschaftliches Machwerk liefern, wenn er das Ganze nicht unter dem Gesichtspunkte der sittlichen Motive und des ideellen Fortschrittes der Völker darstellte, — d. h. als eine Geschichte des Erfolgs. Tiefangelegte, durchgebildete und geistig freie Menschen haben allezeit den Gewinn gering geachtet neben dem Erfolge, sie haben den Gewinn verschmäht und gehungert, um des Erfolges willen, der ihnen die Arbeit mehr als bezahlte. Der bloße Handarbeiter kann freilich den Erfolg nicht so leicht mit Händen greifen wie der schöpferische Geist. Er ist sich des Erfolges seiner Arbeit wohl kaum bewußt und

arbeitet zunächſt nur auf den Gewinn. Dennoch darf man den unterſten Handlanger auch hier nicht zu gering taxiren. Eine verſchleierte Ahnung des Erfolges iſt jedem Arbeiter gegeben: Der kleinſte Bauer weiß, daß er nicht blos ſich ernährt, ſondern mit ſeinem ganzen Stande der Welt das Brod baut. Dieſer Gedanke iſt ſo allverbreitet, daß er geradezu als Bauernſtolz erſcheint; dieſer Stolz aber iſt nichts anderes als die Ahnung des ſittlichen Erfolges für ſich und Andere. Der ärmſte Tagelöhner fühlt ſich gehoben und zum ſtrengſten Fleiße geſpornt durch den Gedanken, daß er nicht blos für ſeinen Mund, ſondern auch für ſeine Familie arbeite; dieſe Familie aber iſt für ihn ſchon ein Bild der Geſellſchaft: ſeine Familie zu ernähren, zu erfreuen, empor zu heben, iſt ihm eine ſittliche, eine religiöſe Pflicht, und im Bilde des Gewinnes für ſeine Kinder ahnet er die Weihe des Erfolges für ſich und die Menſchheit. Arbeit blos um des Gewinnes, blos um der Leibesnothdurft willen iſt Pferdearbeit. Der bloße Gedanke daran empört den Menſchengeiſt. Dem feinſten, geiſtigen Schwelger, dem Sonderling, der ſtets nur ſtudirt und lieſt, um ſich ſelbſt zu vergnügen, der ſtets nur einnehmen aber niemals ausgeben will, meſſen wir von Rechtswegen eine geringere Ahnung von der ſittlichen Kraft der Arbeit und des Erfolges, alſo auch eine mindere Ehre der Arbeit bei, als jenem Tagelöhner.

Die Engel werden muthmaßlich blos auf den Erfolg arbeiten und gar nicht auf den Gewinn. Menſchlich dagegen iſt es, auch auf den materiellen Gewinn zu arbeiten, aber die ſittliche Weihe des Arbeitszieles liegt immer außerhalb des bloßen perſönlichen Eigennutzes. Der Gewinn zielt über

ſich ſelbſt hinaus; wir ſchaffen und gewinnen materielle Güter, um in Kraft, Behagen und Freiheit leiblich zu exiſtiren, allein die menſchliche Würde dieſer Exiſtenz ruht doch nur darin, daß Kraft, Behagen und Freiheit auch für unſere ſittlichen Thaten erwachſe: der Gewinn dient dem Erfolg. Wir wirthſchaften, um zu leben, aber wir leben nicht um zu wirthſchaften. Darum hat die Nationalökonomie in Sachen der Arbeit das erſte Wort zu ſprechen; das letzte Wort aber hat die Ethik, die Lehre von der Sitte und der Sittlichkeit. Wirthſchaft und Sitte aber, ſofern ſie ſich im hiſtoriſch gegebenen Volksleben durchdringt und verkörpert, bildet den Inhalt der Geſellſchaftskunde. Dieſe moderne Wiſſenſchaft wird darum die Idee der Arbeit am allſeitigſten und tiefſten zu erſchöpfen haben.

Erfolg und Gewinn als Ziele der Arbeit ſind thatſächlich oft untrennbar ineinander verſchlungen; in der Theorie aber müſſen ſie geſchieden werden. Je höher, geiſtiger und ſelbſtändiger die Arbeit iſt, um ſo klarer ſondern ſich jene beiden Ziele auch ſchon im Leben, und je gebildeter der Arbeiter, um ſo bewußter lebt in ihm der Unterſchied von Erfolg und Gewinn. Dem bildungsloſen Hand- und Hülfsarbeiter liegt — in Leben und Lehre — der Gewinn vor der Naſe, der Erfolg in nebliger Ferne. Die Bildung iſt das Fernrohr, welches uns den Erfolg ſcharf und hell vor's Auge holt. Wer allen Arbeitern das Bewußtſeyn des Erfolges entzündet, der gründet die Harmonie der Arbeit im Volksgeiſte. Die nackte Lehre vom Gewinn zerreißt den Frieden der Geſellſchaft, denn ſie kann bloß Härte, Ungerechtigkeit, Mißklang zwiſchen Beſitz und Arbeit aufzeigen ohne das letzte verſöhnende Wort. Darum

sind die Socialisten und Communisten ewige Friedensstörer, weil sie nur von dem ungleich und oft scheinbar ungerecht vertheilten Gewinn reden, nicht von der versöhnenden göttlichen Gerechtigkeit des Erfolgs.

Wie weise ist doch auch hier die deutsche Sprache! Wir machen Gewinn und haben Erfolg. Der Erfolg erwächst uns; er steht außer dem Bereich des Zwanges und der Willkür. Nur „succès“ kann man „machen,“ französischen Erfolg, d. h. Trugerfolg.

Auch das Wort „Gewinn“ birgt im Deutschen den Gedanken, daß der materielle Gütererwerb nicht Selbstzweck sey, daß der Gewinn in seiner Idee über sich selber hinausziele. Der Beweis dafür läßt sich negativ führen. Wir bedurften nämlich für den rein eigennützigen Gewinn eines besondern Wortes: also deckte „Gewinn“ diesen Begriff nicht. Die Sache war uns aber so schlecht, daß wir kein gutes deutsches Wort dafür ausgeben wollten; wir schenkten ihr nur einen abgeschliffenen fremden Heller, den wir auf der Straße nach Paris gefunden und nennen den Gewinn, der sich selbst Zweck ist, „Profit.“

Dagegen adeln wir das Wort Gewinn, indem wir es figürlich öfters gleichnehmen mit Erfolg. Die Adelsbriefe der Sprache sind nicht werthlos; sie adelt bloß Worte, in welchen der Volksgeist längst den Keim des Edeln geahnt hat. Und dieser Keim schlummert im Gewinn. Tröstet wir uns doch sogar am offenen Grabe mit dem alten tiefsinnigen Spruche, der „Sterben uns Gewinn“ nennt! Allein mag man im Bild auch Begriffe und Worte vertauschen, die Wissenschaft muß sie scharf auseinanderhalten.

Je höher ächte Cultur bei einem Volke ſich entwickelt, um ſo klarer ſcheidet ſich die Idee des Erfolges und Gewinns im allgemeinen Bewußtſeyn. Ueberſchätzt eine gebildete Nation den Gewinn und vergißt die Weihe des Erfolges darüber, ſo wird ſie krämerhaft. Krämergeiſt iſt eine ſociale Krankheit; die Juden haben ſchwer unter derſelben gelitten; in Nordamerika herrſcht ſie endemiſch, und der Yankee und ſein Vetter der Engländer, ward um dieſer Krankheit willen ſprüchwörtlich wie der Jude.

Begreift ein Volk den Unterſchied von Erfolg und Gewinn in ſeiner ganzen Tiefe, dann wird es auch den Erfolg viel höher ſchätzen als den Gewinn. Hiermit erwächst dem Volksgeiſte zugleich die höchſte und reinſte Idee der Ehre der Arbeit.

Zweites Kapitel.

Standpunkt verſchiedener Arbeiterkreiſe.

Allein ein Volk iſt niemals in allen Schichten gleich geſittet, und wer von allen Ständen eine gleich geläuterte Idee der Arbeit fordert, der iſt ungerecht und ſicherlich kein ächter Socialpolitiker. Der gemeine Mann ſieht zunächſt auf den Gewinn und Niemand verargt es ihm; der nationale Erfolg ſeiner Arbeit iſt nicht ſowohl ein perſönlicher, als ein gattungsmäßiger des ganzen Berufes und Standes; den ſubjektiven Erfolg ahnt er wohl, iſt auch ſtolz darauf, wo er ihn wahrnimmt, allein er arbeitet nicht zunächſt um des Erfolges willen: er tröſtet ſich vorläufig mit dem Gewinn. Von den Männern der höheren Berufe dagegen *fordern* wir, daß ſie zunächſt auf den Erfolg und erſt in zweiter Linie auf den Gewinn arbeiten, und ſelbſt der gemeine Mann — angeweht von dem ideelleren Volksgeiſte, dem er ſelber noch nicht vollauf genügen kann, verachtet Jene, wenn ſie das Ziel der Ehre der Arbeit minder hoch ſtecken.

Eine Parallele erhärte dieſen Satz. Wir — das ganze Volk — verachten den Miniſter, der um des Gewinnes willen ſein Miniſterium führt, ſelbſt wenn er fleißig und redlich arbeitet; wir ſchelten ihn einen Krämer. Der Staatsmann ſoll zunächſt auf den Erfolg, nicht auf den Gewinn arbeiten.

Ja der Deutſche hält es ſogar für ehrenrührig, wenn etwa der Finanzminiſter die Gunſt ſeiner amtlichen Stellung benützt, um nebenher als Privatmann gute Geldgeſchäfte zu machen, oder wenn er auf Grund amtlich erworbener Kunde direkt oder durch Dritte Börſengewinne den minder unterrichteten Mitſpekulanten vor dem Munde wegſchnappt. Mag das in der formell redlichſten Weiſe geſchehen und nirgends ein Paragraph der Amtspflicht dadurch verletzt werden, man erklärt ihn doch für einen unwürdigen Staatsbeamten. Der Bankier macht Gewinn, wenn er alſo ſpeculirt, der Miniſter Profit. Denn beim höchſten Amt ſoll auch die Ehre der Arbeit am feinſten und reinſten gedacht werden; der Erfolg iſt beim Staatsmanne ein ſo unmittelbar perſönlicher, daß er nicht einmal den Ehrgeiz des Gewinnes aufkommen laſſen darf, geſchweige die Gier des Profits. In der ſtrengen Republik, welche unter allen Staatsformen die uneigennützigſten Charaktere auf jeder politiſchen Stufe vorausſetzt und eben darum mehr für den Himmel als für die Erde paßt, werden folgerecht gerade die höchſten Staatsämter als „Ehrenämter“ ohne alles Entgelt verwaltet. Die Ehrenämter in den deutſchen Reichsſtädten führten freilich in der Regel dahin, daß der öffentliche Säckel von jenen „Ehrenbeamten“ beſtohlen wurde. Wo die Beſten eines Gemeinweſens noch Profit ſtehlen, um das Deficit des Erfolges zu decken, da ſteht allerdings die Morgenröthe der Freiheit noch tief unter dem Horizont.

Wenn wir nun aber den Miniſter, der um des Gewinnes willen am Portefeuille klebt, einen Krämer ſchelten, ſo finden wir es bei dem wirklichen Krämer ganz achtungswerth, daß er zunächſt auf Gewinn ſeinen Kramladen führt, wobei er

sehr wohl fühlen kann und soll, wie wichtig die Erfolge auch des Kleinhandels für das Gemeinwohl sind. Wollte er jedoch, ähnlich dem Minister, zunächst im Hinblick auf jene Erfolge krämern, so würden wir ihn einen Phantasten schelten, der rasch in seinem Geschäft verderben muß.

Was wir hier dem Krämer willig zugestehen, das gestatten wir aber keineswegs dem Kaufmann. Der wahre Kaufmann unterscheidet sich eben dadurch vom Krämer, daß er neben dem Gewinn auch bewußt und bestimmt auf persönlichen Erfolg arbeitet. Und zwar wirkt selbst der Gegenstand des Handels mitbestimmend auf die Forderung, welche wir an den höheren Standpunkt des Kaufmanns stellen. Der Buchhändler, welcher mit den ideellsten Erzeugnissen des Fleißes, mit Büchern und Kunstwerken handelt, soll berührt seyn von dem ideellen Zuge des Denkers und Künstlers; er soll neben dem kaufmännischen auch ein literarisches Gewissen besitzen. So gruppiren sich unsere größeren Verleger mehr und mehr nach wissenschaftlichen, ästhetischen, kirchlichen, politischen Richtungen. Es wurzelt die Ehre der Arbeit für den deutschen Verleger mit darin, daß sein Kapital einer Idee dient. Das heißt mit andern Worten auf den Erfolg arbeiten. Nicht als ob ich so kindlich wäre, von irgend einem Verleger zu glauben, er drucke lediglich im Dienste der Idee! Er druckt vielmehr, um Geld zu gewinnen, und gleich jenem berühmten Maler, der, aller systematischen Aesthetik abhold, nur zwei Gattungen der Malerei gelten lassen wollte, nämlich verkaufte Bilder und unverkaufte, so theilt er auch die Literatur zunächst in zwei Hauptklassen: in Bücher, welche gehen und welche nicht gehen. Kein Mensch wird einem Verleger zumuthen, aus

purer Tendenzbegeisterung schweres Geld in Werke zu stecken, die unzweifelhaft im Zeichen des Krebses geboren sind. Aber im Kreise der kaufmännisch lebensfähigen Schriften soll er sein Kapital wenigstens nur solchen zuwenden, die mit seinem literarischen Gewissen stimmen und dem literarischen Wahlspruch seines Geschäfts nicht ins Gesicht schlagen. Man verachtet ihn tiefer als einen andern Kaufmann, wenn er mit geringer Waare hohen Gewinn herausschlägt; denn wer mit den Produkten der Geistesbildung handelt, der soll selber so geistesgebildet seyn, daß er über dem Gewinn die höhere Weihe des Erfolges nicht vergißt.

Der Handwerker, welcher zunächst für's Geld arbeitet und hierin seine Ehre sucht, verargt es mit Recht dem Schriftsteller, wenn derselbe „für's Geld" schreibt, d. h. den persönlichen Gewinn des Büchermachens voranstellt dem Erfolg des geistigen Schaffens. Jenen Gewinn nennt man sehr treffend nicht einmal Lohn, sondern Ehrensold, Honorar. Der Lohn ist hier gleichsam nur als ein Zeichen des ideellen Erfolges, der höchsten Ehre der Arbeit gedacht, nicht unmittelbar als eine Vergütung des aufgewandten Fleißes. Ja dieser kommt hier um so weniger vorwiegend in Betracht, als Talent das schwer zu wägende, und Charakter, das unbezahlbare Ding zum Gelingen der reinsten Geistesarbeit meist viel mehr beitragen als der Fleiß. Wenn Künstler und Gelehrte ersten Ranges für Meisterwerke, die einzig sind und bleiben, einmal ein recht hohes Honorar beziehen, so schilt es die öffentliche Stimme „unkünstlerisch," daß der Mann von Genie so viel Geld gefordert und eingesackt habe, obgleich Niemand argwohnt, er habe für's Geld gearbeitet, und obgleich es andrerseits

kein Menſch einem Kaufmann als „unkaufmänniſch“ übel nimmt, wenn er einen recht unerhörten Gewinn macht. Man glaubt nicht, jenes Werk ſey überzahlt, ſondern der Autor. Dieſer braucht nur zu ſterben, ſo iſt alles in Ordnung. „Einen Rafael“ darf man jetzt mit Hunderttauſenden zahlen und der Preis gilt nicht für verſchwenderiſch, hätte dagegen der Rafael bei Lebzeiten die halbe Summe gefordert, ſo würden wir ihm heute noch ſeine Geldgier nachtragen. Ja mehr noch, dem verdienſtloſen zufälligen Beſitzer eines ſolchen Bildes gönnen wir ſolch rieſigen Gewinn, dem Manne der das Bild ſchuf, würden wir ihn übel genommen haben. Das iſt ſcheinbar ſchreiende Ungerechtigkeit und doch quillt ſie aus Gerechtigkeit — aus der Ehrfurcht vor dem Genius. Es verletzt uns, das Genie gleich baar mit Geld aufgewogen zu ſehen, Geld und Geiſt reimen ſich allezeit ſchlecht im Deutſchen, und wir ſind gewohnt, die eigenſte Ehre der Geiſtesarbeit darin zu finden, daß ihre Helden im Leben darben, damit ihnen nach dem Tode um ſo koſtbarere Denkmale gebaut werden können. Das iſt — im Extrem — eine ſehr wunderliche Dankbarkeit, aber unedlen Urſprunges iſt ſie nicht: die höchſte Arbeit ſoll der höchſten Ehre, des höchſten Erfolges theilhaftig werden und nicht einmal der Gedanke des Gewinnes ſoll die ideale Reinheit des Erfolges trüben. Als die Welt national-ökonomiſch ausgetheilt war, kam der Poet und fand für ſich nur noch den Himmel übrig. Vielleicht hat keine Nation gleich der deutſchen ſo viele große Männer aufzuweiſen, die den Gewinn geradezu verachtet und neidlos über dem Erfolg vergeſſen haben.

Drittes Kapitel.

Gerechte Wage.

Uebrigens zeigt ein tieferer Blick in den Organismus des Lohnes der Geistesarbeit, wie fein sich die Fäden von Erfolg und Gewinn verweben und wie schwer es ist, vergleichend über den Lohn verschiedenartiger Arbeitsgruppen abzuurtheilen. Man bedauert so oft das geringe Honorar bedeutender Schriftsteller. Der Werkführer einer Fabrik wird meist reicher gelohnt als berühmte Denker und Dichter für ihr literarisches Schaffen. Allein dieses Schaffen selber ist den Autoren Genuß, und dieser Genuß ist schon ein halber Lohn. Dazu wirkt der Erfolg so nahe und so persönlich auszeichnend, daß Viele sogar ohne Gewinn, ja mit Verlust literarisch arbeiten. Opern componiren gilt sprüchwörtlich für das theuerste Vergnügen; ein Musiker, welcher mehrere Opern aufführen läßt, kann bankerott werden durch seinen Fleiß; dennoch sterben die Opernsetzer nicht aus. Der Volksvertreter arbeitet am Staate ohne Gewinn auf den Erfolg, und der Soldat ficht für Ehre und Vaterland, der Erfolg macht ihn bezahlt; denn für den bloßen Sold würde wohl Niemand Leben und Glieder wagen. Selbst den alten Werbesoldaten, der seine Haut dem Meistbietenden verkaufte, lockte — wie den fahrenden Ritter — der Genuß der abenteuernden mannhaften

Kriegsarbeit unter die Fahnen; nur Gesindel läßt sich für den bloßen Gewinn von Sold und Handgeld anwerben. Erfolg und Genuß der Arbeit wirken also ausgleichend zusammen mit dem Gewinn. Wenn ein Socialist den Grundsatz aufstellt, daß in einer gerechten Welt nur das Maß der Arbeit das Maß des Besitzes bedingen dürfe, daß Jeder nach seinem Schaffen materiell müsse gelohnt werden, — so klingt das höchst bestechend. Allein der ideelle und materielle Lohn der Arbeit kreuzt und ergänzt sich im Leben, und nicht bloß Gewinn und Güterbesitz, auch Erfolg und Schaffensgenuß lohnen die Arbeit. Wenn nun die Socialisten schon einigermaßen verlegen seyn dürften, den allgerechten menschlichen Herrgott auszufinden, der in ihrer Phantasiegesellschaft Gewinn und Eigenthum je nach Fähigkeit und Fleiß haarscharf den Einzelnen abwägt, wie wollen sie gar noch Erfolg und Arbeitsgenuß als ausgleichende Zulage gerechter darauf messen, als es ohnedies von selber kraft der Naturgesetze der Arbeit geschieht! Sowie man eben die sittliche Seite des wirthschaftlichen Lebens beleuchtet, verblaßt der Socialismus als ein wesenloses Gespenst.

Selbst der große Gewinn der Geistesarbeit vertheilt sich gerechter, als man gemeinhin glaubt. Der Schriftsteller murrt, weil ein genialer Maler ebenso viel Tausende für sein Bild erntet, als er nur Hunderte für sein Buch gewinnt. Wir wollen annehmen, Fleiß, Arbeitszeit, Talent, innerer Werth hielten sich bei beiden Werken vollkommen die Wage. Allein der Schriftsteller zählt auf weitere Auflagen, indeß der Maler sein Bild ein- für allemal verkauft. Man rechnet uns wohl vor, welch geringes Honorar etwa Goethe für einzelne seiner

früheren Meisterwerke gewann, allein man vergißt, daß das Gesammthonorar heute noch nicht voll ausgezahlt ist und noch immer seiner Familie zufließt. So hat die Frage vom Gewinn der Arbeit tausend Häkchen und wenn auch hier und da Härte und Ungerechtigkeit zu walten scheint, so walten doch die naturwüchsigen Gesetze des Erwerbes und Besitzes, des Erfolges und Arbeitsgenusses in unserer historischen Gesellschaft unendlich gerechter als es der weiseste Salomo vom Richterstuhle allgemeiner Grundsätze herab jemals fertig brächte.

Viertes Kapitel.

Der Gewinn als Regulator des Fleißes.

Bei aller Ehre, welche wir dem Erfolg und Genuſſe der Arbeit geben, dürfen wir jedoch den Gewinn auch bei der höchſten und idealſten Arbeit beileibe nicht verachten. Der perſönliche Gewinn ſoll nicht letztes Ziel und Zweck der Arbeit ſeyn; er iſt aber ein unentbehrlicher Regulator des Fleißes. Auch hier hat der Mutterwitz des Volkes längſt das Rechte getroffen. Ein alter Spruch ſagt, wortſpielend mit dem oben berührten Doppelſinne des figürlich geadelten Wortes: „Gewinn ohn' deines Nächſten Schaden iſt Gewinn." Thomas Murner ſchon predigte in der „Schelmenzunft":

„Wer ſich beſchämt ein' Lohn zu nehmen,
Der ſoll des Dienſt's ſich billig ſchämen."

In den „ſcharfſinnigen Sprüchen der Deutſchen" erzählt uns Zinkgreff, Dr. Peter Denaiſius zu Speyer habe das Wort geführt: das Einzige, deß der Menſch nimmer müde wird, iſt der Gewinn. Sein Bruder, der die Kaufmannſchaft freiwillig aufgegeben, verneinte dies. Denaiſius aber erwiderte: Du haſt es nicht aus Ueberdruß des Gewinns gethan, ſondern aus Ueberdruß der Mühe und Sorgen.

Weil der Gewinn der natürliche Regulator des Fleißes, iſt unentgeltliche Arbeit in der Regel nicht viel Schatzes werth,

namentlich ſofern die Aufgabe ſtrengen Fleiß und Ausdauer fordert. Des zweifelhaften Werthes der reinen Ehrenämter gedachte ich bereits. Den Geiſt trägt die Zuverſicht des Erfolges, aber das ſchwache Fleiſch will auch durch die Zuverſicht des Gewinnes geſtützt ſeyn, und in jeder Arbeit wirken Geiſt und Fleiſch zuſammen. Die Arbeit ſetzt nicht bloß Freiheit voraus ſondern auch den Zwang. Dieſer Zwang, der uns zum raſchen Zugreifen, zum gleichmäßigen, geordneten Fleiße und zur Ausdauer ſtachelt, iſt eben die Nothdurft des Erwerbs, die durch den Gewinn befriedigt wird. Der reiche Mann, dem dieſe Nothdurft fremd iſt, findet aber auch in dem bloßen Spiele um den Gewinn einen Reiz des Zwanges, der durch alle Begeiſterung nicht dauernd erſetzt wird. Liebhaberarbeit, d. h. ungleichmäßige, ſpielende Arbeit macht man auch ohne den Sporn des Gewinnes; Berufsarbeit ſetzt den Gewinn voraus. Darum nenne ich ihn den Regulator des Fleißes.

Arbeiten, deren Erfolg in weiter Ferne ſteht und von den Arbeitenden ſelbſt nur dunkel geahnt wird, wie eben die niederen Hand- und Hülfsarbeiten, fordern den unmittelbarſten Sporn des Gewinnes; denn die Begeiſterung für den Erfolg kann hier nur äußerſt ſchwach ſeyn, der Widerſtand des Fleiſches aber iſt am ſtärkſten. Man kann aus Begeiſterung für das Wohl der Menſchheit predigen und lehren, nicht aber Holz ſägen und Steine klopfen. Hier muß der Zwang der Nothdurft und der damit verknüpfte Reiz des Gewinnes faſt allein jene natürliche Trägheit beſiegen, die bei den höheren Berufen zum größten Theile ſchon durch die freie Begeiſterung für die ſittliche That der Arbeit und ihren Erfolg gebrochen wird. Und alſo taſtet es auch die Ehre der

Holzhauerarbeit nicht an, wenn schlechtweg für's Geld gesägt und gehackt wird; wohl aber des Predigt- und Lehramtes, wollte Jemand bloß für's Geld predigen.

Keiner aber kann des Regulators für den Fleiß, des Gewinnes, ganz entbehren, weil der Mensch nun einmal nicht rein ein freier Geist ist, sondern gebunden an die Materie in und außer uns. Der Erfolg treibt uns zur Arbeit; der Gewinn treibt uns die Faulheit aus. Im vorgeahnten Jubel des Erfolges beginnen wir: die stille Freude des Gewinnes aber schafft, daß wir das Begonnene stätig weiter führen.

Fünftes Kapitel.

Moralist, Volkswirth und Socialpolitiker.

Die Theologen und Moralisten liegen in unserer Zeit häufig in offenem Kriege mit den Nationalökonomen. Ueber dem Bienenfleiße, der die Gegenwart vor allen früheren Zeiten auszeichnet, lagert jenen Sittenpredigern zugleich der schwärzeste Schatten der Geldsucht, des Mammonsdienstes. Alle Welt, so sprechen sie, jagt nach Gewinn und verliert ob dieser wilden Jagd jenen Frieden in Gott, der freilich nicht Gold einbringt, noch mit Gold zu kaufen ist. Der ächt antike, ächt christliche und ächt deutsche Spruch: „Nicht der ist reich, welcher viel besitzt, sondern welcher wenig bedarf" ist den Volkswirthen ein Spott geworden. Die sittliche Thatkraft des Fleißes muß sittlichen Zielen zusteuern, sonst verliert auch der mannhafteste Fleiß seine Weihe. Viele Wirthschaftsapostel sind umgekehrte Jesuiten; sie sprechen: das Mittel — Fleiß und Arbeit — heiliget den Zweck — unersättlichen Gewinn. Geldgewinn zur Befriedigung des Eigennutzes, zu immer höherem Aufsteigen in Wohlleben und Ueppigkeit ist niemals ein sittliches Ziel. Wer das sagt, der macht den Egoismus zum bewegenden Mittelpunkt aller Cultur. So verdirbt die Gegenwart unter dem Fluche des Fleißes wie frühere Zeitläufte unter dem Fluche der Faulheit.

Dem entgegnet der Nationalökonom: was ihr eine wilde Jagd nennt iſt nur jener ſtätige Kreislauf, der allezeit als Wahrzeichen des Lebens erſcheint. Wohl uns, daß das Blut der Völker raſch und kräftig pulst! Der Reiz des Gewinnes treibt jenen Kreislauf, jenen Wettfleiß der wirthſchaftlichen Kräfte, der ein Vater alles leiblichen und geiſtigen Fortſchrittes. Das Ringen um perſönlichen Geldgewinn iſt im Grunde ein Ringen um perſönliche Freiheit. Hier ruht der unwiderſtehliche Zauber des Geldes. Denn je mehr Einer Geld beſitzt, um ſo freier kann er thun, was er will und genießen, was er mag. Der Arme allein iſt noch Sklave in der modernen Welt. Allein auch ihn wird zuletzt die ſogenannte wilde Jagd des Erwerbens frei machen. Solch äußere Freiheit iſt nun freilich nicht die höchſte; aber ſie führt das Ganze zu höheren Formen der Selbſtbefreiung. Die materielle Freiheit iſt die Mutter der politiſchen. Völker, die nicht nach Gewinn jagen, bleiben immer dumm und ſklaviſch. Wir blicken auf die Nationen, nicht auf die Einzelnen, darum ſind wir Nationalökonomen, nicht Privatökonomen. Den Einzelnen kann der bloße Gewinn Fluch ſeyn; allein die Frucht, welche der Einzelne aus barem Egoismus gebrochen, daß er ſeinen Lohn dahin hat, verwandelt ſich für das Gemeinleben der Nation dennoch in ein Körnlein Segens. Machen alle Krämer Profit, dann wird die Nation reich, iſt ſie reich, dann wird ſie auch frei und ſtark, der Profit der Einzelnen wird zum Erfolg für's Ganze. Auch der edelſte Menſch kann einen Zug des Egoismus nicht entbehren; ſo muß die Nation profitmachende Krämer haben; aber ſind dieſe Krämer die Nation? Mit ihrem ſchmutzig erworbenen Gelde befruchtet ſich die Arbeit

von hundert Mitbürgern, die ihr Ziel ſittlich höher greifen, und ſo keimt aus dem Schlammboden des Gewinnes doch zuletzt die Blüthe des Erfolgs. Die Spanier ſuchten Gold und fanden eine neue Welt. Mag ein einzelner Philoſoph der irdiſchen Güter ſich entſchlagen, um in ſeinem Geiſte deſto freier zu werden, ſo iſt doch ein ganzes Volk ohne den Grundſtein des Wohlſtandes niemals zu der Selbſtbefreiung einer höheren Cultur aufgeſtiegen.

Das iſt ein Streit, in welchem Jeder Recht hat. Der Socialpolitiker aber, welcher ein Freund und Vetter ſowohl des Moraliſten wie des Nationalökonomen iſt, darf wohl ein vermittelndes Wort dazwiſchen reden. Er erblickt das Volk in ſeinen natürlichen Gruppen nach Arbeit und Sitte gegliedert, und gerade dieſe Gliederung gibt ihm den Troſt, daß eine geſunde, d. h. eine organiſch gegliederte Nation, nie ganz zum Krämer und nie ganz zum gewinnverachtenden Asceten werden kann. Die vorwärts drängende, ruheloſe Arbeit des Städtebürgers hat in der ſchwerfälligen Bauernarbeit ihr Gegengewicht; die Jagd nach Gewinn in Induſtrie und Handel macht zugleich eine ſtets wachſende Fülle von Geiſtesarbeit zum Bedürfniß, dieſe aber ſchaut ihrer Natur nach mehr auf den Erfolg als auf den Gewinn und bildet, da ſie gleichen Schrittes mit dem wachſenden Nationalreichthum mächtiger wird, das natürliche Sicherheitsventil gegen einen alles überfluthenden Ausbruch des Krämergeiſtes. Mit dem Gewinn wächst der Reichthum, mit dem Reichthum die Bildung, mit der Bildung die Mißachtung des bloßen Gewinnes; an dieſer Kette hängt das Sicherheitsventil! Der Profit bricht in dieſem Kreislauf ſich ſelber viel raſcher die

sittenverderbliche Spitze ab, als alle Sittenprediger der Welt vermöchten. Darum sind diese aber doch nicht überflüssig. Jede Arbeit hat einen sittlichen Inhalt, und wir bedürfen allezeit einer ausgesprochenen Moral der Wirthschaftspolitik. Der Moralist soll die Ehre des Erfolges hoch heben, der Nationalökonom die Ehre des Gewinnes. Sie sollen sich dabei wacker zu Leibe rücken: indem sie sich befehden, ergänzen sie einander. Wehe dem Volke, welches durch krankhaften äußeren Zwang — denn auf natürlichem Wege ist dies unmöglich — derart nivellirt würde in seinen Ständen und Berufen, daß das Geistesschaffen der materiellen Arbeit, daß andererseits die Mächte des Beharrens den Mächten der Bewegung kein Gegengewicht mehr bieten könnten! Es würde zu Grunde gehen an dem hitzigen Fieber der ruhelosen Krämerei oder an dem Faulfieber des bedürfnißlosen Vegetirens. Der Umstand aber, daß wir im Punkte der Ehre jeglicher Arbeit so viel gerechter und feinfühliger geworden sind als die Vergangenheit, daß wir dazu Erfolg, Gewinn und Profit täglich schärfer scheiden lernen, spricht für das gleichmäßige Wachsen der Bildung in und mit dem materiellen Aufschwung, und das ist eben jene Sicherheitsklappe wider den Krämergeist. Dank den Männern der Gedankenarbeit — und die Nationalökonomen zählen, glaube ich, ebenso gut zu diesen, wie die Moralisten und Theologen — haben wir einen unendlich freieren Blick auf das große Ganze des wirthschaftlichen und socialen Lebens gewonnen, und dieser Blick auf das Ganze erweckt denn doch zuletzt die reinste Idee einer nationalen Arbeit, die mit Bewußtseyn auf den Erfolg zielt.

IX.

Spitzbubenarbeit.

Erstes Kapitel.

Die Gaunerei als negative Arbeit.

In dem hochgesitteten Europa gibt es noch immer eine gleichsam unterirdische Gesellschaft neben jener, die am Lichte lebt. Es ist dies das organisirte Gaunervolk, verbündet durch die gemeinsame negative Arbeit des Raubes, Diebstahls und Betrugs, durch gemeinsame Sitte und Sprache und durch die negative Fratze eines gesellschaftlichen Verbandes, der aber trotzdem fest und dauerhaft ist, furchtbar für die Mitglieder wie für die ehrlichen Leute.

Wie uns die gute Volkssitte reichen Stoff bietet, den Begriff der Arbeit lebensfrisch, in voller Farbe und Formplastik zu zeichnen, so weiset uns die Gaunersitte die auf den Kopf gestellte Arbeit, die Arbeit, welche sich in sich selbst vernichtet, und gibt uns in ihrer rein verneinenden und auflösenden Natur die Gegenprobe, daran wir die Kennzeichen und Gesetze der positiven Arbeit prüfen können.

Der ächte, zunftgerechte Gauner wird in der Regel zu seinem Berufe geboren und erzogen, ganz wie den ehrlichen Arbeitern im socialen Stand der Familie zumeist schon der Arbeitskreis, worin sie sich später bewegen sollen, vorgedeutet ist. Das Gaunerkind lernt mit dem erwachenden Bewußtseyn die sittliche Welt sofort in ihrer teuflischen Umkehrung

kennen, und recht kunstvoll und glänzend zu stehlen und zu betrügen erscheint ihm von Anbeginn als die höchste Ehre der Arbeit. Wer von Kindesbeinen an stets große Künstler als die Lichter der Menschheit preisen hörte, dessen Ehrgeiz zielt leicht für's ganze Leben darauf, auch ein Künstler zu werden, selbst wenn nur ein dürftiges Talent zur Kunst in seinem Geiste schlummerte, und wer schon in der Kinderstube den Cartouche und Lips Tullian als die wahren Helden geschildert bekam, der stellt gar leicht seinen Ehrgeiz dahin, ein ähnlich gefeierter Gauner zu werden, ja er sieht zuletzt wohl noch eine Ehre darin am Galgen zu sterben, weil alle großen Männer seines Ideales am Galgen gestorben sind.

Kann das Gaunerkind gleich noch nicht laufen und reden, so wird es doch schon passiv zur Spitzbubenarbeit benützt. Denn ein Wickelkind auf dem Arme ist Schutz und Maske für die gaunernde Mutter. Darum wird es vielleicht auch zu gleichem Zwecke ausgeliehen und geht bei den Weibern der Genossenschaft von Arm zu Arm, je nach Bedarf. So wie sich aber Geist und Leib entwickelt, tritt es ein zur activen Theilnahme an der gemeinsamen Berufsarbeit.

Ich sprach oben von der künstlichen Theilung der Arbeit, die so großen wirthschaftlichen Vortheil, und von der natürlichen Theilung, die so großen sittlichen Segen birgt. Bei den höheren Arbeitsstufen findet sich beiderlei Theilung voll entfaltet, bei den untersten fehlt gar oft die natürliche Theilung. So ist es auch bei der negativen Arbeit des Gauners, die ich im Uebrigen nicht entfernt in Zusammenhang bringen will auch mit der rohesten ehrlichen Arbeit. Mann, Weib und Kind arbeiten am gleichen Werk.

Ja derjenige Theil der Spitzbuberei, in welchem der ausgebildetste Virtuos seine feinsten Meistergeheimnisse zu zeigen pflegt, das Baldowern (Ausspähen), ist zugleich Kinderarbeit und wird von sieben- bis achtjährigen Jungen oft schon mit ausgezeichnetem Erfolge vollführt.[1] Concubinat und Ehe werden oft zu keinem höheren Zwecke eingegangen als um neue, auf's festeste verbündete Genossen der gleichen, ungetheilten Arbeit in Weib und Kind zu gewinnen. Dagegen weiß der Gauner sehr gut, daß die künstliche Vertheilung der einzelnen Arbeitszweige, je nach Fertigkeit und Naturgabe, die Aussicht auf sicheren Gewinn verdoppelt, und so arbeitet der Kundschafter dem Dieb, der Hehler dem Stehler selbstständig in die Hände, ja die mannichfachen Aufgaben des Raubens und Stehlens, Schwindelns und Betrügens sind in eine wahre Unzahl besonderer Gruppen zerfällt, deren jede ihren eigenen Mann fordert und ihren eigenen Meister bildet.

Jede Arbeit heischt ihre Schule, und wie vor dreihundert Jahren die Bettler zur Wahrung der Zunftehre noch darauf sahen, daß zunftgerecht gebettelt wurde, so sieht auch der Gauner darauf, daß schul- und zunftgerecht gestohlen wird. Er verachtet den Pfuscher und Dilettanten ebenso gründlich, wie nur immerhin der Handwerksmeister oder Gelehrte einen solchen verachten kann.

Bei uns Deutschen, die wir so trutzig individuell, so

[1] Meine wichtigste Stofffundgrube für dieses Nachtstück des Volkslebens, dem sich nur der praktische Polizeimann selbständig forschend nähern kann, war Dr. Avé-Lallemant's meisterhaftes Buch: „Das deutsche Gaunerthum." Lpzg. 1858, ein Werk, welches bei dem Nationalökonomen wie bei dem Ethiker und Socialpolitiker eine Fülle neuer Gedanken anzuregen vermag.

republikaniſch in Sachen der Arbeit ſind und uns nicht von Akademien und oberſten Arbeitstribunalen in unſerm Schaffen wollen ſchulen und kritiſiren laſſen, gibt es auch keine eigentlichen Gaunerſchulen. In Paris dagegen, der Vaterſtadt der geiſtesfeſſelnden Akademien, blühen auch Akademien der Spitzbuben und in London nicht minder. Die Polizeibeamten behaupten übrigens, daß es leichter ſey, akademiſch centraliſirte und gleichgeſchulte Gaunerbanden zu verfolgen, als die örtlich individualiſirte deutſche Gaunerei, welche überall nach anderen Heften ſtudirt und ſtiehlt.

Beim Gauner iſt die ganze Welt verkehrt. Wenn wir alſo beim ehrlichen Arbeiter ſagen, je fleißiger er arbeitet, um ſo näher liegt das gute Vorurtheil, daß er ein ſittlichtüchtiger Mann ſey, ſo ſprechen wir umgekehrt beim Gauner: je emſiger er ſchafft, ein um ſo niederträchtigerer Spitzbube wird er ſeyn. Er gibt ſich oft unſägliche Mühe um eines höchſt armſeligen Gewinnes willen, er wendet Scharfſinn, Ausdauer, Willenskraft in einem Maße auf, welches er für die lohnendſte ehrliche Arbeit niemals auch nur entfernt gewinnen könnte; in unverdroſſenſtem Kopfbrechen erſinnt er ſich Liſten, über die jedem ehrlichen Manne der Verſtand ſtille ſteht; er hält große Stücke auf die äußere Ehre ſeines Berufs, ja er ahnt ſogar etwas von der Poeſie der Arbeit und freut ſich des Humors ſeiner Lumpenſtreiche. Es fehlt ihm nur eine Kleinigkeit zum wirklichen Arbeiter: das ſittliche Motiv und das ſittliche Ziel, und mit dieſer Kleinigkeit fehlt ihm Alles.

Man würde übrigens ſelbſt das gute Wort „Gewinn“ entweihen, wenn man ſagen wollte, der Spitzbube arbeitet

auf Gewinn. Denn wie die Arbeit und der Fleiß, so iſt auch der Gewinn immer ehrlich, und wir ſollten ſtrenge ſeyn in dieſem Gebrauch des Wortes. Der Gewinn kann aus eigennützigen Motiven erzielt werden und uns dadurch inwendig zum Verluſt ausſchlagen, das einſeitige Jagen nach Gewinn kann uns entſittlichen; darum war aber dieſer Gewinn doch kein unehrlicher. Es iſt nicht möglich auf Gewinn zu arbeiten ohne einigen Nutzen für Andere; denn dieſe würden uns den Gewinn nicht geben, wenn ihnen unſere Arbeit keinen Nutzen böte. Die ehrlichen Geſetze des Marktes beſtimmen den Gewinn. Darum iſt aber doch noch lange nicht der bloße Eigennutz der bewegende Mittelpunkt des wirthſchaftlichen Lebens, ſondern in und über dem Eigennutze das ſittliche Bedürfniß der Arbeit. Die Gaunerarbeit geht auf gewaltſam weggenommenen Vortheil aus, nicht auf Gewinn, und quillt allerdings aus dem baren Eigennutz, aber nicht aus dem ſittlichen Bedürfniß der Arbeit: ſie findet im Gegentheil ihre hölliſche Freude daran, die Geſetze der ſittlichen Arbeit zu zerreißen oder in ihr Zerrbild zu verkehren. Der Bedarf der Andern regelt den redlichen Gewinn. Nach dieſem Bedarf fragt aber der Spitzbube ganz und gar nicht, ſondern lediglich nach ſeinem eigenen Bedarf. Denſelben kann man aber einſeitig nur dadurch befriedigen, daß man ſtiehlt.

Zweites Kapitel.

Sociale Charakterzüge. Die Arbeitskur im Zuchthause.

Mit dieser Verkehrung der obersten wirthschaftlichen und sittlichen Gesetze der Arbeit verkehrt sich nun aber in merkwürdiger Weise die ganze sittliche Natur des Gauners zur reinen Fratze.

In dem Abschnitt von Sitte und Sage zeigte ich, welch tiefsinniger, poesiegetränkter Brauch und Aberglaube sich um die ehrliche Arbeit unseres Volkes rankt, während bei den Glücksspielern und Schatzgräbern, die gewinnen wollen ohne zu arbeiten, schon auffallend rohere, dummere und sinnlosere Formen der Sitte und des Aberglaubens hervortreten. Doch sind diese wieder mild und fein gegen die Bestialität des Gaunerabergläubens. Indeß der Gauner mit durchtriebenstem Scharfsinn die Dummheit Anderer ausbeutet, sucht er selber Schutz und Trost in der einfältigsten Gaukelei von Amuleten und Zaubersprüchen, durch welche der Teufel sein Tagewerk segnen soll. Die Nachtseite des barbarischsten Volksaberglaubens, der bei dem rohesten Bauern schon seit Jahrhunderten versunken ist, steht noch fest bei dem Gauner, selbst wenn er in Frack und Handschuhen durch die Straßen unserer Großstädte fährt. Bekannt sind die ekelhaft schmutzigen Zaubermittel, deren sich der fachmäßige Dieb noch immer gläubig bedient, um seinen Einbruch ungesehen zu vollführen, und gar manchmal wurden todtwürdige Verbrechen verübt, lediglich um

ein Amulet (wie etwa das Herz oder die Finger eines ungeborenen Kindes) zu gewinnen, welches nach uraltem Aberglauben beim Gaunerhandwerk Förderung und Sicherheit bieten soll.

Der ehrliche Arbeiter betet; das kann und mag der Spitzbube nicht. Dennoch kann auch er bei seinem Werk jener Furcht sich nicht entschlagen, die den rohen Menschen am stärksten zum Gebete treibt. Man kann sagen, er betet nicht aus Gottesfurcht, sondern aus Teufelsfurcht. Darum macht er ein Hokuspokus des Betens und glaubt daran, wie an seine scheußlichen Amulete, wie an die Zaubersegen und Sprüche, die er um den Hals trägt. Er geht wohl auch zum Abendmahl, um sich Absolution für künftige Diebstähle vorweg zu nehmen und widmet den Heiligen pünktlich vollführte Gelübde, damit sie ihm zu Raub und Betrug behülflich seyen. Schließlich geht es ihm dann aber vielleicht wie jenem Dieb, der sich bitter beschwerte über unsern Herrgott und die Jungfrau Maria, welche für so große Helfer und Fürbitter gälten und ihm doch niemals in ein Bauernhaus, Wirthshaus oder Amthaus verhelfen möchten, wo viel Geld liege. Von Jugend auf gewöhnt, seinen eigenen Glauben zu verachten, scheint der ächte Gauner eher ein Zutrauen zu den äußeren Cultusformen fremder Bekenntnisse zu fassen, vielleicht auch weil er in diesen, eben wegen ihrer Fremdartigkeit, ein Stück Zauberwerk sieht, welches ihm mehr imponirt als die lebendige Religion. So wird von zwei berühmten lutherischen Spitzbuben berichtet, welche eine Wachskerze und eine Wallfahrt gelobten. Und in diesem Sinne scheint sich mir auch die von Avé-Lallemant und Andern vielfach nachgewiesene Thatsache zu erklären, daß christliche Gauner so oft

jüdiſchen Religionsbräuchen ſich zuwenden und im Gefängniß und angeſichts des Schaffots wohl gar einen Rabbiner zum geiſtlichen Troſte begehren. Sie wollen keinen Geiſtlichen, ſondern einen Magier, und dieſen finden ſie vielmehr in dem Prieſter des geheimnißvollen fremden Bekenntniſſes als des eigenen. Ueberdies bewegt ſich die Geheimlehre und Geheimſprache der Gaunerei ſo überwiegend in Hebraismen, daß die Spitzbuben ſchon von Zunftwegen Reſpect vor dem Hebräiſchen haben, während ihnen das rein Deutſche und Chriſtliche von vornherein einen Mann anzeigt, der zu der verächtlichen großen Maſſe der „Wittſchen," d. h. der Bornirten, der Nichtgauner gehört.

Der ehrliche Arbeiter hilft, wie wir ſahen, bewußt und unbewußt die Perſönlichkeit, den nationalen Charakter ſeines Volkes herausbilden, und der Gedanke, zu Ehren und Frommen der Nation zu arbeiten, wirkt begeiſternd wie kaum ein anderer auf die höheren Arbeiterkreiſe. Die Gaunerarbeit hat nichts mit der Nation zu ſchaffen; wo man leicht ſtiehlt und ſchwer erwiſcht wird, da wird es dem Gauner heimathlich zu Muthe. Sein Tagewerk zielt nur auf ihn ſelber, und ſo hat er denn auch ſeine eigene Sprache, die, alle europäiſchen Sprachen durchkreuzend, nur auf die Gaunerei zielt. Wie aber die Arbeit des Gauners eine auf den Kopf geſtellte Arbeit iſt, ſo iſt auch ſein Rothwälſch eine auf den Kopf geſtellte Sprache: denn ſie iſt eine Sprache ohne Grammatik; ſie hat bloß ein Wörterbuch und ſtiehlt ihre Grammatik den ehrlichen Sprachen.

Die Arbeit mit der Geſittung, welche ſie erzeugt, bildet den Urgrund der Berufe und Stände, des wunderbaren lebensvollen Organismus der bürgerlichen Geſellſchaft. Die Gauner, welche dieſer Geſellſchaft ewigen Krieg erklären, bilden eine

unsichtbare Gesellschaft für sich; allein dieses Wort steht hier wiederum so uneigentlich und unbefugt, wie wenn wir von Arbeit und Sprache der Gauner redeten. Die unsittliche Arbeit vermag Banden zu begründen, aber keine Gesellschaft. Was sich „gesellt," das findet sich frei zusammen; die „Bande" ist gebunden. Furcht und Eigennutz bindet sie, und kein Tyrann waltet schreckenvoller als der Geist der Bande, welcher in jedem einzelnen Mitgliede lebt und fort und fort argwöhnisch gegen jeden Genossen auf der Lauer liegt. Weil die unsittliche Arbeit die Bande gründete, so muß jeder Einzelne, oft durch verbrecherische Gewaltthat, von der Bande in Schrecken gehalten werden, damit er nicht durch Verrath oder Fahrlässigkeit die Andern gefährde. So zeugt die auf den Kopf gestellte Spitzbubenarbeit eine Despotie des Gemeinlebens, die sich durch Mord und Todtschlag der eigenen Genossen behauptet, während die ehrliche Arbeit die Mutter einer stufenweise zu immer höherer Freiheit aufsteigenden Gesellschaft ward. Die modernen deutschen Gauner leben übrigens in der Regel gar nicht mehr in äußerlich formirten Banden, unter einem Hauptmann u. dgl. zusammen. Das ist ein überwundener Standpunkt, gerade so überwunden, wie die mittelaltrigen vier Stände in der ehrlichen Gesellschaft. Allein als unsichtbare Kirche — gleich den Ständen — besteht die Bande dennoch fort in Verkehr und Aushülfe, in der Arbeitstheilung, in der gemeinsamen Sitte und Sprache und hundert gemeinsamen negativen Interessen der Mitglieder. Wenn ein zunftgerechter Gauner „verschüttet" (gefangen) ist, so weiß er wohl, daß die unsichtbare Bande alle Listen aufbieten wird, ihn wieder auszugraben; hat er aber seine Genossen verrathen, so weiß er auch,

daß er in Europa seines Lebens nicht mehr sicher ist: unsichtbar schwebt der rächende Arm der Bande über ihm, und er wird ihn vielleicht selbst in Amerika erreichen. Das ist der Schrecken der als Fluch der unsittlichen Arbeit die Bande zusammenhält, dieses scheußlich verkehrte Zerrbild der freien Gesellschaft.

Obgleich nun aber die Bande nur als die Fratze der „Gesellschaft" gelten kann, so hat sie doch einen sehr positiven Zusammenhang mit derselben. Die Gaunerei wechselt ihren Charakter je nach dem socialen, sittlichen und politischen Geiste der Zeit, und die Sünden und Schwächen der ehrlichen Gesellschaft bestimmen jenen periodischen Charakter der unehrlichen. Nirgends können wir klarer das Sündenregister unsres socialen Lebens lesen, als in dem verkehrten Spiegelbilde, welches uns die Gaunerei entgegenhält.

Im Mittelalter karikirte die unsichtbare Gesellschaft der Spitzbuben den gewaltthätigen Geist der Zeit, im siebzehnten Jahrhundert war sie eine Satyre auf den Aberglauben des Hexenwesens, der Astrologie und Alchymie, zugleich aber auch ein greuelvoll übertriebenes Seitenstück zu den Menschenquälereien des Krieges und der Glaubensverfolgung. Im Zeitalter des französischen Hoflebens und der Hoflüderlichkeit ward die Gaunerei höfisch, Cartouche hat die feinsten Verbindungen bei Hofe, „Damen," als angebliche Prinzessinnen, Gräfinnen und dergleichen machen sich einen großen Namen unter den Spitzbuben, es gibt mehrere englische Gauner jener Zeit, welche als die Lieblinge und Helden der Frauenzimmer bezeichnet werden, und schließlich hat ja die damalige Geschichte fast jeden Hofes einen alchymistischen oder sonst mystischen Hofgauner aufzuweisen, der eine Weile reich belohnt und

geehrt, zuletzt gehenkt oder mindestens per Schub aus dem Lande geschafft wird, um seinen Galgen innerhalb der nächsten Gränzpfähle zu finden. Mit der französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen kommt wieder Raub und Gewaltthat oben auf. Und so hält die Spitzbubenarbeit fort und fort gleichen Schritt mit den Krankheiten und Schwächen, welche die ehrliche Arbeit umstrickt halten. Darum zog sich die unterirdische Gesellschaft der Gauner in unsern Tagen vorab in die Großstädte; hier ist jetzt ihre Citadelle, wie weiland in den dicken Wäldern. Die schleichende Krankheit des Geldfiebers, des Speculationsschwindels, der Prahlerei mit einem Luxus, welcher uns nicht zusteht, einem Vermögen, das wir nicht besitzen und einem Rang, der uns nicht gebührt, die Sucht, viel zu genießen und wenig zu thun, rasch Reichthümer zu erraffen und dann für immer schlaraffenhaft zu feiern: — diese und viele andere schleichende und hitzige Krankheiten der modernen Gesellschaft dienen dem Gauner als der Boden, in welchen er seine Spitzbubengesellschaft einpflanzt.

So strafen sich die Sünden unsers Arbeitslebens in der organisirten Spitzbubenarbeit.

Aber die Sünden der Spitzbubenarbeit werden dann auch wieder umgekehrt bestraft durch die ehrliche Arbeit. Wie der Gauner gefrevelt hat gegen die sittlichen und wirthschaftlichen Gesetze der Arbeit, so lehrt ihn die Arbeit, nämlich die Zwangsarbeit des Zuchthauses, alle jene Dinge, welche er auf den Kopf gestellt, naturgemäß wiederum auf ihre Beine zu stellen. Und zwar geht diese Lehre einen gar seltsamen und dennoch oft förderlichen Weg. Der Gauner hatte die Arbeit zerstört, trotzdem aber den Lohn eines Arbeiters sich

weggenommen; nun soll er arbeiten ohne Lohn, dabei aber den Segen des Erfolgs und Gewinnes selbst in der Kerkerzelle ahnen. Indem er nicht einmal für sich arbeiten darf, soll er sich wieder zu dem Gedanken erheben, wie selig es sey, in der Arbeit, die wir für uns vollführen, zugleich auch für andere zu arbeiten. Er soll zur sittlichen Arbeit als einer freien persönlichen That erzogen werden durch Zwangsarbeit, die eben nicht frei, also auch sittlich gleichgültig, also auch streng genommen so wenig eine wahre Arbeit ist wie weiland seine negative Spitzbubenarbeit. Man muß wohl sagen: nicht der Geist der ehrlichen Arbeit, sondern bloß der äußere Mechanismus derselben bildet das Haupterziehungsmittel im Zuchthause.

Unsere moderne Gefängnißreformatoren haben einen bewundernswerthen Scharfsinn aufgeboten, um dennoch auch im Kerker schon eine Brücke vom bloßen Mechanismus der ehrlichen Arbeit zum Geiste der ehrlichen Arbeit zu schlagen. Die mannichfachen dahin einschlagenden Systeme und Versuche hat die Zeit zu bewähren. So viel aber steht seit alten Tagen fest, daß schon das bloße Außenwerk der ehrlichen Arbeit, der bloße Mechanismus, wenn man will der bloße Schein, wie eine sittlich bändigende Macht den Züchtling packt und ihn gar manchmal wider Willen hineindrängt in den Geist der ehrlichen Arbeit. Obgleich darum dieser Geist in den Zuchthausordnungen alten Styles nicht zu finden war, so lebte er dennoch auf bei den besser gearteten Sträflingen.

Dies aber achte ich als eines der kräftigsten Zeugnisse für die menschenbezwingende Macht des Arbeitsgeistes, daß auch der bloße Schein der Arbeit zur wahren Arbeit, daß Zwangsarbeit sogar zur freien Arbeit erziehen kann.

X.

Die Arbeiter.

Eine Volksrede aus dem Jahre 1848.

In dieser erweckten Zeit entstehen täglich neue Dinge und mit denselben neue Wörter, und wo man nicht flugs das neue Wort findet, da prägt man ein altes zu neuem Werthe um. Solch ein altes neugeprägtes Wort sind „die Arbeiter". Früher ein harmlos trockenes Wort, ein ehrsamer Philister, ist es jetzt ein Kriegsmann geworden und erschreckt und begeistert die Parteien wie ein Schlachtruf.

Was ist denn nun ein solcher Arbeiter?

In Paris muß man's genau wissen; denn dort hat heuer die Polizei den Befehl erlassen, daß am 20. Juni jeder „Arbeiter" von 6 bis 12 Uhr Vormittags zu Hause bleiben solle, indem Beamte durch alle Häuser gehen würden, um die darin wohnenden Arbeiter aufzuzeichnen. Wir könnten daraus schließen, diese Pariser Arbeiter müßten wohl größtentheils vom Nichtsthun den Namen Arbeiter führen, denn sonst wäre es doch eine gar theuere statistische Aufnahme, die man sich so mir nichts dir nichts den riesigen Geldwerth von etwa zweimal hundert tausendmal sechs Arbeitsstunden hätte kosten lassen. Ob die Zählung gelungen, weiß ich nicht; denn die Junischlacht zerstörte wenige Tage nachher die Nationalwerkstätten, um derentwillen man die Arbeiter hatte zählen wollen.

Doch führt diese Zählung uns wenigstens auf die rechte Fährte, nämlich nach Paris. Wir mir däucht, ist der „Arbeiter" im neuen, engeren Sinne ein verdeutschter ouvrier.

Aus französischen Zuständen wuchs die Sache in die deutschen herüber und mit der Sache das Wort. Auch das Kleid des ächten Arbeiters ist ein Stück französischer Nationaltracht, die Blouse; doch will sie sich nicht so rasch in unsere Garderobe einbürgern wie der „Arbeiter" in unsern Sprachschatz.

Die Idee des „Arbeiters" hat aber nicht blos Deutschland, sie hat die civilisirte Welt in kürzester Frist erobert, und hätte man sie gleich in Frankreich zuerst gefaßt und getauft, so ist sie darum doch noch lange keine französische Originalidee. Sie gehört der neuen Zeit als solcher, und alle in Industrie und Handel arbeitsmächtigen Nationen haben ursprünglich Theil an ihr.

Aber was ist denn nun ein solcher „Arbeiter," den die Welt geboren, Frankreich getauft und Deutschland übersetzt hat?

Dem „Arbeiter" hören wir jetzt täglich den „Bürger" entgegenstellen und wir bezeichnen z. B. die Pariser Junikämpfe dieses Jahres im letzten Grunde als einen Kampf der Arbeiter gegen die Bürger. Also nicht die Arbeit schlechtweg macht den Arbeiter — denn sonst wären die Bürger ja gar schlechtweg Faullenzer —, sondern die besitzlose, unselbständige Arbeit, die keine Anwartschaft auf einen Bürgerbrief gibt. Darum nennen sich wohl auch die Gesellen Arbeiter gegenüber dem Meister. Allein ein rechter Gesell ist eben auch noch kein rechter Arbeiter. Darüber hat uns unlängst der „allgemeine deutsche Arbeitercongreß" in Berlin aufgeklärt, indem er verkündete, der Gegensatz von Meistern und Gesellen sey ein mittelalterlicher, der sich aufgelöst habe in den modern socialen Gegensatz von Arbeitern und Kapitalisten. Nicht daß der Arbeitercongreß etwa glaubte, jeder freie Staatsbürger

komme gleich als Meiſter zur Welt. Nein, er will blos ſagen, ſolange der Geſell, als ächter Geſell nach alter Weiſe dem Hauſe des Meiſters angehört, iſt er kein ächter Arbeiter. Ein Arbeiter muß beſitzlos und ſocial feſſellos zugleich ſeyn. Wer ſich aber nicht Simſon genug fühlt, um alle ſeine Feſſeln mit Einem Ruck zu zerbrechen, der lupft ſie wenigſtens vor der Hand ein bischen. Darum erließen z. B. die Wiesbadener demokratiſchen Geſellen, um der Idee des Arbeiters etwas näher zu rücken, vorläufig ein Promemoria, worin ſie fordern: die Meiſter ſollen gehalten ſeyn, entweder bis Mitternacht die Hausthüre offen zu laſſen oder jedem Geſellen einen Hausſchlüſſel zu verabfolgen, damit der Geſelle das angeborene Recht zurückgewinne, ſeinen Schoppen — als ein Arbeiter — unbeſchränkt zu trinken.

Allein ſo feſſellos der Arbeiter ſeyn ſoll, ſo wenig feſſellos iſt der Begriff des Arbeiters. Wir müſſen ihn noch enger umzäunen. Zum Arbeiter gehört eine ſchwielige Hand. Der Geiſtesarbeiter — und wenn er auch nach Freiligrath's, das Ohr der Logik in grauſamer Diſſonanz zerreißender Redefigur, „mit ſeinem Hirne hungernd pflügt" — iſt kein Arbeiter. Ein Proletarier mag er ſeyn, ein armer Schlucker, allein kein Arbeiter; denn dieſer ſetzt Handarbeit voraus. Zwar ſchlüpften in Paris eine Weile viele brodloſe Schauſpieler und Literaten mit unter in den Nationalwerkſtätten unter der Firma von Arbeitern; die Sache aber führte zum Streit und der Streit zum Entſcheid, daß künftighin kein Schriftſteller mehr als Erdarbeiter figuriren ſolle.

Die Erdarbeit war übrigens dazumal nur Notharbeit und Lückenbüßer, denn in der Regel liegt dem ächten Arbeiter auch

die Erdarbeit seitab. Wenigstens Erdarbeit, um den Boden zu bauen. Hier stoßen wir auf eine neue Schranke des Begriffs. Der Arbeiter ist kein Bürger, er ist aber auch kein Bauer. Er arbeitet in der Stadt, höchstens in einer Fabrik auf dem Lande, und eine Fabrik ist allemal ein Stück Stadt und wenn sie auch mitten im Walde steht. Arbeiter und Bürger mögen Gegner seyn; Arbeiter und Bauern sind einander gleichgültig. Arbeiterunruhen können sich durch Bauernluft nicht fortleiten, sie zerfließen auf dem Lande, wie ein Gewitter, welches aus den Bergen in die Ebene tritt; es regnet wohl noch, aber es blitzt und kracht nicht mehr.

Der Ackerknecht und der bäuerliche Tagelöhner sind gewiß auch besitzlose Handarbeiter, allein sie zählen nicht zu den „Arbeitern." Es widerspricht also der neue Sinn dieses Wortes stracks seiner uralten Wurzel, wornach Arbeit zunächst das Werk des Pfluges, die Feldarbeit, bedeutete. Allein von jener letzten Pfahlwurzel des Wortes weiß ja doch das Volk schon längst nichts mehr, sie steckt nur noch in gelehrten Büchern. Dagegen ahnt es ganz richtig, daß eine tiefe Kluft den besitzlosen bäuerlichen vom gewerblichen, den ländlichen vom städtischen Handarbeiter trenne. Beim bäuerlichen Tagelöhner setzt sich ein kleiner rentirender Besitz gar leicht an, beim Arbeiter höchst selten; alle Bauern schaffen einerlei, die Arbeitergruppen tausenderlei; Jene sind wenig berührt vom Wechsel des Kredits, der Erfindungen, der Mode; diese stark und oft; der Bauer tagelöhnert vereinzelt, die Arbeiter zu großen Haufen; auf dem Lande sieht auch der geringste Hülfsarbeiter seinen Brodherrn trotz allen Besitzes meist sich selber gleichgesittet, der Arbeiter dagegen erblickt fremdes vornehmes Wesen alle

Tage hart neben ſeiner Armuth; beim bäuerlichen Arbeiter iſt familienhaftes Geſindeleben noch immer die Regel, der induſtrielle erklärt, daß das Verhältniß von Meiſter und Geſelle vermittelaltet ſey; und endlich arbeitet der Bauer unter Gottes freiem Himmel, wo ihm der Nordwind die ſocialiſtiſchen Träume aus dem Kopf fegt, der Arbeiter im Dunſte des Fabrikſaales und der Werkſtatt, der dieſelben recht warm ausbrütet.

Es wäre alſo nach allen dieſen Einſchränkungen der beſitzloſe, ſocial feſſelloſe induſtrielle und gewerbliche Handarbeiter der Mann, welchen man den Arbeiter nennt.

Viele meiner conſervativen Freunde finden es nun höchſt anmaßlich, daß ſich eine im Begriff ſo beſchränkte, wenn auch an Köpfen noch ſo zahlreiche, Arbeitergruppe ausſchließend „Arbeiter“ nenne. Ich theile dieſe Anſicht gar nicht, gratulire den Arbeitern vielmehr zu ihrem Namen, der uns Andern doch auch die Ehre der Arbeit nicht nehmen wird, und wünſche, daß ſie ſich in ihren neuen Namen recht hinein wachſen mögen. Gibt man doch nach alt deutſchem Brauch gerne prophetiſch dem Täufling einen recht guten Namen und hat den Glauben, er werde dieſem Namen nachwachſen!

Den Arbeitern ſelbſt aber möchte ich eine kleine Taufrede über ihren Namen halten.

Die vier Stände des Mittelalters wiſſen noch nichts von Arbeitern, nicht der Sache und viel weniger dem Worte nach. Man würde ſie höchſtens zum „Pofel“ oder „Bavel“ (wie Sebaſtian Frank im Weltbuch ſchreibt), zum Pöbel gerechnet haben, der außerhalb der Ehren der Arbeit ſtand. Wir gewannen inzwiſchen den großen Fortſchritt, daß wir jede

ehrliche Arbeit ehren; die Welt drehte sich wunderbar, und dieselben Hülfs- und Handarbeiter, für welche es früher kein Blatt gab im Rangkalender der Stände, nennen sich jetzt schlechtweg Arbeiter, gleich als ob ihnen vor Allen die Ehre der Arbeit gehöre. So ist der Arbeitername allerdings die Urkunde einer großen socialen Revolution.

Die Arbeiter mögen ihn darum immerhin mit Stolz führen. Aber wehe ihnen, wenn sich diesem Stolz nicht zugleich jene Demuth gesellt, die gleichfalls in dem Namen versinnbildet ist! wenn sie sich allein für die Bienen und alle anderen Arbeiter für Drohnen halten!

„Arbeiter" ist der untitelhafteste Titel und doch ein ächt moderner Titel, denn er gründet wenigstens auf dem, was sein Träger thut. Hatten die Franzosen ja sogar schon einen Revolutionsminister, Albert, der sich als „Arbeiter" unterzeichnete. Allein es ist eine schlimme Sache um Titel; denn dieser Ministerarbeiter ist leider durch nichts berühmt geworden als eben durch den Titel „Arbeiter." Als Arbeiter hatte er etwas gethan und nichts repräsentirt, als Minister repräsentirte er etwas und that nichts.

Ein Sprachgebrauch steht nie ganz in der Luft, er birgt ein Körnlein Wahrheit, denn er ist im Volksgeiste erwachsen; was die Sitte für die Volkskunde, das ist er für die Sprachkunde. So steht auch der Sprachgebrauch des Arbeiternamens nicht in der Luft. Die Arbeit ist des „Arbeiters" einzigster Besitz; die andern arbeitenden Klassen haben Besitz, Ruhm, Ehre, Aemter, Familienleben neben und mit der Arbeit; der Arbeiter hat das Alles nicht, er hat blos die Arbeit, die Arbeit allein ist sein Stab und sein Trost. Darf

er sich da nicht schlechtweg „Arbeiter" nennen in Stolz und in Demuth? Weniger als allen andern Berufen liegt dem Handarbeiter Genuß und Poesie im Tagewerk selber; Schweiß und Mühsal sind für ihn dreifach gehäuft, er vermag am mindesten individuell und schöpferisch zu gestalten, sein Schaffen im Einzelnen wird vom Tag verschlungen, und er muß gewärtigen, daß es morgen durch eine neue Maschine überflüssig gemacht wird. Dennoch war es heute noch eine persönliche, menschliche und nicht zu entbehrende Arbeit. Wollt Ihr diesen entsagungsvollsten Männern den Ehrennamen der Arbeiter mißgönnen?

Freilich erheben sich wohl gar wenige Arbeiter auf die Höhe dieses Standpunktes. Aber die fortschreitende Zeit wird sie dazu erziehen. Und vor Allen soll der deutsche Arbeiter, dem es als ein angebornes Erbtheil im Blute liegt, neidlos, entsagungsvoll und um Gotteswillen zu arbeiten, diesem Ziele der Selbsterkenntniß nachtrachten. Dann wird er erst den französischen ouvrier wahrhaftig in's Deutsche übersetzen.

Bei dem sauersten und entsagungsreichsten Berufe weiß aber andererseits der Arbeiter, daß die Hälfte unsrer modernen Cultur, mit der wir so gerne großthun, in dieser gesammelten und unendlich vielgestaltigen industriellen Betriebsamkeit ruht, welcher er seine mit dem Tage versinkende Arbeit opfert, und daß ohne dieses millionenfache Opfer die Culturmacht Europas zusammenstürzen würde. Er sollte auch wissen, daß es eitel Trug ist, als ob mit den neuen Erfindungen und Maschinen zuletzt die namenlose Handarbeit überflüssig würde, und am Ende nur noch die Köpfe, nicht mehr die Hände zu arbeiten brauchten. Im Gegentheil, mit den

Maſchinen wächst die Schaar der Arbeiter; wo die Spinnmaſchine hundert Handſpinner brodlos machte, da bringt ſie tauſend Fabrikſpinnern ein neues Brod; denn mit den Maſchinen ſteigert ſich endlos Angebot, Nachfrage und Produktion. Der Arbeiter muß ſein Tagwerk als eine Nothwendigkeit erkennen, und zwar als eine Nothwendigkeit, die nicht allmählich beſeitigt wird, ſondern die unſere ganze Cultur täglich feſter hält in eherner Fauſt.

Aber bei allem Stolze über ſeine Unentbehrlichkeit ſoll der Arbeiter auch nie ſeines Namens vergeſſen, der ihm ſagt, daß er in Demuth arbeite und darum unentbehrlich iſt. Und die Arbeit iſt lebendig gegliedert, ſie iſt ein Organismus, der nach den Naturgeſetzen des wirthſchaftlichen Stoffwechſels beſteht und wächst. Kraft dieſer Naturgeſetze gibt es arme und reiche Leute, hoch und gering gelohnte Arbeit, und erſt wenn nach Fourier's Prophetenwort das Meer ſich in Limonade verwandeln und die ganze Menſchheit ein einziges und allgemeines Zuckerbrod, das „pain d'harmonie", eſſen wird, erſt dann wird Arbeit und Genuß und Lohn allen Menſchen gleich ſeyn. Allein der deutſche Arbeiter weiß, daß Fourier's neue Weltſchöpfung im Grunde nur die alte Mähr vom Schlaraffenland neu auflegt; das Land iſt aber nicht den Arbeitern, ſondern nur, wie Hans Sachs ſagt: „den faulen Leuten wohlbekannt."

Jedes Rechenexempel hat ſeine Probe, und die Probe des ſocialiſtiſchen Diviſionsexempels iſt, daß die Arbeiter allemal Faullenzer werden, ſo wie ſie mit der Arbeit in's Kapital zu dividiren beginnen. Darum geht denn auch zuletzt nicht Null von Null auf, ſondern es iſt nur die Ehre des Arbeiternamens, die aufgeht.

Blicken wir auf die ſocialen Sittenbilder dieſer Tage, welche ſo erhebend und niederſchlagend, ſo luſtig und betrübend ſind, alles miteinander.

Es ziehen heuer viele ökonomiſche Wunderdoctoren im Lande umher. Sie klopfen an jede Hütte, reiten aber auch zu Hof und ſteigen in Miniſterhotels und im Ständehauſe ab, um mit Trompetenſchall ihre goldene Tinktur auszubieten: ſie rufen: die Schwindſucht iſt heilbar! nicht etwa die Lungenſchwindſucht, ſondern eine noch viel ſchwindſüchtigere — Noth und Elend, Hunger und Kummer; keine Krebsgeſchwüre mehr! wir vertreiben radical den Wucher, Kapitalherrſchaft; Geldtyrannei; keine Hühneraugen mehr! wir ſchneiden den Leichdorn der Meiſterſchaft und Geſellenzucht aus der Wurzel heraus! Die wirklichen Wunderdoctoren alten Styles pflegten aber, — damit dem dummen Volke die Zeit nicht lang werde, während ſie ihre Pillen anprieſen — gemeinhin noch einen Hanswurſt bei ſich zu führen, der mit allerlei Luftſprüngen und Gaukelwerk die Gaffer feſthielt. So geſchieht es auch bei dieſen modernen Doctoren; der Hanswurſt fehlt nicht, iſt aber in der Regel ein verdorbener Zeitungsſchreiber.

Doch ſeyen wir nicht ungerecht! Es ſind freilich oft gemeine Quackſalber, es ſind daneben aber auch edle Charaktere und originelle Denker, die im Sturm der Revolution die „Arbeit organiſiren“ und damit alle Noth der Arbeiter in Einem Federzuge ausſtreichen wollen. Nur klare Denker ſind es niemals. Denn ſonſt würden ſie erkennen, daß die Arbeit als geſchichtliche Thatſache bereits ein Organismus iſt, und die Logik würde ihnen ſagen, daß es ein Widerſinn ſey, einen Organismus zu organiſiren. Es iſt gerade, wie wenn ein

Arzt den menſchlichen Leib „organiſiren“ wollte, um alle Krankheit abzuſchneiden. Man hat ſich eben im Worte vergriffen, und alle Pläne der Socialiſten und Communiſten laufen vielmehr umgekehrt darauf hin, die organiſche Arbeit zu *mechaniſiren*. Man verzeihe das todte, undeutſche Wort; es iſt ſo todt und undeutſch wie die Sache.

Alle neueren Revolutionen förderten während der ganzen Dauer der Unruhen eine merkwürdige Begriffsverwirrung über die einfachſten wirthſchaftlichen Thatſachen und Geſetze. Daß nun vollends der bildungsarme Arbeiter tiefer in dieſes Wirrſal ſich verſtrickte, als der gebildete Mann, iſt erklärlich. Faſſen wir eine ſolche Confuſion näher in's Auge, die ſich in unſern Tagen wie ein Rad um ihre eigene Achſe dreht.

Jede Revolution iſt nebenbei eine ſociale. Denn bei jedem großen Umſchwung hofft der Arme und Geringe auf ein beſſeres Loos und zwar vorab auf reicheren Lohn ſeiner Arbeit. Allein jede Revolution mindert *zunächſt* den Wohlſtand. Die Geſchäfte ſtocken, der Kredit wankt, die Kapitaliſten behalten ihr Geld, und das iſt ſchlimm, oder ſie verlieren es, das iſt noch ſchlimmer. Tauſend Köpfe und Hände feiern in ihrem Beruf, um in Klubbs und auf dem Pflaſter höchſt unergiebig in Politik zu arbeiten. Die Steuern wachſen, ja das freie Volk legt ſich, indem es ſeine Zeit verkannegießert und verbummelt, binnen einer Woche eine höhere Steuer ſelber auf, als ihm der ärgſte Deſpot im ganzen Jahr hätte abpreſſen können. Der Wohlſtand ſinkt alſo, und doch will Jeglicher und vorab der Arme ſeinen Wohlſtand zur Stunde wachſen ſehen. Die wankende alte Gewalt wie die neuen Volksführer wollen aber die Arbeiter um jeden Preis

beruhigen oder gewinnen durch Arbeit und Erwerb; sie schaffen Arbeit um jeden Preis, künstliche, todte Arbeit. Allein Arbeit um jeden Preis ist immer zu theuer, und todte Arbeit ist schlimmer als keine. Der Wohlstand sinkt immer mehr. Die Arbeit und die Arbeiter werden als Hebel zu politischen Bewegungen benützt. Aber man weiß nicht, welch ein Dämon in der Arbeit sitzt. Sie ist gar ein eigensinnig Ding, das sich durchaus nicht commandiren läßt. Oder richtiger, sie folgt unwandelbar so schlichten Naturgesetzen, daß wir eigensinnig Arbeit und Erwerb verderben, sowie wir hineingreifen in diesen natürlichen Gang. Durch das Trugbild erkünstelten Arbeitgewinnes, welchen man den Arbeitern, mit Verschleuderung von Millionen, als Beruhigungsbrocken hinwirft, sinkt also der allgemeine Wohlstand immer tiefer. Die Arbeiter werden wild; sie suchen den Grund dieses räthselhaften Unsegens in dem Mammonsgeiste der Besitzenden, sie wühlen gegen die „Bürger," die Geldsäcke. Da flüstern ihnen parteigeschulte Volksführer die rechte Taktik ein, womit sie die Geldsäcke schlagen können. Sie müssen meutern und lärmen: Arbeiterunruhen stören den Kredit, und der Kredit ist die Lebensluft der Kapitalisten. Aber der Kredit ist auch die Lebensluft der Arbeit, und indem die meuternden Arbeiter den Kredit zerstören, fällt der Schlag auf ihr eigen Haupt zurück. Die Arbeit, welche bis dahin stockte, hört jetzt ganz auf. Simson reißt die Säule um, und das stürzende Haus erschlägt mit den Philistern auch ihn selber.

So drehen wir uns in einem furchtbaren Ring. Indem die alte Gewalt der Revolution ihre sociale Schneide nehmen möchte, schleift sie diese immer schärfer; indem die neuen

Volksführer die Revolution auf socialen Pfaden zum Gipfel führen möchten, leiten sie dieselbe im Kreise zum Anfange zurück, indem sich die Arbeiter erretten möchten, verstricken sie sich nur desto mehr.

Wer sich aber im Ring dreht, der wird schwindelig, und im Schwindel weiß auch der hellste Kopf nicht mehr, was rechts und links ist. Er vergißt dann zumal die einfachsten wirthschaftlichen Thatsachen, die unantastbarsten Grundsätze aller vernünftigen Wirthschaftspolitik. Es ist psychologisch höchst merkwürdig, wie im revolutionären Taumel uralte Irrthümer, die von den Nationalökonomen schulgelehrt und volksfaßlich längst zu Boden gepredigt worden sind, plötzlich wieder als eine ganz neue Weisheit ihr Haupt erheben. So verfiel die Pariser Februarrevolution in ihren socialistischen Experimenten genau wieder in dieselben Fehler, die man in den neunziger Jahren begangen und gebüßt und inzwischen auch eingesehen und thatsächlich überwunden hätte. Die neue sociale Revolution war nur so kurzlebig, denn sie dauerte kaum vier Monate, sonst hätte sie Arbeit und Besitz auf dem betretenen Wege eben so rasch zu Grunde „organisirt" wie die alte. Die politische Einbildungskraft des Volkes war so erhitzt, daß es das Einmaleins verlernte. Die Arbeiter wollten in den Nationalwerkstätten lieber einen Franken durch todte, nutzlose Arbeit verdienen, als bei den Privatleuten zwei Franken durch ein fruchtbringendes Tagewerk. Mit Militärgewalt mußte man sie zuletzt zur ergiebigsten Arbeitsweise, zur Arbeit auf Stücklohn zwingen. Zu Ehren der Gleichheit und Brüderlichkeit jagten sie die fremden Arbeiter aus dem Lande. Ihr Evangelium war das Wort Proudhon's: „Das Volk

ist niemals reicher und stärker als am Tage nach einem Bankerott!"

Doch nicht blos die revolutionäre Regierung und die Arbeiter von Paris hatten das Einmaleins verlernt. Auch bei uns zu Land gab es gar artige Muster obigen Styles, nur etwas kleiner zugeschnitten und in humoristisch gemüthlicherer Farbe schillernd. Ende März dieses Jahres z. B. wollte die Polizei in einer norddeutschen Residenz den Arbeitern dadurch helfen, daß die Metze Kartoffeln nicht höher als zu einem Silbergroschen verkauft werden sollte. Am Stadtthor erklärte also ein Polizeidiener den Bauern, entweder Ihr gebt die Metze zu einem Silbergroschen, oder Ihr geht wieder hin, wo Ihr hergekommen. Zum Glück dauerte diese bündige Maßregel, wie man zu sagen pflegt, nur von Eilf bis Mittag, sonst würde wohl bald der Hunger den Arbeitern zusammt dem Polizeidiener das vergessene ABC der Nationalökonomie wieder gelehrt haben.

Aber die Bauern trieben's auch nicht besser. Denn ist es schon närrisch, Verkäufer abzuhalten, weil sie uns zu viel Geld mitnehmen, so ist es doch noch viel närrischer, Käufer zu verjagen, weil sie uns zu viel Geld zu bringen drohen! Dies geschah dazumal in verschiedenen Landgemeinden am Mittelrhein. Sie hatten ihre Gemeindewälder weidlich ausgehauen und schrieben nun das Holz nach Vorschrift zur Versteigerung aus. Als aber fremde Steigerer kamen, trieben sie dieselben mit Dreschflegeln und Heugabeln aus dem Wald, damit kein hohes Gebot geschehe, und versteigerten dann unter einander ihr eigenes Holz zu Spottpreisen. Jeder freute sich nun königlich des billigen Holzes und ahnte nicht, daß er

nur in seinen eigenen Säckel lüge und bei der nächsten Gemeindeumlage wohl das Doppelte zum Gemeindehaushalt draufzahlen müsse, während dies sonst die fremden Käufer beigetragen hätten, die man weggejagt.

Doch ist das nur Spiel, unfreiwillige Fastnachtschwänke, die freilich durch ihr buntes und häufiges Auftreten auch ein ernstes Gesicht bekommen. Schwer dagegen wiegt die Thatsache, daß in dem allgemeinen Wirrsaal der Ideen die Arbeiter selbst vergessen, was sie sind, was ihr Name bedeutet und ihr Beruf. Daß die Arbeiter revolutionär werden, wenn sie über „Recht auf Arbeit," „Organisation der Arbeit" u. dgl. zu phantasiren beginnen, hätte weniger zu sagen, denn die Revolution verschlingt rasch ihre eigenen Kinder; viel bedenklicher ist, daß sie meist sofort Faullenzer werden. Die französischen Nationalwerkstätten haben's gezeigt; man nannte sie auch bald überall nur Nationalfaullenzerstätten.

Die Beispiele wandeln ja auch in Deutschland überall leibhaftig vor uns einher in diesem heißblütigen Jahre. Zum höchsten Lohn sind oft keine Arbeiter aufzutreiben und doch klagen Tausende über Arbeitsmangel, d. h. über Mangel an Lohn, für welchen man nicht zu arbeiten braucht. Der Fabrikarbeiter arbeitet jetzt im Wald und fehlt ein Reh um's andere zu Ehren der Jagdfreiheit, der Maurergeselle mauert in der Volksversammlung so redegewaltig als ob er seit Jahren Meister vom Stuhl wäre, der Tagelöhner schiebt den Karren der socialen Philosophie und sinnet nach, ob der alle Organisation der Arbeit hemmende Unterschied der Talente nicht etwa dadurch auszugleichen wäre, daß man die dummen Buben gut unterrichte, die gescheidten schlecht und die Genies

gar nicht? Der liberale Krautschneider weigert sich, für conservative Haushaltungen Sauerkraut einzuschneiden. Dingt man drei Tagelöhner, so kommt der eine um acht Uhr, der andere um zehn, der dritte um zwölf und am Abende begehren alle Drei den gleichen Lohn, wie im Evangelio. Der Miether zahlt ihn auch, doch nicht aus dem biblischen Grunde, sondern damit ihm nicht alle Drei demnächst die Fenster einwerfen. Wer aber gar nichts thut, der hilft wenigstens den Staat regieren. Das will bekanntlich Jeder verstehen, weil man, wie schon Rudolph von Habsburg meinte, dumme Teufel nicht zum Regieren brauchen könne, und keiner möchte doch gern für einen Esel angesehen seyn. Zur Politik gehört aber ein guter Schoppen; jene hat der Arbeiter umsonst, diesen muß er zahlen. Kommt er nun von solch heißem Tage- und Nachtwerk nach Hause und seine Frau verkennt den Werth seiner Arbeit, dann wird er sagen, sie sey auch reactionär und wolle nicht daß der Arbeiter zur vollen freien Menschlichkeit sich entfalte, und wird sie prügeln.

Wer den Muth und Stolz entsagungsvoller Arbeit nicht kennt, der taugt nicht zum Arbeiter, und woher soll ein Socialist diesen Muth und Stolz nehmen? Sagt ihm doch sein Dogma, daß dieser Muth nur Feigheit und dieser Stolz nur Dummheit sey!

Mißtraut Jedem, der „die Arbeit organisiren“ will; denn er hat keine Logik im Kopf. Aber die Arbeiter kann und soll man organisiren und sie sollen sich selbst organisiren. In friedlicher Zeit werden die Brodherren zusammenwirken müssen mit den Arbeitern, daß diese genossenschaftlich sich selber helfen können in Alter und Krankheit, daß sie ihre

Wohnung, Lebensart und Sitte verbessern und verbündet einen Nothpfennig für ihre Wittwen und Waisen zurücklegen. Die Arbeiter „organisiren“ sich, wenn sie durch gegenseitige Hülfe den Fluch ihrer socialen Fesselosigkeit bannen und das Schwankende ihres Erwerbes mindern.

Der Hauptpunkt, worin es ihnen fehlt, ist nicht mangelnde Ehre und Würde: die Arbeit ist ihre Ehre und soll ihr Stolz seyn, wie der Arbeitername. Auch der geringe Erwerb ist nicht der eigentliche Krebsschaden des Arbeiterlebens. Denn ein so geringer Lohn, daß der Einzelne dabei zu Grunde gehen müßte, kann nach den Naturgesetzen aller Wirthschaft dauernd und im Ganzen sich nicht behaupten, und der Unternehmer ohne Arbeiter wird zuletzt eben so sicher verderben, wie der Arbeiter ohne Geld. Die alten armen Handwerksgesellen waren obendrein gewiß viel ärmer als die Mehrzahl der modernen Fabrikarbeiter. Der härteste Fluch, welcher auf diesen ruht, ist überhaupt kein ökonomischer, sondern ein sittlicher Fluch; es fehlt ihnen der Segen des Hauses und der Familie, es fehlt ihnen Zeit und Sammlung, daß sie sich sittlich und intellectuell fortbilden können; sie sind herausgetreten aus der naiven Sitte der Bauern und können doch nicht eintreten in die bewußte, freie Gesittung des besitzenden Bürgers. Sie haben vom gemeinen Manne die Rohheit behalten und vom feinen Mann die bloßen Ansprüche an allerlei Lebensgenuß dazu gewonnen. Darum gilt es eine moralische Mission bei den Arbeitern zu üben, daß sie höher steigen in Religion und Sitte, in Bildung und genossenschaftlichem und häuslichem Gemeinleben. Dies ist die wahre Organisation der Arbeiter, zu welcher in Deutschland schon so

mancher Schritt geschehen ist, um den uns ein großes Nachbarvolk beneiden kann, welches viel mehr von den „Arbeitern" redet als wir, und viel weniger vernünftiges für dieselben thut.

Und zu dieser sittlichen Reorganisation der Arbeiter sollen vor Allen auch deren Brodherren mitwirken. Ich sage die „Brodherren," obgleich mir dieser Ausdruck allein gegenwärtig mindestens eine Katzenmusik eintragen könnte. Jüngferlich zümpferlich stellt man im Modeton nämlich den Herren Arbeitern die Herren „Arbeitgeber" zur Seite. Allein gerade solche, auch sprachlich saftlose Wörter verleiten den Arbeiter, den Sinn seines eigenen Arbeiternamens zu fälschen und zu vergessen, daß er die Ehren dieses Namens vor allen andern Berufen nur darum gewonnen hat, weil er die sauerste, undankbarste Arbeit vollführt, gering an sich und doch so hochgewerthet für das Ganze.

Das ist Alles nicht neu und schmeckt auch nicht süß. Allein da dieselben socialen Irrthümer bei jeder Revolution wiederkehren, so muß man auch immer dieselbe alte Wahrheit dagegen predigen. Volksschmeichler in Zeiten der Volksherrschaft aber sind eben so verächtlich als Fürstenschmeichler in Tagen der Fürstengewalt. Und vielleicht gehört allezeit mehr Muth dazu, dem Volke die Wahrheit zu sagen als den Fürsten.

XI.

Poeſie der Arbeit.

Erſtes Kapitel.

Der erſte Wurf.

Die ſeligſten Augenblicke bei der Geiſtesarbeit ſind das Empfangen und das Vollenden, Anfang und Ende, der erſte Wurf und die letzte Hand. In beidem wird die Arbeit zum freien Genuß, dazwiſchen liegt der Schweiß und die Mühe der Arbeit. Begabte, aber ſtrenger Selbſtzucht und geſammelter Thatkraft bare Naturen bleiben daher häufig beim bloßen Empfangen, bei den erſten zündenden Ideen der Geiſtesarbeit ſtehen, ſie beginnen und entwerfen ewig, um nichts zu Ende zu führen; denn ſie ſuchen bloß den Genuß, nicht aber die „Arbeit“ des Schaffens. Es iſt die auserleſenſte geiſtige Feinſchmeckerei, bloß in genialen Einfällen, Entwürfen und Fragmenten ſchöpferiſch zu ſeyn. Abgeſehen davon, daß ein ſolcher Sybarit der Genialität niemals ein Werk auf die Beine bringen wird, welches iſt und ſeyn wird, zerſtört er auch durch derlei ungearbeitete Arbeit ſeinen Charakter. Wie Verſchwendung der leiblichen Zeugungskraft den Körper ausſaugt, ſo ruinirt auch ein üppiges Spiel mit der geiſtigen Zeugungskraft den Geiſt. Der Gedanke muß hart werden und hart machen, wenn er uns und Andern gedeihen ſoll. In der älteren deutſchen Sprache gebrauchte man von der Geiſtesarbeit gerne das Wort „ſchmieden“ und ſprach

z. B. in allen Ehren von einem „Liederſchmied“ als von einem Sänger durchgefeilter, in fleißiger Arbeit gehärteter Lieder. Das treffende Wort lebt leider nur noch im verächtlichen Sinne beim „Verſeſchmied.“ Es ſollte wieder zu Würden kommen, denn es iſt ein Mahnwort für die geniale Jugend, daß es auch für das zarteſte Kunſtwerk harter Hammerſchläge bedarf. Ein geſchmiedeter Styl, damascirt wie Leſſing's Proſa, iſt immer ein Zeugniß, daß ſich mit dem Genie auch Charakter, mit dem Genuß des Erfindens auch die ſittliche Thatkraft der Arbeit verband.

Ein gemeiner Irrglaube hält gerade diejenigen Leute für die genialſten, welche immer neue Ideen ſprudeln, aber niemals Sitzfleiſch haben, ihre Gedanken feſtzuhalten, durchzudenken, zu ordnen, auszuführen. Allein ſolche Genies ſchießen durch die Luft wie Sternſchnuppen. Es iſt noch kein Gelehrter (mit dieſen Sternſchnuppen) vom Himmel gefallen, und kein großer Mann ward jemals groß ohne eiſernen Fleiß. Gerade bei den begabteſten Kindern wird das Talent oft zum Fluch ihres ganzen Lebens, weil ſie die elterliche Affenliebe naſchen läßt am Erfinden und Ausſinnen, bevor ſie arbeiten gelernt, und ſpäter lernen ſie's niemals mehr. Es hat ſogar ganze Literatur- und Kunſtperioden gegeben, wo man das Geniale, Moderne, Geiſtvolle des Schaffens vorwiegend im bloßen Empfangen, nicht im Austragen der Ideen ſuchte, Gedankenblitze, Einfälle, Entwürfe zu einem buntſcheckigen gleißenden Stückwerk zuſammenflickte und nun wundergroße Thaten der Geiſtesarbeit vollbracht zu haben glaubte. Ich erinnere z. B. an die feuilletoniſtiſche Schreiberei des jungen Deutſchlands. Der ächt-moderne Schriftſteller phantaſirte

damals über Alles, aber er arbeitete nicht. Er schrieb Bücher ohne Arbeit, die sehr originell seyn konnten, dennoch waren sie ohne Charakter; denn Charakter ist die erarbeitete Eigenart. Wir Alle litten in unserer Jugend unter dem Einfluß dieser Genialitätssucht, die über den Schweiß des Gedankens hinwegsprang und planmäßige Arbeit als Zopf verfehmte. Durch mancherlei Faktoren ward das Regiment dieser Richtung gebrochen; darunter stehet aber nicht zuletzt die Thatsache, daß wir zu arbeitsernst geworden sind, um uns dauernd von den kecken Einfällen sprunghafter Köpfe fesseln zu lassen. Die Jungdeutschen klagten nicht umsonst, so um's Jahr vierzig, über das Vordrängen der wirthschaftlichen, der Arbeitspolitik. Es ließ sich allerlei Wissenschaft in's Jungdeutsche übersetzen, nur nicht die planmäßige, auf Thatsachen und Geschichte gegründete Nationalökonomie; nur nicht die Wissenschaft der Arbeit.

Was ist denn aber eigentlich dieses „Empfangen" bei der Geistesarbeit?

Von solch geheimen Dingen kann man nicht so allgemeinhin Red und Antwort geben; ich will's aber versuchen an einem einzelnen Fall, und zwar kann ich diesen wiederum nur aus meiner eigenen Arbeitserfahrung nehmen. Denn wie man arbeitet, so recht im letzten Grund, das weiß Jeder nur von sich selber, und nur wer selber schon ordentlich gearbeitet hat, der wird auch den Andern verstehn, welcher von den Geheimnissen der Arbeit redet.

Der Grundgedanke eines größeren und eigenen Geisteswerkes kommt uns nicht über Nacht; er wächst ganz stille in uns auf, wer weiß wie lange. Wir leben wohl viele Jahre

in dem Stoff, ohne daß wir daran denken, ihn zu formen. So ergründen wir ihn nicht bloß im Sinne gelehrter Vorarbeit, sondern er wird uns auch heimlich, wir gewinnen ihn lieb. Wüßten doch so viele grundgelehrte und höchst kunstvolle Schriftsteller, welch ein Segen es um diese Liebe ist! Wenn nun solch ein durchlebter, durcharbeiteter Gedankenkreis dem Schriftsteller in seinem Werthe als literarischer Stoff bewußt wird, so nenne ich diesen glückseligen Moment, da wir den stille angewachsenen Schatz entdeckt haben und nun von Lust und Muth zum Werke begeistert werden, die Stunde des Zeugens und Empfangens. Vergangenheit und Zukunft jahrelanger Geistesarbeit fällt hier gleichsam in Eins zusammen. Was uns bisher nur Stoff war, das gliedert sich plötzlich vor dem innern Auge, es gewinnt Form, im Entwurfe ahnen wir die Ausführung und schauen im ersten Aufblitzen der Idee schon die Wirkenskraft vor, in welcher sie, so geformt, über Tausende von Lesern hereinbrechen soll. Und diese ganze Gedankenwelt, die sich nun mit Einemmale aus unserer Seele löst, die wir schon geformt und in die Welt entlassen uns vorstellen, war doch schon so lange unser eigenster geheimer Besitz, den wir uns erlebt, den wir mit unsrem Zorn und unsrer Liebe weit und tief gemacht hatten! Solch seliges Ineinanderfallen von Vergangenheit und Zukunft verklärt den Moment des Empfangens der Arbeit mit dem Lichtglanze der Poesie.

Zweites Kapitel.

Erlebte Werke.

Nützliche, lehrreiche und gelehrte Bücher kann man wohl auf Bestellung arbeiten, nicht aber Schriften, die im engeren Sinne der „Literatur“ angehören, von eigenem Schöpfergeist durchwehte Werke. Denn diese muß der Autor in sich erlebt haben, bevor er die Feder ansetzt, und man kann doch nicht auf Bestellung ein Buch erleben. Uebrigens ist gar nicht gesagt, als ob die Poesie der erlebten Arbeit bloß Werken dichterischen oder doch subjectiven Stoffes einwohnen könne. „Das Herz macht den Theologen,“ wie Schleiermacher in unserem Sinne seinen Wahlspruch faßte, und es könnte selbst ein rechter Philolog denselben Spruch erküren und am Ende gar einen erlebten Traktat über eine griechische Partikel schreiben, eine Partikel, die ihm seit der Schule eine so heilige Reliquie gewesen, wie dem Gläubigen eine Kreuzpartikel. Wir nehmen an, daß Shakspeare vor andern Dramen seinen Hamlet „erlebt“ habe, nun läßt Goethe den Wilhelm Meister aber auch das Verständniß Hamlets erleben, daß Meister seinen „Freund“ Shakspeare „mit großer Freude auch als seinen Pathen erkannte und sich nur um so lieber Wilhelm nennen ließ;“ aber der Commentar zu Hamlet, den uns Goethe in das Leben Meisters einwebt, war im letzten Grunde

auch ein von Goethe selbst erlebter. So kann selbst auf kritischer Analyse die Poesie erlebter Arbeit ruhen.

Wir sehen in der gelehrten Welt ein rastloses Forschen und Graben nach neuer Kenntniß; allein ein Tag überflügelt den andern, was heute die Spitze der Wissenschaft bildete, ist morgen überwunden, veraltet, und je wichtiger eine neue Forschung war, um so rascher wird sie Gemeingut, d. h. trivial.

Am tollsten ist diese Jagd in demjenigen Wirkungskreise, der heutzutage am meisten neuen Stoff zu Tage fördert, in den Naturwissenschaften. Ein begabter Naturforscher von fünfundzwanzig Jahren sagte, jetzt muß ich noch fünf Jahre mit eisernstem Fleiße arbeiten und erringen, was irgend in meinen Kräften liegt; denn mit dreißig Jahren bin ich veraltet.

Der Gelehrte muß sich bescheiden, für die Wissenschaft, nicht für sich zu arbeiten, er bauet sein Werk auf, damit es erweitert, überboten und zuletzt zersprengt werde von den Nachringenden. Verdienst und Ruhm, neue Gedankenbahnen geöffnet zu haben, bleiben ihm auch in Zukunft lebendig, aber die Bücher, in denen er selber jene Gedanken durchgearbeitet, werden verzweifelt rasch „historisches Material," daran sich nur noch die figürlichen Bücherwürmer, abwechselnd mit dem naturgeschichtlichen Bücherwurm, ergötzen. Lebendig bleibt nur ein gelehrtes Buch, wenn es individuell erlebt und entsprechend individuell künstlerisch geformt ist. Denn jeder Wissensstoff, auch der tiefste, wird trivial und veraltet, so wie er in die Welt ausgeht; ein origineller Mensch aber bleibt ewig neu; denn er wird nur einmal geboren. Wer liest heute noch die Naturforscher, die Historiker und Philosophen

des vorigen Jahrhunderts, welche bloß Neues erforschten, ohne ihren Stoff individuell und künstlerisch zu formen? Aber Lessing's, Schiller's, Goethe's, Herder's, Möser's ꝛc. abhandelnde Schriften liest alles Volk immer und immer wieder; denn obgleich ihr positiv gelehrter Inhalt gleichfalls längst veraltet ist, bleiben sie doch jung durch die Poesie der erlebten Arbeit, der originalen Persönlichkeit und durch den Zauber der aus Beidem hervorblühenden künstlerischen Form.

Hier bestätigt sich der Satz, daß die individuellste Arbeit immer die am höchsten gewerthete bleibt. Ich sagte vorhin, daß der reine Gelehrte für die Wissenschaft, nicht „*für sich*“ arbeite. Dieses „Für sich“ ist dabei natürlich im ideellsten Sinne genommen: er entsagt dem Genusse, ein persönlich monumentales Werk in seinem Buche aufzustellen. Der Gedanke, persönlich jung und eigen zu bleiben für ganze Geschlechter in jeder Form und Falte einer erlebten Geistesarbeit schließt den edelsten Egoismus des Schaffens ein. Mißverstanden führt er zu jener geckenhaften Selbstbespiegelung, von welcher die moderne Literatur so viel traurige Exempel aufzeigt.

Wie man aber ein erlebtes Werk nur *einmal* erleben kann, so kann man es auch nur *einmal schreiben*. Hierüber herrscht bei den meisten Leuten, welche die Natur des wahrhaft schöpferischen Schriftstellers nicht kennen, gar wunderliches Vorurtheil. Hat Einer ein durchschlagendes Buch verfaßt, so glaubt man, nun habe er den glücklichen Stoff gepachtet und es müsse derselbe fort und fort in seinem Dintenfasse sitzen. Die Herausgeber von Encyklopädien, Zeitschriften ꝛc. kommen heran und wünschen „etwas Aehnliches“

d. h. denſelben Stoff in anderer Form für ihre Zwecke. Als ob das Buch hätte zünden können, wenn der Verfaſſer ein ſolcher Buchmacher wäre, der den einmal gewonnenen Stoff nun weiter auf Beſtellung in allerlei andere Formen gießt! Gerade darum zündete es ja, weil Stoff und Form lebendig zuſammengewachſen, weil Eines mit dem Andern perſönlich erlebt und erarbeitet war, weil der Autor ſeinen Zorn und ſeine Liebe, weil er ſeinen eigenſten Charakter hineingegoſſen, weil er ein Stück ſeines Lebens abgeſchloſſen hatte mit dem Buch. Wer das einmal gethan, dem wird der Stoff, ſo werth er ihm bleibt, doch literariſch für lange Zeit trocken liegen, indeß der rein gelehrte Forſcher raſch und friſch immer wieder zu dem gleichen Gegenſtande zurückkehren mag.

Von vielen großen Künſtlern wiſſen wir, daß ſie ihre beſten Werke nicht mehr anſehen mochten, ſo wie ſie einmal veröffentlicht waren. Jede ſchöpferiſche Natur hat wohl dieſe Scheu vor dem Rückblick auf ihr geheimſtes Dichten und Denken, welches ihr nun fremd und gegenſtändlich geworden iſt. Der Aberglaube ſagt, wer ſich ſelber geſpenſtig doppelt ſieht, dem drohe der Tod. Gecken, die gern in den Spiegel ſchielen, kennen freilich dieſen Schauer nicht. Doch ſind auch hier unſere feinſten Empfindungen ſeltſam zweigetheilter Art. Derſelbe Autor, dem es die härteſte Strafarbeit wäre, ſeine eigenen Bücher wieder durchleſen zu müſſen, würde es doch ſchmerzlich entbehren, wenn er ſie nicht auf dem Bücherbrett ſtehen hätte. Derſelbe Maler, welcher ſeine Bilder lediglich in verkaufte und unverkaufte theilt und natürlich die verkauften am liebſten hat, trennt ſich doch ſchweren Herzens für immer von dem „verkauften“ Bilde, das nach Amerika

gehen soll. Es ist überhaupt ein wehmüthiges Gefühl für den Maler und Bildner, daß er seine Werke, wenn sie wirken sollen, in alle Welt zerstreuen muß und sie nicht, gleich dem Schriftsteller, dem Dichter, dem Musiker, in seiner Werkstatt als Erinnerungszeichen seines ganzen Arbeitslebens um sich versammelt sehen kann. So kämpft in uns das Heimweh nach der Poesie, welche wir in der vollendeten Arbeit schaffend genossen, mit dem Grauen, uns selbst gegenständlich vor allem Volke zu sehen, daß wir diese Bruchstücke unseres Lebens uns nahe wissen mögen, während wir uns doch scheuen, sie scharf in's Auge zu fassen.

Natürlich reizt aber die Poesie des Zeugens und erlebten Schaffens nicht bloß den Autor, sondern auch das Publikum. Es möchte hinter die Kulissen blicken und die Werke seiner Lehrer und Meister nicht bloß kennen wie sie sind, sondern auch wie sie geworden sind. Wie die heutigen Physiologen Vivisektionen machen und lebendigen Hunden den Bauch aufschneiden, um zu sehen, wie das Thier verdaut, so begannen dann auch Aesthetiker und Literarhistoriker das innerste Leben der schaffenden Männer zu belauschen, und bewiesen uns, daß diese so und nicht anders hätten schaffen können, weil sie so und nicht anders geathmet, gegessen und verdaut hätten. Allein obgleich der Schöpfer eines Geisteswerkes sich selber gar wohl an der Poesie des Erlebten in seiner Arbeit erheben und erwärmen soll, so verschwimmt doch alle objective Kritik in geistreiche Anekdotenspielerei, wenn man dies auf Tritt und Schritt nacherzählen und nachträumen will. Die Tage des Buhlens mit genialer Persönlichkeit sind jedoch gezählt in unserer Literatur; das Werk zeichne den Meister, aber der

Meiſter ſoll ſich nicht ſelber in dem Werke vor dem Spiegel zeichnen. An der Wärme und Begeiſtigung ſeiner Arbeit wollen wir empfinden, daß ſie erlebt iſt, zwingt er uns aber im Einzelnen nachzureflectiren, wie er ſie erlebt habe, ſo kühlt er damit dieſe Wärme wieder ab. Es iſt ein Anachronismus, wenn z. B. Franz Liszt ein Orcheſterſtück: „Orpheus“ componirt und die Hörer durch ein Programm vorbereiten läßt, worin geſchrieben ſteht, daß eine antike Vaſe mit dem Bilde des Orpheus den Tondichter zu dieſem Satze angeregt und daß er alſo gleichſam dieſes Vaſenbild in Muſik geſetzt habe u. ſ. w. Der Autor mag mit dem Eindruck dieſes Bildes in der That ſeine Muſik erlebt haben; — denn durch welch wunderliche Analogien wird nicht fort und fort unſere ſchöpferiſche Einbildungskraft angeregt! — allein dem Hörer iſt dieſer „intereſſante“ Zug vorerſt ganz gleichgültig, ja er kühlt ihn ab, denn er reizt zu einer Jagd des Witzes nach dem Vaſengemälde der Geigen und Klarinetten, und wenn wir unreflectirt nun einmal keinen „Orpheus“ aus ſolcher Muſik heraushören, ſo wird ihn auch der Concertzettel nicht hineinzaubern können.

Drittes Kapitel.

Mühsal und Genuß des Schaffens.

In den höheren, geistigeren Formen der Arbeit fällt Mühsal und Genuß in Eins zusammen. Die Arbeit selber wird Genuß, während beim rein mechanischen Tagewerk, welches ein Thier oder eine Maschine vielleicht ebensogut vollführen könnte als der Mensch, erst *nach* der Arbeit und in ihren Resultaten der rechte Genuß kommt. Es geht darum den meisten Handarbeitern wie vielen Studenten, denen die lange Vacanz als das Schönste an den Universitätsstudien erscheint. Dem schöpferischen Geistesarbeiter ist, wie ich schon oben bemerkte, kein Feierabend vergönnt, und er träumt wohl gar im Schlafe seine Arbeit weiter, allein für diese Entbehrung ward ihm dennoch reicher Ersatz; denn die Wonne des Feierabends steckt ihm *in* der Arbeit. Ich möchte dies im baren Wortsinn *das Göttliche* in der höchsten Menschenarbeit nennen, daß hier die Mühe selber zum Genuß wird. Darum fällt auch dem schöpferischen Manne in Alter oder Krankheit nichts schwerer als mit der Arbeit aufzuhören. Kluge Leute haben gut predigen, daß der Künstler mit seiner reifsten Blüthezeit abschließen solle. Mit dem Schaffen abschließen heißt für ihn, mit dem reinsten Lebensgenusse abschließen, und das mag doch Keiner bevor er wirklich todt ist. Daher

geschieht es auch wohl, daß ein Nimmersatt sich auf den Hund arbeitet mit geistiger Production, ja daß ein gescheidter Mann sich ohne Noth zu Tod studirt, während sich gewiß noch kein Holzhauer aus purem Berufseifer zu Tod gesägt hat.

Die Geschichte der Kunst und Litteratur zeigt uns übrigens viel merkwürdige Vorbilder von Männern, welche durch den rastlosen und doch maßvollen Fleiß des höchsten Schaffens sich fort und fort auch leiblich frisch bewahrten, ja durch den Lebensbalsam einer Arbeit, deren Mühsal zugleich Poesie und Genuß ist, sich aus einer siechen Jugend zu einem kräftigen Alter hinaufarbeiteten, und jugendlich dichtend und bildend sich selbst verjüngten. Statt Vieler schreibe ich nur die Namen Goethe, Humboldt, Kant, Haydn, Gluck, Tizian, Michelangelo.

Nicht die Geistesarbeit macht den Bureaumann zum Podagristen und Staatshämorhoidarius, sondern vielmehr die Geistlosigkeit in seiner Stubenhockerei. Die entwickelte Thatkraft der Gedanken veredelt das Gesicht, namentlich Stirn, Augen und Mund, und ein durchgearbeiteter Manneskopf ist immer der männlich schönste. Harmonische, freie und maßvolle Geistesarbeit veredelt aber nicht blos den Kopf, sondern den ganzen Leib, sie stärkt den Willen und mit dem Willen die Nervenkraft. Wem sein geistiges Tagewerk Kopfweh macht und den Unterleib schwächt, der hat das Ding schwerlich beim rechten Zipfel gefaßt. Oder sollte just die Dummheit das Privileg des stärksten Gehirns und der festesten Nerven besitzen? Ich habe mein Leben so ziemlich gleichgetheilt zwischen starken Körperstrapatzen und angestrengter Geistesarbeit: wenn ich nun am Tage 12 Poststunden mit Sack und Pack gewandert bin, so ist Hunger, Durst und Schlaf vortrefflich, wenn ich

aber auch nur 5 Quartseiten durchdacht und niedergeschrieben habe, so ist Hunger, Durst und Schlaf noch weit vortrefflicher.

Ich sagte oben, die seligsten Augenblicke bei der Geistesarbeit seyen der erste Wurf und die letzte Hand, Empfangen und Vollenden; in beiden werde die Arbeit zum freien Genuß, mitten inne aber liege der Schweiß und die Mühsal des Schaffens.

Nicht im Entwurf bleiben die meisten Arbeiten stecken, sondern im ersten Theile der Ausführung; selten dagegen und in der Regel nur durch äußeres Hinderniß bleibt ein über die Mitte vorgeschrittenes Werk Fragment. In der Mitte kommt man über den Berg, und nicht die steilste Stelle, sondern das erste Ansteigen ist bergauf das sauerste. Den Scheitelpunkt der Gebirgspässe nennt man in vielen Gegenden „beim fröhlichen Mann;" denn mag der Wanderer von hüben oder drüben kommen, bei dieser Stelle ist er allemal fröhlich; und das Hinuntersteigen däucht ihm nur noch ein Spiel. Bevor man aber in einer Arbeit beim „fröhlichen Mann" angelangt ist, kostet es ganz besondere Willenskraft und Ausdauer.

Im Augenblicke des ersten Wurfes sitzen wir wie ein Feldherr hoch zu Roß, ordnen und mustern unsere Reihen in keckem Flug und sehen überall schon gewonnen Spiel. Beim Ausführen aber müssen wir all die Schritte erst erkämpfen, die wir im Geiste schon weit hinter uns hatten. Es beginnt eine Schule der Selbsterkenntniß, wir finden tausend ungeahnte Lücken unsers Wissens, der Stoff trocknet uns ein, oder er wird uns auch umgekehrt so warm und lebendig, daß er mit unserer Phantasie durchgeht und wir nicht mehr zum geduldigen Sitzen uns niederschlagen können. Allmählich

gewinnt man aber auch dieſe Nöthe und Mühen lieb, und der Zwang der begonnenen Arbeit hilft durch dick und dünn. Es iſt etwas köſtliches um dieſen Zwang. Kein großes Werk wird ohne äußern Zwang vollendet, ſo wenig als umgekehrt jemals ein großes Werk aus lauter äußerem Zwang geſchaffen worden iſt. Wer unbegrenzte Zeit hat, der thut gewöhnlich gar nichts; nur wenn wir keine Zeit haben, finden wir Zeit. Darum verſpricht man ſich ſo oft Wunder wie viel von einer Ferienarbeit, und ſind die Ferien herum, ſo haben wir erſt recht nichts gethan; kommt aber der köſtliche Zwang, brennt es auf dem Nagel, dann verdoppelt ſich die Schnellkraft des geſammelten Geiſtes und eine geſtohlene Stunde reicht weiter als zwölf geſchenkte.

Mit der feinen Feder eines Novelliſten ließe ſich's höchſt liebenswürdig ausmalen, wie allerlei Geiſter nach verſchiedenen Hausmitteln greifen, um ſich in der Mühſal der Production zu ſtärken. Der Eine kann ſein Werk nicht fördern, wenn er nicht periodiſch Plan und Schickſal der Arbeit haarklein mit Freunden durchſpricht; dem Andern dagegen würde das Werk für immer verleidet ſeyn, wofern er irgend einer Seele davon erzählt hätte, bevor er's mindeſtens bis auf den Berg, bis zum „fröhlichen Mann" hinauf geführt hat. Man ſagt von der Gemſe, daß ſie lieber Hungers ſtirbt als eine Pflanze benagt, woran ſie die Berührung einer Menſchenhand wittert. So gibt es auch Schriftſteller, die keinen Gedanken mehr niederſchreiben können, den ſie einmal einem Dritten vorgelegt haben, und ſollte darüber auch ein lang getragenes Geiſteswerk ungeboren bleiben. Solche Gemſennaturen ſuchen wohl im Hinausſtürmen in Wald und Wildniß Ideen zu

erhaſchen oder zu formen, machen ein keckes, rohes Concept unter den Bäumen oder auch im Sonnenbrand, in Sturm und Regen und feilen die Reinſchrift bei verſchloſſener Thüre. Gedanken, die unter der laſtenden Stubendecke ſchlechterdings nicht heraus wollen, blühen wie entzaubert empor unter freiem Himmel.

Aber es gibt noch ein anderes, viel allgemeineres Mittel, den trägen Geiſt zu wecken. Kunſt zeugt Kunſt; der Anblick eines fremden vollendeten Werkes läßt uns nicht ſtille ſtehen beim eigenen unvollendeten Entwurf. Darum lauſcht der Maler an der Staffelei dem Vorleſer guter Gedichte, daß es mit dem Pinſel friſcher flecke, der Poet, welcher die Kataſtrophe ſeines Dramas nicht rund kriegen kann, hört eine Symphonie, und ehe die letzten Schläge des Finales gefallen ſind, hat er ſeine Kataſtrophe rund, und der Proſaiker betrachtet ſich wohl gar einen Ruysdael oder Dürer, um ſeinen hiſtoriſchen oder philoſophiſchen Stoff — wenn's langt — ſo warm und tief zu durchleben und ſo harmoniſch zu bilden, wie der Maler ſeinen Eichwald oder ſeine Figurengruppen.

Nur hüte ſich ein Jeder, daß er ſich nicht durch Meiſterſtücke gleicher Gattung im Schaffen anregen wolle. Der Hiſtoriker zum Exempel mag, während ſein eigen Werk in ihm gährt und treibt, Verſe leſen, Muſik hören, Bilder betrachten, das erweckt und kräftigt ſeine Ideen, ohne ihn zu Nachklängen und ſubtilem Diebſtahl zu verlocken; wenn er ſich aber durch gleichzeitige, ſtylverwandte Geſchichtswerke mitten in der Arbeit zum Schaffen kann höher ſtimmen laſſen, dann muß er entweder ein Original über alle Originale oder ein grundbeſchränkter Kopf ſeyn. Vor und nach der Arbeit

ſoll man Fachwerke um der Form willen ſtudieren, während derſelben nur als Stoffquellen.

Es liegt eine wunderbare Poeſie der Arbeit in jenem erweckenden Rapport, den eine Kunſt auf die andere übt, die fremdartigſten Geiſteswerke aufeinander. Der Maler, welcher bei den Verſen malt, denkt, auch ich bin ein Poet, der Poet fühlt, indem ihm die Symphonie ſein Drama vollenden hilft, daß auch in ihm Muſik klinge. Jedes hohe Geiſteswerk zeigt das gemeinſame Licht von oben und erhebt uns, indem wir den freien Selbſtzweck erfaſſen, womit es die göttliche Idee harmoniſch verleiblichte. Wir ſehen, das Eine, letzte Ziel aller Wiſſenſchaft und Kunſt hat auch dem Meiſter, der uns gegenüberſteht, in ſeiner Weiſe vorgeleuchtet. Dieſer Gedanke zündet. Daß jener begnadete Mann muſicirte, indeß wir dichten, oder malte, indeß wir philoſophiren, ändert im Weſen nichts, es behütet uns aber, daß wir nicht in ſeine Formen und individuellen Gedanken uns verſtricken, und daß wir nicht gar den Muth verlieren, wenn wir ein Urbild vor uns ſchauen, gegen welches beim Vergleich im Einzelnen unſer Beginnen doch leicht Stümperei bleiben könnte. Der Dichter kann ſich an Beethoven erheben, ohne ſich mit ihm zu meſſen; wollte er ſich mitten im Schaffenseifer an Shakeſpeare erheben, ſo würde ihn der Vergleich zu Boden drücken. Und ſchon ganz äußerlich gibt uns das Beiſpiel, daß es dem Meiſter der fremden Kunſt gelang ſein Werk zu vollenden, Muth und Wetteifer, wir greifen zu, wir ſehen es iſt möglich und kommen mit Gottes Hülfe wohl auch noch über den Berg.

Viertes Kapitel.

Ideelle Theilung der Arbeit.

Ein anderes mächtiges Förderungsmittel beim Produciren ist die Theilung der Arbeit. Ich meine nicht jenes bei mechanischen Geschäften so ersprießliche Zusammenarbeiten an demselben Gegenstande, wie wenn der Eine den Knopf und der Andere den Spieß der Stecknadel macht. Leider gibt es auch derartige poetische Stecknadelfabriken, wo sich z. B. vier Franzosen zusammensetzen, um ein Lustspiel zu „dichten," oder malende, darin nach altniederländischer Art der Eine die Landschaft entwirft, ein Anderer das Vieh und ein Dritter die Menschen hineinzeichnet, oder wissenschaftliche, wenn die Schüler den gelehrten Stoff sammeln, welchen der Meister zurechtschneidet und zu einem Geschichtswerke zusammennäht. Das gibt dann eben Fabrikarbeit, kein Kunstwerk. Zu jedem Erzeugniß menschlichen Fleißes müssen allerdings viele Hände ineinandergreifen; allein was bei der mechanischen Arbeit verschiedene Personen gleichzeitig thun, das geschieht bei der schaffenden Geistesarbeit in historischer Folge durch die Männer verschiedener Epochen und Geschlechter. Hundert Hände wirkten binnen Jahr und Tag zusammen, um das Papier zu bereiten, worauf der Gelehrte sein Buch schreibt, aber Jahrhunderte mußten zusammenwirken, damit das Buch gedacht

und geſchrieben werden konnte. Ganze Geſchlechterreihen von Vorläufern arbeiteten uns in die Hand, und ihre Gedanken und Formen ſtecken mit in unſerm Buch; dennoch denken und formen wir dieſes Buch allein. Jede ideelle Arbeit (auch der Erfindungsgeiſt, welcher in der Stecknadel und ihrer Fabrikation ruht) theilt ſich hiſtoriſch und ideell, die materielle gleichzeitig und materiell. Doch faſſe ich hier auch dieſe Theilung der Arbeit, nach welcher Jahrhunderte an jedem Buche mitſchreiben, zunächſt nicht in's Auge.

Der ſchöpferiſche Geiſt theilt ſich ſelber ſeine Arbeit und in dem rechten Wechſel dieſer Theilung liegt ein feines Geheimmittel, uns immer friſch und rührig zu bewahren, wenn das vorgedachte erſte Berganſteigen uns ſauer wird. Geſtaltende Phantaſie, ſtofſammelndes Studium und ordnende Kritik wirken in jedem Geiſteswerke zuſammen, und man muß zuſehen, daß ſich dieſe drei Perſonen in ſtetem Wechſel in die Arbeit theilen. Wer bei einem größeren Werke in „Einem Trumm“ (wie die Schwaben ſagen) alle ſeine Vorſtudien machen, dann alles anordnen und endlich von A bis Z Alles der Reihe nach ausführen will, der wird vermuthlich in der Mitte ſtecken bleiben. Freilich muß man vor Beginn des Ausführens der wichtigſten Vorarbeiten Herr ſeyn und den Plan im Ganzen geordnet haben; dann aber ſoll ſich der Geiſt ſtärken in getheilter Arbeit: ſind wir nach einer Weile müde des Formens und Rundens, dann ruhen wir uns bei unſern Quellen aus und ſpinnen uns behaglich ein im gelehrten Sammeln weiteren Stoffes; haben wir uns ſatt geruht im Lehnſtuhl der Gelehrſamkeit, dann erhebt ſich die erfindende Kraft um ſo ſchwungvoller und verfeinert und vertieft den

begonnenen Plan, und von dem Skizziren in großen, breiten Strichen kehren wir dann deſto liebevoller zur ſüßen Kleinarbeit des Durchführens und Ausmalens zurück.

Bei ſolchem Verfahren mag man freilich das ganze Werk dreimal ſchreiben und manches Concept für den Papierkorb machen, allein wir bleiben allezeit friſch und die Freude an dem wachſenden, wohlgefügten, des Schlußſteines ſichern Bau wird auch eine dreidoppelte ſeyn. Es bewährt ſich dabei auch im einzig rechten Sinne der Satz, daß uns die beſten Gedanken im Schreiben kommen.

Fünftes Kapitel.

Die letzte Hand.

Die Freude am Werk wächst mit dem Werk. Es klingt etwas wunderlich, birgt aber doch eine feine Wahrheit, wenn Goethe Eckermann erzählt, daß er sich bei größeren Arbeiten wohl so viel leere Bogen habe zusammenlegen lassen, als das Ganze muthmaßlich füllen würde, um im Schreiben die positive und negative Probe der beschriebenen und der weißen Blätter zu haben und so sich desto anschaulicher des Fortganges der Arbeit zu erfreuen. Wächst das Tagewerk in arithmetischer Steigerung, so wächst selbst dem rohesten Arbeiter die Freude am Werk in geometrischer. Auch das ist Poesie der Arbeit. Es hat überhaupt jede redliche Arbeit einen Funken von jener Poesie, die ich hier beim Geistesschaffen geschildert; jede Arbeit hat den göttlichen Fluch der Mühsal, aber auch jede ein Stück jenes göttlichen Segens, daß die Mühsal durch die Arbeit selber zum Genuß wird. Nur Art und Maß dieses Segens ist verschieden ausgetheilt.

Die Wonne der letzten Hand aber, welche ich oben der Wonne des ersten Wurfes gleich stellte, ruht wesentlich darin, daß die Mühsal schon vergessen ist und uns nur die

reine Freude bleibt, mit leichten Zügen dem Gesammtbilde die letzten kräftigen Drucker, die zusammenstimmenden Lasuren zu geben, welche das Laienauge eigentlich gar nicht vermißt hätte, in denen aber das Auge des Meisters vor Allem den Meister erkennt. Beim Schriftsteller bestehen diese „Lasuren" häufig bloß im Ausstreichen und Beschneiden. Ein Manuscript feilen heißt, es im Umfang kleiner, im Inhalt größer machen. Mit wahrer Herzenslust sieht der vernünftige Autor die überwüchsigen Gedanken und Worte in den Papierkorb fliegen, indeß das Ganze knapp und rund wird. Er weiß, daß er die der Harmonie des Werkes geopferten Gedanken darum nicht getödtet hat, denn jede durchgearbeitete Idee lebt befruchtend in uns fort, und wenn wir sie auch wieder vergessen sollten, so lebt sie doch in den Kindern, die sie in unserm Kopfe zeugte. Wie uns eine Geistesschöpfung in der Stunde des Empfangens zum erstenmale wie in einem Traumgesicht gegenständlich wurde, so wird sie uns bei der letzten Feile zum erstenmale gegenständlich als ein wirkliches, leibhaftes Werk.

Darum kehrt so gern bei der Arbeit der letzten Hand das Ende zum Anfang zurück, und indem wir in dem Behagen des Glättens und Feilens schwelgen, ertappen wir uns unversehens auf den Keimgedanken eines neuen Werkes, welches aus dem eben abzuschließenden hervorschießt. Diese kecke Begier nach neuen Plänen erstirbt aber zumeist mit dem wirklichen Abschluß der alten Arbeit und das Ruhebedürfniß macht sein Recht geltend. So sieht man manchmal Abends ein Morgenroth am Osthimmel; es ist aber nur der Widerschein des Abendrothes. Aber bedeutsam bleibt es doch, daß

Vollenden und Empfangen ſich ſo gerne die Hand reicht, und iſt uns darin Zeugniß gegeben, daß die ſeligſten Augenblicke, in welchen die Mühſal der Arbeit zum Genuß wird, gleichmäßig beſchloſſen ſind in der That des erſten Wurfes und in der That der letzten Hand.

XII.

Arbeitsschule im großen Styl.

Erstes Kapitel.

Historische Schule.

Es gibt Volkserziehung zur Arbeit im großen und kleinen Styl; jene gehört der Geschichte an, diese bleibt versteckt im Privatleben der Völker.

Fragt man: was ist eine solche Arbeitsschule im großen Styl, so antworte ich darauf durch eine andere — beispielsweise gewählte — Frage: weßhalb gelten die protestantischen Gaue Deutschlands für arbeitsrühriger als die katholischen?

Sind etwa die Protestanten schlechtweg fleißiger als die Katholiken? Das wird kein Vernünftiger behaupten. In unsern Städten arbeiten Gelehrte, Kaufleute, Gewerbtreibende beider Bekenntnisse neben einander, und Niemand denkt daran, daß ihr Arbeitsgeist confessionell unterschieden sey.

Auch Nation gegen Nation gehalten, ist freilich der Spanier und Italiener träger als der Engländer; allein andererseits kann der protestantische Scandinavier schwerlich gegen den arbeitsrührigen katholischen Belgier und Franzosen Stand halten.

Trotzdem ist es eine weitverbreitete Ansicht, die auch von gar vielen gebildeten und beobachtenden Katholiken getheilt wird, daß die Bauern und Landstädte der katholischen deutschen Gaue an drängender Arbeitslust den protestantischen nachstehen. Der scharfe Beweis für solch ein generalisirendes

Urtheil wird freilich schwer zu erbringen seyn. Denn statistisch kann man wohl die Ziffern der materiellen Arbeitsprodukte verschiedener Gegenden vergleichend abwägen, nicht aber die Ziffern des Fleißes und Arbeitsgeistes. Solche innere Thatsachen des Volkslebens lassen sich nur aus einer Summe scharf beobachteter Einzelzüge folgern, und der Volksforscher ist hier nicht besser und nicht schlimmer daran als der Psycholog bei gar vielen Abschnitten seiner Seelenkunde des individuellen Menschen.

Ein merkwürdiges Zeugniß in unserer Frage gibt der Volksmund selber. Der protestantische Norden und der katholische Süden werfen sich in hundert volksgeläufigen Schlagsätzen gegenseitig ihre Schwächen vor, und gerade das ungebildete Volk wird trotz aller deutscher Einigung noch lange aus diesem Tone singen. Nun gilt der norddeutsche Protestant im katholischen Süden wohl für superklug, anmaßlich, herrschgierig, naseweis, erwerbsüchtig; ich habe aber nie gehört, daß man ihn als träg, lässig und übergenügsam verschrieen. Dies ist vielmehr die gangbare Münze, mit welcher der gemeine Mann des protestantischen Gaues seinem katholischen Nachbar jene erstgenannten Ehrentitel heimzahlt. Da man aber den Splitter in seines Bruders Auge besonders deutlich sieht, so liegt in beiden ein zwar grobes, doch unverdächtiges Zeugniß, welches die zwei Volksgruppen einander gegenseitig ausstellen.

Mit jenem gangbaren Vorurtheil, als ob unser katholisches Landvolk im Allgemeinen viel behäbiger die Arbeit angreife als das protestantische, stimmen dann auch die Urtheile landeskundiger Beobachter aus der Schweiz, dem Elsaß, der

Pfalz, wie aus Bayern, Schwaben, Franken und den mitteldeutschen Ländern, und am auffallendsten zeigt sich die Thatsache oft gerade da, wo auf engem Raum katholische und protestantische Gemeinden hart beisammen liegen.

Was ist nun der Grund? Man sucht gewöhnlich in den Brosamen und meint etwa, die vielen katholischen Feiertage lähmten des Volkes fleißige Hand. Allein, seitdem man die Schaar der früheren halben Feste abgeschafft, hat der katholische Kalender nicht mehr so gar viel rothgedruckte Tage vor dem protestantischen voraus, zum Höchsten ein Dutzend. In Altbayern aber stellt das Landvolk auch an den abgeschafften Feiertagen noch vielfach nach wie vor die Arbeit ein; es scheint also, die Lust zum Feiern ist hier das Ursprüngliche und Dauernde, der Feiertag war nur der zufällige Anknüpfungspunkt. Auch wird Niemand behaupten, daß die katholischen Pariser minder arbeitsrührig seyen als die protestantischen Berliner, weil jene zwölf Feiertage vor diesen voraus haben.

Andere meinten, der Katholicismus gebe den altbäuerlichen Sitten festeren Widerhalt und mit der behaglichen Sitte bleibe der Bauer auch bei der behaglich mäßigen Arbeit des Großvaters stehen. Nun hat allerdings in katholischen Gauen die Volkssitte oft ein buntes, poesievolles und malerisches Gewand bewahrt, welches anderwärts dem nüchternen Ernste des altprotestantischen Geistes gewichen ist; allein den geistigeren Kern der Sitte hat der Protestantismus überall unberührt gelassen; das bezeugen gar viele westphälische, hessische, friesische, pommerische Bauerschaften, die an Alterthümern jeglicher Sitte, folglich auch der Arbeitssitten, nicht minder reich sind als irgend eine katholische Volksgruppe.

Selbſt dem Klima ſchieben Manche die Schuld in die Schuhe, daß die katholiſchen Gaue Deutſchlands zur ſtrengen Arbeit minder aufgelegt ſeyen als die proteſtantiſchen. Unſer rauher Süden iſt aber doch wahrlich kein Italien, und gerade in den mildeſten und geſegnetſten mitteldeutſchen Flußthälern liegen katholiſche und proteſtantiſche Gemeinden bunt durcheinander, und wenn man nun in dem weiland kurfürſtlichen oder biſchöflichen Dorfe die keinen Buben barfuß und die Fenſterſcheiben mit Papier verklebt ſieht und eine Stunde Wegs weiter auf weltlich-proteſtantiſchem Gebiet ganze Schuhe an den Füßen und ganze Scheiben in den Fenſtern, ſo wird man dies doch nicht aus einem klimatiſchen Unterſchied herleiten wollen.

Der Grund liegt höher und tiefer: er liegt in der Geſchichte der Geiſtesarbeit der letzten zwei Jahrhunderte. Darum mögen wir an dieſem Beiſpiel erkennen, was Arbeitsſchule im großen Style iſt. Vielleicht weiſet uns aber ſchon der Umſtand auf den rechten Weg, daß der Gegenſatz katholiſcher und proteſtantiſcher Betriebſamkeit in unſern Tagen ſelbſt bei den Bauern merklich zu verblaſſen beginnt, während er noch vor wenigen Jahrzehnten weit greller war und vor hundert Jahren ſchier wie Tag und Nacht geſchildert wird.

Wir ſind die Kinder unſerer ganzen nationalen Vergangenheit, aber zunächſt iſt ein Volk doch, gleich dem Individuum, ſeinen Eltern oder Großeltern aus dem Geſicht geſchnitten. Das geiſtige Geſicht des modernen deutſchen Volkes erhielt nun ſeine eigenſten neuen Züge im achtzehnten Jahrhundert. Das ſiebzehnte hatte uns müd und matt gemacht;

im achtzehnten ermannten wir uns wieder. Diese Ermannung ging von oben nach unten; sie begann bei der reinen Geistesarbeit in Literatur, Kunst und Wissenschaft, und nicht blos in der schönen Kunst, sondern auch in der Staatskunst. Es waren aber die protestantischen Lande, wo es bei uns vor hundert Jahren zuerst wieder lebendig ward nach langem Schlummer, wo es sich regte und keimte nach allen Seiten, und Niemand leugnet, daß von da an durch mehrere Menschenalter die deutsche Nationalliteratur, die Philosophie, die Geschichtsforschung, ja selbst die sogenannten exacten Wissenschaften ein überwiegend protestantisches Gepräge trugen. Es entstand ein Stürmen und Drängen, und nicht allein unter allen Geistesarbeitern; man hatte neue Ideen gefunden, aus welchen man sich ein neues, heiteres, vernünftiges, praktisches Leben aufbauen wollte. Dies war keine im religiösen Sinn protestantische Bewegung; sie verhielt sich vielmehr gleichgültig, wo nicht feindlich zu allem positiven Kirchenthum, und die strengen Protestanten sahen sich nicht minder vor den Kopf gestoßen wie die Katholiken. Trotzdem konnte diese Bewegung in Deutschland nur auf protestantischem Boden Macht gewinnen; denn sie stützte sich wenigstens auf Ein protestantisches Dogma, auf das Grundrecht des freien Forschens.

Die Leute sollten, nach dem Schlagworte der Zeit, aufgeklärt und human werden; nicht das Ererbte, Ueberlieferte sollte fürder voranstehen, sondern das persönlich Erarbeitete. Eine überstürzende Arbeitslust gährte in den Geistern, und sie that wohl Noth, da man ja die halbe Welt des Wissens und künstlerischen Gestaltens nach eigenen Heften von vorn aufbauen wollte.

Allein was hat dies Alles mit dem protestantischen Landvolke zu schaffen? Heißt es nicht, daß gerade damals die Kluft zwischen der Bildung und dem Volke tiefer gerissen worden sey als je zuvor? Ja und Nein. Es stehet fest, daß Deutschland seit der Reformation keine geistige Krisis erlebte, die so tief und breit in's ganze Volk drang, wie die literarische und wissenschaftliche des achtzehnten Jahrhunderts. Nur mit einem Unterschied: die Reformation wirkte auf das Volk, weil sie in demselben gewurzelt stand; jener literarische Humanismus hingegen, indem er von Außen her seine Hebel ansetzte. Darum packte jene den gemeinen Mann unmittelbar, diese mittelbar. Aber sie packte ihn. Der Bauer sang zwar nicht Goethe's Lieder, wie er Luthers Lieder sang; er lernte aber seinen Acker in neuer Weise bauen, weil die Denker und Dichter in neuer Weise denken und dichten gelernt hatten. Die Arbeitsschule in kleinem Style läßt sich mit den Händen fassen; die Arbeitsschule des großen Styles faßt nur der historische Blick.

Die Geisteskämpfer jener Zeit hatten wenig Verständniß für des deutschen Bauern eigenste Art. Allein sie trieben zu neuer Arbeitsbegeisterung, sie weckten und schüttelten, und dieses Schütteln zitterte wie ein galvanischer Strom bis in die fernsten Glieder der Kette. Der aufgeklärte Mann mit Haarbeutel und Spitzenjabot machte keinen Unterschied zwischen dem Nichtsthun aus Arbeitsscheu und dem Nichtsthun aus Bedürfnißlosigkeit; er hielt das selbstgenügsame Dahinleben des Bauern sammt allem Humor der Faulheit und aller Poesie der Naturwuchses für einen Rest Mittelalter, mit welchem aufzuräumen sey. Die Arbeitsmoral des Alten Testamentes

ging ihm leichter in den Kopf als die neuteſtamentliche, und wenn ihm Rom und Hellas in allen Stücken ein verlorenes Paradies war, ſo däuchte ihm doch die antike Nationalökonomie etwas allzuparadieſiſch. Xenophon und Plato, Ariſtoteles und Cicero hatten faſt wie der deutſche Bauer gedacht, daß nicht Der reich ſey, welcher viel erwerbe, ſondern welcher wenig bedürfe, und hatten faſt wie Doctor Luther den Landbau für die würdigſte Arbeit gehalten, Handel und Gewerbe aber für halbwegs anrüchig. Das paßte nicht in's Concept des aufgeklärten Mannes, aber mit dem Mantel der klaſſiſchen Liebe deckte er den fatalen Umſtand, daß die großen Philoſophen kleine Wirthſchaftslehrer geweſen. Er begehrte raſtloſe, gewinnreiche Arbeit überall und ehrte ſie überall; denn er wußte wohl, daß nichts aufgeklärter macht als die wettende, wagende Arbeit. Im Bienenkorb der Geiſtesarbeiter ſummte es ſo tauſendtönig, daß man über dem Heute das Geſtern vergaß und über dem Morgen das Heute. Leibnitz hatte die Geſchichtſchreiber des Mittelalters neu aufzulegen begonnen, aber Herder klagt, daß kein Buchhändler mehr fortfahren wolle im Aufſchließen der Literaturſchätze jener vergangenen Zeit, weil im gegenwärtigen Strome des Schaffens ein Buch das andere verſchlinge, und die Verleger ſelber lieber neue Bücher ſchrieben, als alte herausgaben. Gewann man nicht Athem für die Geſchichtsſchätze in Büchern, wie ſollte man Athem gewinnen für die Geſchichtsſchätze im Volksleben!

Dieſe Bewegung konnte ſich jedoch nicht umzäunt halten auf der einſamen Höhe der reinen Geiſtesarbeit, ſie ſtrömte bergab in alle Thäler. Abſichtlich und abſichtslos ward der neue Geiſt volksfaßlich gemacht. Die aufgeklärten Pfarrer

predigten das Evangelium der Arbeit von den Kanzeln, und die Schulmeister buchstabirten es in der Volksschule. Polizeigewalt und Polizeilist ward aufgeboten, um das Volk zu praktischerem Fleiße zu erziehen, und hätte man auch dreinfahren müssen wie Friedrich der Große, da er durch Husarenexecution den Bauern die Vortheile des Kartoffelbaues klar machte. Der enge Bund zwischen Handarbeit und Geistesarbeit war ein Ideal der philanthropischen Schulverbesserer. Unter Versuchen und Systemen erwuchs die neue Wissenschaft der Nationalökonomie, und die Versuche, welche Fürsten und Minister aus Liebe zum System begannen, waren oft mehr werth als das System selbst. Die physiokratische Lehre z. B. lockte zu Reformversuchen des Ackerbaues, diese drängten den Bauer zu einer fleißigeren Hand, wie später Adam Smiths Lehre auf Handels- und Gewerbefleiß, wenn auch langsamer, gleich befeuernd wirkte. Gustav Schmoller schließt sein inhaltreiches Buch über „die nationalökonomischen Ansichten in Deutschland während der Reformationsperiode" mit den Sätzen: „Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts mußte vorhergehen, ehe im achtzehnten und neunzehnten die Dampfmaschine erfunden und die Nationalökonomie als selbstständige Wissenschaft erfaßt werden konnte. Nicht nur für Kant und Hegel, auch für Adam Smith und die großen Geister im Gebiete der technischen Erfindungen bildet — so paradox es klingen mag — die nothwendige Voraussetzung die deutsche Reformation." Dieses treffende Wort dürfen wir nach dem Vorgesagten noch erweitern: nur auf protestantischem Boden konnte im achtzehnten Jahrhundert die neue Lehre der Arbeit Schlag auf Schlag zu einer neuen Praxis der Arbeit sich

verkörpern, die aus den Studirstuben der Denker und Forscher bis in die Hütten der Bauern drang und aus dem Märzsturm, der auf den Höhen der Gesellschaft oft so wild und zerstörend brauste, unten im stillen Thale des Landmannes unmerklich einen neuen Frühling aufblühen ließ. Die Geistesarbeit erzog das ganze Volk zum neuen Geiste der Arbeit. Dies war Arbeitsschule im großen Styl.

Nun machte man zwar in den katholischen deutschen Ländern durchaus nicht geradezu Front gegen diese Bewegung. Die Gebildeten wurden überall davon berührt, Josephinische Versuche tauchten da und dort empor, selbst bei geistlichen Fürsten; allein nur in den seltensten Fällen schlugen sie beim katholischen Volke Wurzel. Die schöpferische Begeisterung fehlte, die im protestantischen Lager bei allen Volksschichten ihren Nachhall fand. Man blieb nachahmend, gleichgültig, verschlossen, abwehrend; man stellte sich nicht mit gleicher Kraft, mit gleichem Jubel zum Wettkampf. So haben nicht wenige katholische Gaue das achtzehnte Jahrhundert wohl erlebt, doch nicht durchgelebt; sie sind, wie ich anderswo schon einmal bemerkte, stracks vom siebzehnten ins neunzehnte übergegangen. Das achtzehnte Jahrhundert war eine Schule zu vielem Verkehrten, allein es war eine Arbeitsschule sonder Gleichen, und darum laufen heute noch die Jungen in so manchem katholischen Dorfe barfuß, indeß die protestantischen Nachbarn ganze Schuhe tragen, und die Alten verstopfen das zerbrochene Fenster mit zerrissenen Strümpfen, weil dieses Dorf die Arbeitsschule des achtzehnten Jahrhunderts nicht mit durchgemacht.'

Der Rückschlag gegen diese Periode blieb nicht aus, und

indem sich zunächst die Geistesarbeiter auf katholischer Seite doppelt lebendig zu rühren begannen, schärften sie zwar den confessionellen Gegensatz in der Lehre; im Leben aber milderten sie ihn, denn beide Theile wurden erfüllt vom gleichen Arbeitsgeiste. Die Thatsachen eines neuen Staatslebens und einer neuen Wirthschaftspolitik, denen sich kein europäisches Land dauernd entziehen kann, forderten und förderten endlich eine neue Spannkraft der Arbeit, welche nachgerade die Frage gleichgültig macht, ob wir in oder neben die Arbeitsschule des achtzehnten Jahrhunderts gegangen sind. Darum ist dieser Unterschied, wie ich oben andeutete, in den Bildungsmittelpunkten der größeren Städte schon ganz verblaßt, hingegen immer noch augenfällig bei abgeschlossenen Bauerschaften.

Ich war jedoch nicht ganz genau, indem ich von der deutschen Arbeitsschule des achtzehnten Jahrhunderts redete. Denn das Wort gilt ganz überwiegend nur der zweiten Hälfte dieses Zeitraums; in der deutschen Culturgeschichte ist die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf den meisten Punkten noch siebzehntes Jahrhundert, das heißt die fortgesetzte Periode der Erschlaffung und des dumpfen Entsagens. Frankreich war damals eine Hochschule der Arbeit, das katholische Frankreich, nicht weil es katholisch, sondern weil es das Land des durchgebildetsten absoluten Fürsten war in dieser Zeit des Ideales der absoluten Fürstengewalt. Wie bei uns der freie Forschergeist der Einzelnen eine Arbeitsschule des großen Styles für die ganze Nation gründete, so wurde Frankreich durch seine centralisirende Politik, durch Fürstenallmacht und Ministerklugheit zur Arbeit geschult. Aber wir behielten am Schlusse des Jahrhunderts bei unserer Gelehrtenrepublik die

Monarchie, und Frankreich ging durch seine monarchische Arbeitsschule zur Republik.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kam bei uns ein neues Modewort in Schwang, das Wort „Cultur." Modewörter setzen Modeideen voraus, und mir däucht, vor Allem hat Rousseau's Streitfrage über den Vorzug des unerarbeiteten Naturlebens vor der in Arbeit durchgeistigten Gesittung uns damals das Wort so nothwendig und folglich auch geläufig gemacht. Unter Cultur verstehen wir die Summe der Arbeitsresultate, wie sie zur Signatur der Persönlichkeit des Einzelnen oder eines Volkes werden. Ursprünglich galt das Wort dem Bodenbau, in den deutschen Büchern des achtzehnten Jahrhunderts dagegen wird es fast nur von der Geistesarbeit gebraucht. Ja man verstand damals unter Cultur oft geradezu die Resultate des geistigen Schaffens und sittlichen Ringens im ausschließenden Gegensatz zu dem erarbeiteten Schatze der wirthschaftlichen Güter. Der neue Sinn des Wortes war also zum Antipoden seines alten Stammsinnes geworden. „Cultur" und „Aufklärung" galten für Gleichnamen, und die mit der neuen Idee aufwachsende neue Wissenschaft der Culturgeschichte wurde von mehreren ihrer frühesten Bearbeiter lediglich als eine Philosophie der Geschichte der Aufklärung behandelt. So einseitig lebte das Bewußtseyn von der erziehenden Macht der Geistesarbeit in jener Zeit! Schlug man damals doch sogar vor, wortspielend mit der Völkerwanderung, das achtzehnte Jahrhundert die Periode der „Ideenwanderung" zu nennen!

Die bäuerlichen Abgeordneten auf deutschen Landtagen

ſind in der Regel gar zähe, wenn es gilt die kleinſte Summe zum Nutzen der reinen, zunächſt ganz „unpraktiſchen,“ Geiſtesarbeit in Kunſt und Literatur aufzuwenden; ſie entdecken kein unmittelbares Intereſſe des Volkes und Staates bei ſolchen Dingen. Eine blühende Wieſencultur halten ſie wohl für eine landtagsgerechte Frage, nicht aber eine blühende Dichtkunſt und Philoſophie. Und doch würden ohne die großen, unpraktiſchen Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts unſere ſchönſten Wieſen vielleicht noch Weideland ſeyn, und wenn die reinen Geiſtesarbeiter im ſtürmiſchen Wettkampf einer oft blos nach Erfolg ringenden Arbeit nicht vorangegangen wären, dann hätten auch die Landwirthe noch lange nicht ſo praktiſch auf den Gewinn zu arbeiten gelernt. Sie ſäßen auch ſchwerlich in den Kammern über Fragen der innerlichſten Erziehung des Volkes zu Gericht, wenn nicht Schiller und Goethe und Andere gedichtet, und Kant und Leſſing und Andere gedacht hätten.

In jener Zeit der „Ideenwanderung“ neigte man ſtark dazu, die Geiſtesarbeit einſeitig zu überſchätzen; darum thut es in den gegenwärtigen Triumphtagen der materiellen Wirthſchaftsintereſſen doppelt noth, die geiſtige Arbeitsſchule des achtzehnten Jahrhunderts, welche uns zu den Erfolgen der modernen Wirthſchaft erzog, ſcharf im Auge zu behalten.

Zweites Kapitel.

Sociale Schule.

Im großen Styl erzieht das Volk sich selber zur Arbeit; die Schule erwächst ihm unvermerkt aus seinen eigensten Entwickelungskrisen. Im Kleinen mag der Einzelne hier und da absichtlich Arbeitspädagogik treiben; fruchtbar wird sie nur dann seyn, wenn er aus der großen, in der Geschichte des Volkes erwachsenen Arbeitsschule sich die Regeln borgt.

Ich möchte das Letztere an einem zweiten Beispiel aus der großen Arbeitsschule klar machen.

Man sagt: in der Stadt sind die Leute arbeitsrühriger als auf dem Lande. Dieser allgemeine Satz ist ebenso wahr als falsch. Der vorderpfälzische Bauer tummelt sich viel lustiger und bringt auch etwas ganz Anderes zu Wege, als der Bürger in hundert schläferigen Provinzialstädten. Allein er tummelt sich doch besonders deswegen so lustig, weil er mitten in einem Nest von großen und kleinen Städten sitzt, weil seine Dörfer selbst Halbstädtchen sind, weil er in Bildung und Sitte dem Bürger viel näher steht als dem Bauern, weil er städtischen Geistes ist, indeß die Bürger jener schläferigen Landstädte verbauert sind.

Einem wirthschaftlich hochentwickelten Landvolke darf man nicht ein verkümmertes Stadtvolk gegenüberstellen, um den

Arbeitsgeiſt von Land und Stadt zu vergleichen, ſondern etwa einen wimmelnden See- und Handelsplatz, eine brauſende und dampfende Fabrikſtadt, eine Metropole der Geiſtesarbeit. Dann wird ſich's zeigen, daß der rührigſte Städter den rührigſten Landmann doch wieder beſiegt in der raſchen, ruheloſen Arbeitshand. Nicht der äußere Unterſchied von Stadt und Land, ſondern der innere des bürgerlichen und bäuerlichen Geiſtes entſcheidet.

Die Gründe, weshalb der ſtädtiſche Arbeitsgeiſt rühriger als der ländliche, wurden ſchon gar vielfach durch- und abgedroſchen, mit Ausnahme gerade des ideellſten, der nicht am breiteſten, wohl aber am tiefſten wirkt. Er ruht in der Herrſchaft der Geiſtesarbeit in den Städten. Es haben aber die Geiſtesarbeiter, welche in ſo vielen feinen Büchern Weſen und Wirkung der Arbeit unterſuchten, in der Regel jeden Arbeitskreis beachtet, nur nicht ihren eigenen, die Geiſtesarbeit.

Ueberblicken wir zunächſt die landläufigſten Gründe des ruheloſen Arbeitsgewimmels der Städte.

Gelegenheit macht nicht blos Diebe, ſondern auch fleißige Leute, und der zuſammengeballte Knäuel der Menſchen und Bedürfniſſe einer Stadt bietet auf engem Raum zahlloſe Arbeitsgelegenheit, die der Arbeitsbedürftige leichter findet und ergreift, als wenn er ſie im weiten Gau zerſtreut ſuchen muß. Von den vielen Tauſenden, welche jetzt alljährlich vom Lande zu den Großſtädten ziehen und deren Volksziffer ſo ſchwindelnd ſchnell wachſen machen, werden die Meiſten durch die Fülle der auf Einem Punkt geſammelten Arbeitsgelegenheit angelockt.

Die ärztliche Weisheit des Wirthſchaftspolitikers bei der Kur arbeitsloſer und verarmter Landſtriche beſteht oft lediglich

darin, solchen Gegenden künstlich zu vermitteln, was in jeder Stadt die Natur von selber bietet, nämlich Arbeitsgelegenheit.

Sogar ein Nationalökonom darf wohl zu Zeiten sich rühren lassen. Und es müßte, glaube ich, einen solchen Mann rühren, wenn er in dem bekannten Geigenmacherstädtchen Mittenwald ein altes Violoncell von Egidius Klotz sieht, welches dort als die einzige Reliquie dieses zweiten Gründers der Stadt aufbewahrt wird. Als vor mehr als anderthalbhundert Jahren jener Schüler des berühmten Stainer nach Mittenwald kam, stand die kleine Bergstadt am Rande des Unterganges; sie hatte durch die Verlegung der italienischen Handelsstraße vom Isar-Passe der Scharnitz zum Füssener Lech-Passe die Arbeitsgelegenheit verloren. Da brachte Klotz in der Geigenmacherei den Bürgern eine neue Aufgabe, er schulte ihre Söhne zu seiner Kunst, und der als Verkehrsplatz gefallene Ort erstand wieder als das fleißige, bis auf diesen Tag weitberühmte Geigenmacherstädtchen. Obgleich es so tief im Hirten- und Waldlande liegt, daß man die Geigen zum Trocknen an den Tannenbäumen kann hängen sehen, so gewannen seine Bewohner doch die rührige Hand des Städters. Städtische Arbeitsgelegenheit erzog sie für dieselbe. Was der alte Klotz naiv geschaffen, das versuchte die Wirthschaftspolitik der Regierungen später in ähnlichen Gebirgsorten und oft mit gutem Erfolg. *Sie lernte aus der großen Arbeitsschule, wie man im kleinen Style Gelegenheit macht.*

Diesem milden, modernen Erziehungsmittel zur Arbeit stehet ein hartes altmodisches schroff gegenüber: *der Zwang.*

Es gibt Zwang auf geradem Wege und Zwang auf Umwegen.

Schon unſer Schulzwang iſt eine zwangsweiſe Arbeitserziehung des Volkes auf Umwegen. Mancher Engländer und Franzoſe beneidet uns um unſern Schulzwang, Andere bedauern uns. Wüßten ſie gar, wie ſauer es in manchen übernaturwüchſigen Landſtrichen fällt, dieſen Zwang durchzuführen, ſo würden uns die Einen noch ſtärker beneiden und die Andern noch tiefer bedauern. Vor wenigen Jahren noch geſchah es, daß man einem Bauern im ſüdweſtlichen Gebirgswinkel unſers Vaterlandes ſeine ſechs Kühe polizeilich verſteigern wollte zur Beibringung von aufgelaufenen Schulverſäumnißſtrafen für ſeine ſechs Kinder. Das war in derſelben Gegend, wo der Waldbauer den Ofen oder Herd „die Kunſt“ nennt, als das einzige Kunſtwerk im Hauſe, und zwar als ein Kunſtwerk modernen Styles; denn bis vor Kurzem waren Oefen, Kamine und künſtliche Rauchfänge dort noch unbekannt.

Wir rechtfertigen unſern Schulzwang gewöhnlich mit dem Gedanken, daß der moderne Staat ein ſo ganz aus unſerer modernen Bildung erwachſenes Inſtitut ſey, daß er ohne ein Minimum elementarer Kenntniſſe bei jedem Bürger gar nicht beſtehen könne. Alſo zwingt man ſchon aus Staatsraiſon einen Jeden, ſich wenigſtens dieſes kleinſte Bildungsmaß zu erwerben. Zudem ſteht der Staat gleichſam Gevatter bei dem unmündigen Kinde, ſofern es ein kleiner Staats- und Geſellſchaftsbürger iſt, wie der Taufpathe, ſofern es ein Chriſt iſt, und ſorgt, daß ihm trotz des Unvermögens oder der Rohheit der Eltern wenigſtens die fundamentale Möglichkeit gegeben werde, dereinſt auch ein ausgewachſener Geſellſchaftsbürger zu werden. Allein der Schulzwang iſt nicht blos ein Zwang zum Erwerben gewiſſer Kenntniſſe, er iſt zugleich ein Zwang

zur Arbeitsschule. Nur wer von Kindesbeinen an geregelt arbeiten gelernt hat, taugt in unsere Gesellschaft. Gerade der allgemeine Schulzwang wirkt sicher wesentlich mit, daß das deutsche Volk vor anderen so universell zur Arbeit befähigt erscheint. Trotzdem wird in hohen und niederen Schulen bei fleißigster Arbeit noch gar oft die Aufgabe vergessen und vergriffen, daß man die Kinder zum rechten Arbeitsgeiste und zum reinsten Arbeitsideal erziehe. Denn die Arbeitsresultate eines Curses kann man wohl bureaukratisch vorschreiben, nicht aber das Arbeitsideal und den Lebensodem des Arbeitsgeistes. Ja man wirkt wohl gar vorschriftsmäßig gegen das sittlichste Arbeitsideal. Im vorigen Jahrhundert war z. B. der Brauch noch weitverbreitet, durch ausgetheilte Preise, öffentliche Krönungen u. dgl. den Schüler dafür auszuzeichnen, daß er doch nichts weiter gethan als seine verfluchte Schuldigkeit. Man setzte einen äußeren Gewinn, eine Dekoration dem Kinde vor Augen, während ja dies gerade das Unschuldvollste, Heiligste der Kindesarbeit ist, daß das Kind, wenn auch von Eltern und Lehrern getrieben, doch wenigstens ohne den Stachel des Gewinnes arbeitet. Eben hierdurch erwächst ihm aus seinem gezwungenen Lernen zuerst die Ahnung von der Arbeit als einer freien, sittlichen That. Leider besteht der übele Brauch solcher Schulpreise, die wohl gar unter — nicht figürlichem sondern wirklichem — Pauken- und Trompetenschall in officiellster Feierlichkeit an die Volksschulen vertheilt worden, noch immer in manchen Gegenden Deutschlands. Die Dressur des Lernens mag dadurch gefördert werden; der freie sittliche Arbeitsgeist und das reinere Arbeitsideal gewiß nicht.

Von einem Bauer, der gern mit seinem Arbeitssegen

prahlt, ſagt man am Rhein: „Er bind't ſich reich und driſcht ſich arm.“ Nämlich er bindet und ſtellt ſeine Garben ſo kunſtvoll auf den Acker, daß alle Vorübergehenden meinen, er habe die reichſte Ernte gethan. Kommt's aber zum Ausdreſchen, dann hat er doch nur ebenſoviele oder wohl gar noch weniger Körner als ſeine Nachbarn. Ich möchte auch bei den Schulpreiſen ſagen, man bindet ſich reich, um ſich arm zu dreſchen.

Bei unmündigen Kindern übt der Staat Schulzwang. Auch bei unmündigen großen Leuten und ganzen Gemeinden greift die Wirthſchaftspolizei nicht ſelten zu einem Zwang der Arbeitsſchule. Geht's nicht auf geradem Wege, ſo führt ein Umweg auch zum Ziel. Auf geradem Wege heilte man z. B. noch im abgelaufenen Jahrzehnt mehrere grundverdorbene, zur Zwangsauswanderung reife, Schwarzwälder Gemeinden durch folgende Pferdekur. Nachdem man ſich der Unterſtützung der ordentlichen Leute gegen die große Schaar der notoriſchen Vagabunden verſichert, auch etwa den Schullehrer oder Pfarrer gewechſelt hatte, ward ein beſonders gewürfelter Gendarm als Arbeitspädagog mit ausgedehnter Vollmacht in's Dorf geſetzt. Erwieſene Tagediebe und Strolche wurden zur Zwangsarbeit auf die Gemeindegründe geführt. Den andern verkommenen Leuten ward Saat u. dgl. gratis ausgetheilt, doch niemals ſo, daß ſie dieſelbe über Nacht in den Häuſern behalten durften, weil ſie ſonſt in der Regel morgens verſchwunden war. Der Arbeitspädagog, der Gendarm, ging mit den Leuten auf's Feld und ſah zu, daß ſie die Saat und die Kartoffeln auch wirklich in die Erde legten. (Bei einem ähnlichen Verfahren Friedrichs des Großen pflegten dann aber die Bauern

in der nächsten Nacht die Kartoffeln wieder auszugraben.) Frühmorgens durchwanderte der Gendarm die Häuser seiner Pflegebefohlenen und sah zu, daß die Kinder gewaschen und gelaust, die Krätzigen eingesalbt wurden u. s. f. Das Mittel half; nach nicht gar langer Frist berichtete der Gendarm, daß die Leute nun Alles von selber thäten auch ohne seinen ermunternden Zuspruch, und daß er also, wie jede gute Wirthschaftspolizei, sich selber überflüssig gemacht habe.

Dies ist ein Beispiel von grobem Zwang gegen arbeitscheues Gesindel auf geradem Wege. Als ein etwas feineres, wie man verstockte Bauern auf Umwegen zwingen kann, fleißiger und haushälterischer zu werden, füge ich noch das Folgende bei. In zurückgekommenen Dörfern lassen die Bauern ihre Mistjauche, den Lebensbalsam des Ackers, aus Faulheit wohl gar auf die Straße laufen. Ein solcher Bauer ist unstreitig als ein wirthschaftlich Unmündiger anzusehen und als seines gesunden Verstandes nicht ganz mächtig. Allein trotzdem hat die Polizei kein Recht, ihn zu zwingen, daß er sein Geld nicht zum Fenster hinauswerfe, d. h. seine Jauche nicht auf die Gasse laufen lasse. Nun macht aber die Wirthschaftspolizei einen Umweg durch die Gesundheitspolizei hindurch und zwingt den Bauer doch. Sie verbietet nämlich als gesundheitswidrig, daß die Jauche in den Höfen und Gassen umherlaufe, lediglich um die verblendeten Leute zu fleißigerer, haushälterischer Benützung ihres eigenen Besitzes zu zwingen. Denn wenn der Bauer seine Jauche nun doch einmal nicht frei davonlaufen lassen darf, so bleibt ihm kaum etwas Anderes übrig, als sie auf den Acker zu führen.

Das ist Zwang in der Arbeitsschule kleinsten Styles.

Treten wir jedoch lieber aus dem Polizeibureau in die freie Luft, damit sich uns ein größerer Gedankenkreis eröffne.

Theuere Zeit ist die größte Zuchtmeisterin zur Arbeit. In mäßig gesegneten Ländern sitzen darum zumeist fleißigere Völker als in reichgesegneten; denn sie haben immer ein Stück theuere Zeit. Man kann auch umgekehrt sagen: je fleißiger die Leute, um so theurer lebt sich's im Lande; denn der Fleiß macht das Geld wohlfeil, und der Zwang dieser aus dem Fleiße der Mehrheit erwachsenen Theuerung läßt auch der trägeren Minderheit nur die Wahl zwischen gänzlichem Ruin oder gesteigertem Fleiße.

Indem der Volkswirth aller Arbeit möglichst freie Bahn eröffnet, ruft er die gesegnete Theuerung der Arbeit in's Land. Obgleich nun aber die Theuerung der Arbeit moralisch ganz ähnlich wirkt, wie die Theuerung des Mißwachses, so stehen sich doch beide in ihrem wirthschaftlichen Wesen wie Tag und Nacht gegenüber; je mehr die Theuerung der Arbeit wächst, um so ungefährlicher wird die Theuerung des Mißwachses, Jene tödtet Diese, daß man mit Luthers kühnem Worte sprechen möchte, „es frißt ein Tod den andern." Ich sagte, theueres Leben zwingt zur Arbeit', und der wahre Wirthschafts-politiker öffnet alle Schleußen der Betriebsamkeit, um diesen heilsamen Zwang zu steigern. Indem er also Arbeitsgelegenheit fördert, schafft er zugleich Zwang und verschmilzt so das milde moderne Erziehungsmittel mit dem harten altmodischen zu einem höheren Dritten. Indem er das Volk zwingt, sich selber zu erziehen, erzieht er das Volk. Der ältere Fichte meinte, die höchste Aufgabe des Staates sey, sich selber überflüssig zu machen. Dieses wird man ihm vom jetzigen Stande

eines positiveren Staatsideales nicht mehr zugestehen. Weit eher läßt sich von der Wirthschaftspolizei sagen, daß sie dann ihren Höhepunkt erreicht habe, wenn sie in der Selbsterziehung des Volkes untergegangen sey.

In der Geschichte der Erfindungen bringt der erste Versuch meist den überladendsten Apparat; man vervollkommnet ihn, indem man ihn vereinfacht und kommt zuletzt zur allereinfachsten Maschine, welche scheinbar die nächstliegende gewesen wäre. Dem gleichen Stufengang folgen wir auch mit unsern wirthschaftlichen Erziehungsapparaten.

Doch kehren wir zurück zum Thema vom Gegensatze städtischen und ländlichen Arbeitsgeistes. Sowie der Bauer einen Fuß in die Stadt setzt, lernt er den Zwang zur Arbeit, als aus den Naturgesetzen der Wirthschaft erwachsend, mit Händen greifen.

Die Stadt hat ein heißes Pflaster; darum gehen die Leute hier so viel schneller über die Straße als in den Dörfern, und in den Großstädten am allerschnellsten. Dieser rasche Gang deutet dem Landkinde schon an, daß auch es das Tempo seiner Arbeit vom gewohnten Andante zum Allegro steigern muß, wenn es nicht zurückbleiben will. Zurückbleiben ist aber wiederum in den Städten viel gefährlicher als im Dorf und am gefährlichsten in einer Großstadt. Denn obgleich hier der billigste Victualienmarkt ist und Fleisch und Brod für den Einzelnen besser und wohlfeiler einzukaufen als draußen, wo die Ochsen weiden und die Garben reifen, so sterben doch in den Städten viel mehr Menschen eines schleichenden Hungertodes als auf dem Lande. Der ächte Bauernsohn, welcher in die Großstadt einwandert, hat ein ganz

ähnliches Schickſal, wie ſein Nachbar, der zu den Urwäldern Amerikas gezogen iſt. Beide können weit raſcher in die Höhe kommen als daheim, wenn ſie in ihrer neuen Welt doppelt ſo heftig arbeiten, als ſie vordem gewohnt waren; Beide werden aber auch äußerſt raſch verderben, wenn ſie fortgehen in dem altgewohnten Schwerſchritt der Arbeit. Nur mit dem Unterſchied, daß der Koloniſt bloß ſeine ererbte Arbeitsmethode ſteigern, der Andere dagegen einen ganz neuen Arbeitsgeiſt ſich anleben muß. Darum entfernt ſich der Bauer, welcher in die nächſte Großſtadt einwandert, oft viel weiter von ſeiner Heimath, als wenn er in die Hinterwälder Amerikas zöge. Denn eine neue Arbeitswelt auf altem Boden liegt tauſend Meilen weiter draußen, als die alte Arbeit in einem neuen Welttheil.

Der Bauer vom alten Schlag arbeitet nicht nach der Uhr, ſondern nach Sonne und Jahreszeit; in der Stadt dagegen ſind nicht umſonſt ſo viele Thurmuhren: ſie verkünden ſchon von Ferne, wie gegliedert und gemeſſen hier gelebt und gearbeitet wird. Zu gewiſſen Zeiten des Jahres ſchafft der ächte Bauer übermenſchlich, und in den Arbeitsmühen der heißen Erntetage dürften wohl wenige Städter die Wette mit ihm beſtehen; zu anderer Friſt dagegen feiert er um ſo gründlicher und liegt während des langen Winters wohl gar im halben Winterſchlafe. Die beſten landwirthſchaftlichen Volksſchriften haben ſich's deßhalb oft genug zur Aufgabe gemacht, dem Bauern eine gleichmäßigere Vertheilung ſeiner Arbeit zu predigen und ihm namentlich darzuthun, wie er ſich den Winter durch nützliche Nebenarbeit und Vorbereitungen für den Sommer könne fruchtbar machen. In der Stadt lagen

vordem höchstens die Maurer und Tüncher in bäuerlichem Winterschlafe, und der Maurermeister Zelter hätte vielleicht seine schönen Lieder niemals gesungen, wenn man vor sechzig Jahren schon, wie heutzutage, mitten im Winter neue Häuser gebaut hätte. Geht nun aber der Bauer durch einen großen Theil des Jahres mit den Hühnern schlafen, während er doch nur eine kleine Weile so früh und früher wieder aufsteht, als die Hühner von der Stänge hüpfen, so kommt er dabei offenbar zu kurz gegenüber dem Städter mit seinen gleichmäßigen, nach der Uhr geregelten Arbeitsstunden. Je mechanischer aber der Beruf, um so sicherer erzieht die gleichmäßig vertheilte Arbeitszahl zum raschesten Griff und zur fleißigsten Hand.

Mit der geregelteren Technik des rationellen Landbaues wandert aber auch die geregeltere Arbeitszeit aus der Stadt auf's Land. Das heißt, je mehr Geistesarbeit der Bodencultur zuströmt, um so unwiderstehlicher wird der Bauer in den Schnellschritt und Gleichschritt des städtischen Arbeitsgeistes hineingezwungen.

Ein Zug für viele möge verdeutschen, wie man diese Thatsache der großen Arbeitsschule auch auf die kleine Arbeitspolitik anwenden kann.

Die Volkswirthe streiten, ob es vortheilhafter sey, den Anbau unsers deutschen Bodens zunächst extensiv oder intensiv zu steigern. Sollen wir die Summe des ertragfähigen Bodens mehren durch die Cultur öder Gründe, oder den Ertrag des bereits cultivirten Landes durch gesteigerte Wirthschaft? Welches Verfahren gewinnbringender sey, das mögen die Volkswirthe unter sich ausfechten; sie werden aber schwerlich durch

einen allgemeinen Spruch entscheiden können, sondern je nach der Oertlichkeit hier mit Ja, dort mit Nein.

Weit allgemeiner stellt sich der Unterschied, wenn wir jene beiden Methoden aus dem Gesichtspunkt der Arbeitsschule des Landvolkes betrachten. Mit dem gesteigerten Anbau alten Culturlandes ziehet ein weiteres Stück städtischer Geistesarbeit und also auch städtischen Arbeitsgeistes auf's Land; beim Neubruch einer Oedung bleibt die alte Bauernarbeit, was sie gewesen. Beides ist innere Colonisation, und doch stehen wir hier im Punkte des Arbeitsgeistes vor einem ähnlichen Gegensatz, wie wenn der Bauer zur Stadt wandert oder nach Amerika. Der Socialpolitiker bemerkt dazu noch ungefragt an den Rand: Wollt ihr die Bauernsitte der bürgerlichen näher rücken durch den mächtigen Hebel der Arbeit, dann führet den Bauer zur intensivsten Ausbeute seines Bodens; wollt ihr aber die Bauernsitte in ihrer Eigenart bewahren in und mit einer Mehrung des allgemeinen Bodenertrags, dann lasset ihn ödes Land roden.

Unter den Gründen für die größere sociale Beweglichkeit des Städtebürgers stellt man gemeinhin voran: den Contrast und die Reibung mannichfaltigsten Berufes und Besitzes auf engem Raum. Allein nicht bloß Reich und Arm und feine und grobe Berufe wohnen hier hart neben einander, sondern auch die feinste und die gröbste Arbeitsidee reichen sich nachbarlich die Hand. Wenn nun das Zusammenstoßen des verschiedensten Berufes und Besitzes die Leute social beweglicher macht, warum sollte nicht auch das Zusammenstoßen jeglichen Arbeitsideales dem städtischen Arbeitsgeist erhöheten Schwung geben?

Der krämerische Geldfresser, welcher nur dem Profit nachjagt, stößt in der Großstadt mit dem rechten Ellenbogen an den wackeren, aber beschränkten Kleinhandwerker, der im Gewinn die ganze Seligkeit der Arbeit ahnt, ohne klar an den Erfolg zu denken, und mit dem linken an den idealistischen Erfinder und Forscher, dem der Rausch des bloßen Erfolges schon die Stube heizt und den Magen sättigt, daß er gar nicht inne wird, wie ihn der spröde Gewinn frieren und hungern läßt. Die grellsten Gegensätze des Arbeitsideales stehen hier nebeneinander, aber dazwischen zeigt auch die Stadt den feinsten Stufengang aller Mitteltöne. Nicht bloß die Arbeit treibt und ergänzt sich hier, sondern auch das Arbeitsideal. Der Gelehrte wird praktischer in der Großstadt: hoffen wir, daß auch der reine Profitjäger durch die Reibung der Extreme hier allmählig für die Weihe des Erfolges erzogen werde! Durch die Concurrenz der Arbeitsideale werden wir frei und weit blickend in der sittlich-wirthschaftlichen Weltfrage der Arbeit. Concurrenz ist ein Stadtwort; der Volksmund hat keinen deckenden Ausdruck dafür, und der ächte Bauer ahnt oft gar nichts von diesem fremdartigen Ding mit lateinischem Namen. Concurrenz ist die Fülle gleichartiger und dazu mannichfaltiger Arbeitsgelegenheit auf engem Raum, der Zwang zur Arbeit, den uns tausend Mitwerber auflegen, der Reiz zur Arbeit, welcher aus dem Anschauen fremden Schaffens und fremder Arbeitsideale quillt. Zwingend und verlockend erzieht die Concurrenz zu immer reicherer, rascherer Arbeit. Der Bauer lebt unter Genossen gleichen Berufes und gleichen Arbeitsideales, nicht auf engem, sondern auf weitem Raum. Auch in der Arbeit ist er aus Sitte sittlich; seine

Sitte aber gliedert sich nach Gauen und Geschlechtern, nicht nach Individuen, und folgerecht ist auch das Arbeitsideal des Bauern nicht ein hundertfach abgestuft individuelles, sondern historisch, national, landschaftlich. Bricht er mit der Sitte, so erhebt er sich nicht zu einem reineren Arbeitsideal, sondern er wird der eigennützigste, verschmitzteste Profitmacher oder ein fauler Tagedieb. Gottlob, daß soviel Ritterlichkeit, soviel sittlicher und religiöser Ernst, soviel Poesie und Humor in der Arbeitssitte des deutschen Volkes ruht! Nicht bei den Ungebildeten und nicht bei den Gebildeten, sondern bei den Halbgebildeten herrscht das krämerhafteste Arbeitsideal. Der Bauer mag den Pfarrer, den Arzt, den Gutsbesitzer unter sich wohnen sehen; concurrirend wird er sich nicht an ihnen reiben. Diese Leute sind nicht seines Gleichen, weil sie nicht seine Sitte haben, sie sind Stadt, nicht Land. Ihr Beispiel mag ihn anfeuern; aber ihr Arbeitsideal wird ihm immer fremd bleiben; denn es paßt nicht in seine Sitte. So verharret er einsam, in sich beschlossen. Der schroffe Gegensatz kann sich mildern, insofern das Land bis auf einen gewissen Grad städtisch werden kann. Aber mittlerweile wird auch die Stadt um ein weiteres Stück städtischer, und völlig verschwinden wird der Unterschied städtischen und ländlichen Arbeitsgeistes und Arbeitsideales nur dann, wenn etwa einmal Korn auf dem Straßenpflaster wächst, und die Kaufleute ihre Waarenlager in der Waldeinsamkeit aufschlagen.

Trotzdem erzieht die Stadt fort und fort das Land zur Arbeit, und kann sie gleich dem Bauern nicht den wirthschaftlichen Geist des Bürgers einimpfen, so kann sie doch die Bauernarbeit steigern.

Ich sagte im Eingang des Buches, kein Volk habe die Arbeit universeller erfaßt als das deutsche. Dieses Wort gilt doppelsinnig. Es blühen bei uns die mannichfachsten Berufe reich und eigenartig entwickelt nebeneinander, aber nicht minder vielgestaltig ist auch deutscher Arbeitsgeist, nicht minder individuell trotz alles Gemeinsamen das deutsche Arbeitsideal.

Deutschland besitzt die zahlreichsten Mittelpunkte origineller Betriebsamkeit in hundert Städten selbständigen Charakters, deren jede eine Arbeitshauptstadt ist und eine Arbeitsschule für das umliegende Land. Unser Städtewesen ist nicht das großartigste, aber es ist das persönlich mannichfaltigste; schon diese Thatsache erklärt in manchem Stück die wunderbare persönliche Vielgestalt des deutschen Arbeitsgeistes. Aber auch unsere Stämme haben mit ihren ausgeprägten Sitten zugleich einen gar fein ausgeprägten besonderen Arbeitsgeist ererbt. Zu den tiefsinnigsten und schwersten Räthseln der Culturgeschichte gehört dieser unterschiedene Arbeitsgeist der Stämme; aus ihren dunkelsten Culturalterthümern blitzt er oft schon hervor, er ward gefördert und gefestet durch die ganze Geschichte des Stammes, sitzt aber auch scheinbar wieder den Leuten im Blut, daß man ihn schier leichter naturgeschichtlich als geschichtlich zu begreifen wähnt. Daraus erwächst nun neben der Concurrenz des Arbeitsideales bei den Gesellschaftsschichten die gleiche, nicht minder segensreiche Concurrenz bei Stämmen und Gauen.

Ich konnte in dieser Schrift bloß in großen Umrissen das Gemeinsame des deutschen Arbeitsgeistes zeichnen; die fortschreitend sich vertiefende Volkskunde wird jedoch neben der bloßen Statistik von Arbeit und Sitte auch aufsteigen

müſſen zu einem darauf gegründeten Charakterbilde unſers beſonderen Stammes-Arbeitsgeiſtes in und mit dem deutſchen. Dann wird uns die ſpeciellſte Culturgeſchichte in tauſend verſchlungenen Zügen erſt recht lehren, was Arbeitsſchule großen Styles iſt.

Bei einer centraliſirten Nation mag — wie in einer Großſtadt — das Volkseinkommen aus der Arbeit ſicherer auf den höchſten Punkt geſteigert werden; bei einem durch Natur und Geſchichte individualiſirten Volke dagegen wird die heftige Reibung von allerlei Geiſtern ſicherer zum höchſten Arbeitsideale führen.

Darum ſollen wir Deutſche das letzte Ziel unſerer Arbeitsſchule großen Styles nicht dahin geſteckt ſehen, daß wir das reichſte Volk werden, ſondern dahin, daß wir am größten von der Arbeit denken und durch alle Volksſchichten in freieſter Sittlichkeit arbeitsgewaltig ringen nach dieſem Ideal.

3 2044 020 448 189

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

1161-910